

Timothy Findley



DIE LETZTE
FLUT

Roman

Timothy Findley

Die letzte Flut

Roman

Aus dem Englischen von
Eleanor Pawlik

Claassen

Die Originalausgabe erschien 1984 unter dem Titel
Not Wanted on the Voyage
bei Penguin Books Canada Limited, Toronto.



Der Claassen Verlag ist ein Unternehmen
der Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG
ISBN 3-546-00207-5
© 1984 Pebble Productions Inc.
© der deutschen Ausgabe 2002 by
Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany
Gesetzt aus der Sabon und Humana bei Leingärtner, Nabburg
Druck: Pustet, Regensburg

Timothy Findley, kürzlich im Alter von 71 Jahren verstorben, gilt als einer der profiliertesten Autoren. In *Die letzte Flut*, im Original 1986 erschienen und eines seiner erfolgreichsten Bücher, erzählt er die biblische Sintflut-Geschichte neu. Sein Noah ist ein starrköpfiger, grausamer und zunehmend seniler Despot. Noahs herzensgute Frau greift gern zu einem Krüglein Gin, liebt ihre singenden Schafe und Mottyl, ihre alte, trächtige Katze, eine zentrale Figur des Romans, die als blinder Passagier auf der Arche mitfährt. Auch Luzifer ist in origineller Verkleidung mit an Bord. Findleys recht idyllische vorsintflutliche Erde ist von allerlei Fabelwesen bevölkert – es gibt Einhörner, Drachen und Feen –, auf seiner Arche dagegen herrscht eine grausame, bedrückende Atmosphäre; es gilt, Angriffe von Piraten in Gestalt von Walen abzuwehren und die Meuterei eines Teils der Familie niederzuschlagen. Findley erzählt farbig und spannend; fantastische und komische Episoden wechseln mit Momenten voller Tragik und Dramatik. Ab mittleren Bibliotheken empfohlen.

GANZ BESONDERS FÜR:

Mottle und Boy; Maggie und Hooker
sowie für die Pferde,
die mit uns die Tage teilten.

Und für
die Zweihundert

Gegen die Verzweiflung

*Und du, bist du noch hier,
stemmst du dich noch immer gegen diese gestrandete Arche,
blind, und in der Finsternis sehend.*

Aus Leaning, von Phyllis Webb

Prolog

*Und Noah ging in die Arche mit seinen Söhnen, seiner Frau
und den Frauen seiner Söhne vor den Wassern der Sintflut.*

Genesis 7,7

Jeder weiß, dass es so nicht war.

Zum einen klingt es, als habe es keinen Streit gegeben, keine Panik – als sei keiner beiseite geschoben, keiner niedergetrampelt worden –, als habe keines der Tiere gebrüllt, keiner der Menschen laut geschrien. Es klingt, als hätten allein Doktor Noyes und seine Familie an Bord gehen wollen. Standen alle anderen (der Rest der Menschheit sozusagen) weitab und winkten ihnen hinter einer Barrikade fröhlich zu? ZUSCHAUERN IST NICHT ERLAUBT, DIE GELBE LINIE ZU ÜBERTRETEN und: DANKE FÜR IHRE KOOPERATION. Alles Gepäck säuberlich etikettiert: *WÄHREND DER REISE BENÖTIGT* oder *WÄHREND DER REISE NICHT BENÖTIGT*.

Es klingt auch, als habe es keine Angst gegeben – als hätten Noah und seine Söhne ganz entspannt unter einer blau-weiß gestreiften Markise auf dem Achterdeck gesessen, genüsslich Portwein geschlürft und Zigarren geraucht. Als hätten sie dabei Kapitänsmützen, Hosen aus weißem Segeltuch und Blazer getragen. Als seien Mrs Noyes und ihre Schwiegertöchter, sauber und adrett gekleidet, unter ihrem Regenschirm vor Nässe geschützt, die Laufplanke hochgeflattert, hätten sich umgedreht und gerufen: »Auf Wiedersehen, Freunde!« Und alle ihre Bekannten hätten zurückgerufen: »Gute Reise!«, während die Schwiegertöchter, lächelnd, lachend, ihre Schiffsfahrkarten hinhielten; als ob jeder mit einem Pfeifsignal

an Bord empfangen worden wäre, eine Kapelle *Rule Britannia!* und *Over the Sea to Skye* gespielt hätte. Fahnen und Wimpel und eine donnernde Kanone... wie eine Fahrt auf einem Ausflugsdampfer.

Jedoch: Es war kein Ausflug. Es war das Ende der Welt.

Mrs Noyes rannte und rannte – blindlings durch die immer dunkler werdenden Gänge –, ihre Röcke und Schürzen um die Oberschenkel gerafft; rannte in der blinden Panik einer Mutter, die ihre Kinder nicht finden kann, obwohl sie ihre Hilfeschreie hört. Rauch strömte von einer Öffnung des Hauses zur andern. Zuerst war Mrs Noyes überzeugt, dass das Feuer von drinnen kam, doch als sie die offene Tür erreichte und den lodernden Scheiterhaufen erblickte, wusste sie, es war nicht das Haus, sondern etwas anderes – etwas Lebendiges –, das in Flammen stand.

Nur eine Sekunde zögerte sie – nur so lange, bis sie die Arme als Schutz gegen die Hitze hochgerissen und sich eine Schürze um den Kopf gebunden hatte, denn die Luft war voller Funken, groß wie Vögel, und ihr Haar war zundertrocken – und schon rannte sie erneut los – raste durch den dichter werdenden Rauch und versuchte verzweifelt herauszufinden, woher dieses hohe Wehklagen stammte; es war ein – und doch war es kein – Schrei, den sie erkannte. Sie versuchte nun auch die Gestalten zu erkennen und zu zählen, die mit ihr durch den Ofen (jetzt kam es ihr vor wie ein Ofen) drängten, festzustellen, ob es menschliche Gestalten – ihre Söhne – ihr Mann – ihre Schwiegertöchter waren...

Nichts von dem, was sie sich bewegen sah, hatte Füße oder Beine – nur Arme und Hals und Kopf –, und alles trieb dahin – stemmte sich durch die Rauchschwaden hoch wie Tiere, die beim Ertrinken auf die Oberfläche schnellten, dann versanken

und wieder hochschnellten. Und noch einmal hochschnellten – und endgültig verschwanden.

Mrs Noyes stand da – wie angewurzelt – und starrte, die Hand gegen den Mund gedrückt, von einer Seite zur anderen. Und während sie so schaute und lauschte, überkam sie allmählich eine furchtbare Gewissheit. Sie erfasste, was hier vor sich ging – und Panik machte ihre Beine bleischwer und trübte ihren Verstand und die eine Erkenntnis ließ sie erstarren.

Noah!...

Genug!

Buch Eins

*Da sah Gott auf die Erde, und siehe, sie war verderbt;
denn alles Fleisch hatte seinen Weg verderbt auf Erden.*

Genesis 6,12

Die Nachricht von der Ankunft der Botin verbreitete sich wie ein Lauffeuer.

Zuerst war sie weit unten im Tal gesichtet worden, wo sie sich anhand des Flusslaufes ihren Weg bahnte. Schiffer hielten in ihrem Kampf gegen die Strömung inne, starrten und deuteten auf das Wunder ihrer Farben. Da ließ sich die Botin vom Aufwind hochtragen – ihre Kraft versiegte allmählich –, verzweifelt suchte sie unter sich nach Orientierungspunkten, entdeckte endlich Staubfahnen, ein Hinweis auf Karren und Reiter; um den Hügel machte die Straße einen Bogen. Handwerksgesellen, die auf dem Weg nach oben waren, hielten inne, als sie mit ihrem Aufstieg begann. Der erst kurz zuvor erfundene Sonnenschutz in Form breitrempiger Strohhüte ließ die Menschen auf der Straße wie Pilze aussehen – die Botin musste dabei an Essen denken. Sie war hungrig, konnte sich jedoch beherrschen, und obwohl sie die ganze Nacht und den Vormittag durchgeflogen war, hatte sie nur einmal in der Morgendämmerung eine Pause gemacht, um im Teich eines Bauernhofes ihren Durst zu stillen.

Nun war sie fast am Ende ihrer Reise angekommen. Die Sonne brannte auf ihren schmalen Rücken und warf ihren Schatten, einem laufenden blauen Tier gleich, auf den Pfad unter ihr. Fuhrleute, Reiter und Arbeiter, alle legten sie den Kopf in den Nacken und beschirmten mit den Händen die Augen, um sie oben vorbeiziehen zu sehen. Einige riefen ihr zu, auch wenn sie ihre Stimmen kaum hören konnte: »*Woher kommst du? Wohin fliegst du?*« Doch andere, die wussten, was ihre Farben bedeuteten, stellten keine Fragen. In Zeiten wie diesen konnten die Antworten nur beunruhigend ausfallen; sie blieben also besser unbekannt.

Oben auf dem Berg zeigten ihr die Pinie, die grobe Steinterrasse und der Altar mit der breiten, fleckigen

Oberfläche, dass sie das Ziel ihrer Reise erreicht hatte. Sie ließ sich tiefer Richtung Boden sinken und konnte nun auch den trockenen Lehmpfad sehen, der zum Anwesen führte. Kaputte Mauern und zusammengedrängte Gebäude, Schafhürden und Rinderpferche bildeten Muster unter ihr. Rauchende Kamine zeigten ihr, wo sich Küchen und Nutzgärten befanden. Der dampfende Misthaufen; die konischen geflochtenen Bienenkörbe; der Obstgarten; das Badhaus und die gelb gewordenen, aus Mangel an Regen ausgedörrten Rasenflächen, alles führte sie weiter, bis sie endlich den Walnussbaum mit seinen großen schwarzen Armen und den verdrehten Blättern erspähte – das eine letzte Zeichen, das sie suchte: das Wahrzeichen der Familie, die dort wohnte.

Obwohl bis zum Zusammenbrechen erschöpft, unternahm die Botin eine letzte Anstrengung, um sich bemerkbar zu machen. Sie blieb schwebend über dem Gebäudekomplex hängen und schlug dabei so lange ihre Flügel gegeneinander, bis es klang wie das Zuschlagen von Türen oder zerbrechendes Glas. Und als der Lärm seinen Höhepunkt erreicht hatte, stand ein alter Mann in einer Laube unter dem Walnussbaum auf und ging zu der offenen Stelle, über der sie schwebte. Als die Botin an seinem überraschten Blick merkte, dass er sie wiedererkannte, wusste sie, er war derjenige, um dessentwillen sie so weit geflogen war. Langsam hob der alte Mann seinen Arm zum Gruß und hielt ihr seinen schweren Ärmel hin, damit sie sich niederließ.

Sobald die Botin Doktor Noyes den Brief ausgehändigt hatte, flog sie über seinem Kopf auf, stieß einen gewaltigen Schrei aus und fiel wie ein Stein zu seinen Füßen nieder.

Alle kamen sie gelaufen: Sem kam mit seiner Sense vom Berg und Mrs Noyes kam aus der Küche; Emma und ihr Hund

kamen aus der Spülküche; Japeth – blau und triefnass – kam aus dem Badhaus und Hannah aus dem Obstgarten. Nur Ham fehlte – er war im Zedernhain und wartete auf das Sichtbarwerden von Mars.

»Was ist? Was ist los?«, fragte Mrs Noyes, deren Stimme vom vielen Herumschreien mit Emma wie üblich heiser war.

Doktor Noyes hatte das Siegel noch nicht aufgebrochen. Er starrte auf die rosa- und rubinrote Taube, die vor ihm am Boden lag; ihre Flügel zuckten noch und Staub legte sich auf ihr trübes Auge. Während Doktor Noyes darauf wartete, dass sie starb, murmelte er so etwas wie einen Segen, aber er zitterte dabei – vor Angst – und seine Worte waren nicht vernehmbar.

Einen Augenblick lang – die anderen sahen ihn ungeduldig an – stand er einfach nur da, und als er seine Füße von dem sterbenden Vogel wegziehen wollte, konnte er sie nicht von der Stelle rühren.

Da hielt es Mrs Noyes nicht länger aus und fragte: »Was steht in dem Brief, Noah? Was ist mit dem Brief?«

Endlich brach Doktor Noyes das Siegel auf und schielte auf das offene Blatt.

Sem, Hannah, Japeth, Emma, Mrs Noyes und sogar Emmas Hund beobachteten ihn, während er jedes Wort las und abermals las; langsam bewegten sich seine Kiefer durch die Sätze hindurch, einen nach dem anderen. Alle versuchten von seinen Lippen etwas abzulesen, doch sein Bart war so dicht und verfilzt, dass man seinen Mund kaum sehen konnte.

»Na?«, fragte Mrs Noyes.

»Er kommt«, sagte Doktor Noyes. »Hierher.«

Emmas Finger steckte in ihrer Nase. »Wer?«, fragte sie.

Hannah fuhr sie an: »Ach, frag nicht so blöd!«

Bei dem Gast konnte es sich nur um *ein* Wesen handeln. Die rosa- und rubinrote Taube zu ihren Füßen war ein ebenso

deutlicher Hinweis wie ein in den Staub geschriebenes Autogramm – einer der zehntausend Namen Gottes. Irgendwann binnen der nächsten achtundvierzig Stunden würde Jahwe höchstpersönlich eben hier aus seiner Kutsche steigen.

»Oh du meine Güte«, sagte Mrs Noyes – ganz außer sich blickte sie sich im Hof um, so als wünschte sie sich, noch Zeit zu haben, die Bäume neu zu arrangieren.

»Oh mein...«, sagte Hannah. Sie hob die Hand zur Brust und lächelte.

Emma aber sagte: »Oh nein!«, setzte sich auf den Boden und heulte. Nicht der Gedanke, Gott zu sehen, erschütterte sie. Es war der Gedanke, gesehen zu werden.

Das alles geschah mitten am Nachmittag, als die Sonne den Zenit gerade überschritten hatte. Die Hitze im Hof war gleißend, fast weiß; ihr greller Glanz wurde von der ausgetrockneten, glatt gestampften Erde wieder nach oben projiziert. Genau im Zentrum dieses grellen Lichtes standen Doktor Noyes und seine Familie, alle waren durch die gerade empfangene Nachricht benommen, wie gelähmt. Am Rande des Hofes jedoch, unter den Bäumen, wo es kühl war, legte sich Emmas Hund mit hängender Zunge hin. Sein Hecheln war der einzige Laut, der zu hören war; sein Hecheln und das Gebrumm von Insekten. Selbst die Tiere, die sich im Schatten der Scheunen aufhielten, waren ganz still – auch die Spatzen, Stare und Laubsänger, die sich unter dem Dachvorsprung aneinander drängten, und die fünfzehn Störche auf dem Dach.

Als hielt er diese Stille vielleicht für eine Art Einsatzzeichen, stapfte plötzlich ein Pfau in den Staub hinaus und schlug ein Rad. Alle blickten auf und schauten zu ihm hin.

Beim Betrachten des Pfauengefieders musste Noah ans Auge Gottes denken – das Zeichen war untrüglich.

Der Pfau kratzte im Staub, machte zwei Schritte nach vorn – einen Schritt zurück – zwei Schritte seitwärts in einer eleganten Pavane.

Als hielt er mit dem Vogel ein stilles Zwiegespräch, nickte Noah ihm zu; seine Finger spielten mit dem Brief in seiner Hand. Dann wandte er sich zu den anderen. »Es wird ein Opfer geben«, sagte er. »Heute Abend.«

Als Erster machte Sem Anstalten zu gehen.

Vor der Ankunft der Botin war er gerade dabei, auf der Wiese weiter unten am Berg Heu zu machen, und trug noch immer seine Sense. Ihr Gewicht auf seiner Schulter erinnerte ihn daran, dass er noch etwas erledigen musste. Nichts – nicht einmal die Ankunft Jahwes – durfte die Ernte aufschieben, sonst könnte der lang ersehnte Regen kommen und sie vernichten, sie am Boden erdrücken. Der Beginn des Regens würde auch die Knechte von den Feldern zurück zu ihren weit entfernten Heimatdörfern treiben; von dort, so wusste er, könnte man sie nie wieder zurückholen. »Für dich haben wir geschuftet, Master Sem«, würden sie sagen. »Jetzt ist der Regen da und wir haben vor, bis ans Ende unserer Tage zu feiern.« Sie lümmelten unter ihrem Hut bestimmt schon in der Sonne herum, nutzten Master Sems Abwesenheit aus und brachten ihn mit dem Erfüllen seiner Pflichten noch weiter in Verzug.

Sem war Noahs ältester Sohn und wurde seit jeher »der Ochs« genannt. Er war das größte und stärkste aller Kinder, die dem Doktor und Mrs Noyes geschenkt worden waren, und das erste Kind, das am Leben geblieben war. Sem mit den sandfarbenen Haaren, dem flachen Gesicht und den blassen

Augen tat nichts anderes als essen, arbeiten und schlafen. An nichts anderes dachte er, für nichts anderes brachte er Begeisterung auf. Alles, was er vom Leben verlangte, war ein Pflug, hinter dem er hergehen, und eine Sense so scharf, dass man sich damit rasieren konnte. In Sems Sicht der Welt war alles, was zum Essen auf Tischen stand, für ihn bestimmt, waren alle Betten nur dazu da, damit er sich mit seinen riesigen Gliedern darauf ausstrecken und nach seiner Frau rufen möge, damit sie ihm zu Diensten sei. Für Sem, den Ochsen, war die Welt nur das, was er sah, und die Menschen darin lebten nur dann, wenn sie in seinem Blickfeld erschienen.

Sem wandte sich an seinen Vater. »Was soll ich sagen, Vater? Was soll ich den Knechten sagen?«

»Nichts«, sagte Doktor Noyes. »Sag niemandem etwas!«

»Sie werden erfahren, dass wir geopfert haben«, gab Sem zu bedenken. »Sie werden es hören. Sie werden es sehen... und heute ist kein Festtag.«

Mrs Noyes, die jegliches rituelle Opfer hasste, machte den Mund auf, um Sem zuzustimmen, zu spät, Noah hatte schon zu sprechen begonnen.

»Wir können nichts dagegen tun«, sagte er. »Sie mögen darüber denken, wie sie wollen; ein Opfer wird von uns verlangt, es ist ein Befehl.«

»Ja, Vater.« Sem war schon halb beim Tor, wo Japeths Wölfe im Schatten neben den Wassertrögen lagen. Es drängte ihn zu gehen, aber Doktor Noyes war noch nicht fertig.

»Ich will, dass du den Altar vorbereitest«, sagte er.

Sem nahm diesen Wunsch mit Bestürzung auf. Er war der älteste Sohn; die Vorbereitung des Altars gehörte jedoch zu den am wenigsten ehrenvollen Aufgaben beim Opferritus. Als er ein Kind war, hatte er diese Pflicht zuletzt erfüllt. Jetzt war es Japeths Aufgabe, denn er war der Jüngste.

Als wäre er beim Namen gerufen worden, trat Japeth vor; um die Taille hielt er einen Tuchfetzen fest, er roch nach der Lauge vom Badhaus, seine Haare hingen ihm ins Gesicht. Aber seine Augen strahlten vor freudiger Erwartung.

Doktor Noyes war klar, was Japeth wollte, doch er würde ihm seinen Wunsch abschlagen. Der Anlass war viel zu wichtig, als dass auch nur ein Teil des Ritus danebengehen dürfte. Das letzte Mal, als er Japeth erlaubt hatte, das Messer zu führen, war der Schnitt nicht sauber gewesen und das Opfertier – obwohl das Geringste unter den Tieren (ein Kaninchen bloß) – wäre fast entkommen. Zum Glück war der Anlass damals nicht so wichtig gewesen – ein Namenstag –, nicht dazu angetan, ein Unglück heraufzubeschwören. Aber Doktor Noyes hatte damals genug von der Unfähigkeit seines jüngsten Sohnes gesehen, er war gewarnt, würde ihm nie wieder eine solch wichtige Aufgabe anvertrauen.

Japeth bettelte: »Bitte, Vater.«

»Nein«, sagte Noah. »Du darfst die Schüssel halten.«

Sems riesiger, flacher Körper zuckte vor Ungeduld. Zu reden, frustrierte ihn. Warum nicht einfach etwas *tun*? Reden, so hieß es, war »billig«. Doch nicht für Sem. Für Sem bedeutete Reden Zeit und Geld, die einem durch die Finger glitten. Er wollte gehen und das sagte er auch.

Noah machte eine zustimmende Bewegung. »Aber denk dran, keiner darf es erfahren!«

»Ja, Vater.«

Als Sem durch das Tor ging, hoben die Wölfe den Kopf und schauten ihm nach. Wegen der Hitze waren ihre Zungen blass vor Erschöpfung und ihre Ketten hingen in den Staub.

Doktor Noyes faltete den Brief zusammen und steckte ihn in den Ärmel seiner Robe; er hatte den Wunsch allein zu sein, sich in seine Laube unter dem Walnussbaum zurückzuziehen. In Gedanken vertieft wandte er sich schon zum Gehen.

»Ich weiß, was du tun wirst«, sagte Mrs Noyes; sie sprach so leise inmitten der Stille, dass Doktor Noyes seine Augen beschirmen und den Hof absuchen musste, um zu sehen, woher ihre Stimme kam.

Seine Frau stand neben der kauernenden Emma, die von der Aussicht auf Jahwes Ankunft in ihrer Mitte noch ganz bestürzt war. Hannah war zur Seite getreten; ihr Blick war verträumt, sie schien kaum anwesend zu sein. Jetzt schaute sie zum Obstgarten hinüber.

»Wie bitte?«, fragte Doktor Noyes.

Seine Frau wiederholte: »Ich sagte, ich weiß, was du tun wirst, und ich bitte dich, es nicht zu tun.«

»Oh, wirklich?«

»Ja.«

»Dann sag mir, was ich tun werde. Aber genau.«

»Du wirst verlangen, dass Ham das Opfer durchführt.«

Doktor Noyes schwieg. Sie hatte Recht.

»Es ist nicht fair«, sagte Mrs Noyes. »Es ist nicht gerecht. Er hat noch nie in seinem Leben getötet.«

Doktor Noyes steckte beide Hände in die Ärmel seiner Robe und umfasste seine Ellbogen. Sein Blick blieb ruhig und seine Stimme fest. »Es ist das Recht – und Vorrecht – eines Sohnes«, sagte er, »das Opferritual durchzuführen, wenn man es von ihm verlangt. So lautet das *Gesetz*«, sagte er. »Und so wird es geschehen.«

»Aber es verstößt gegen seine naturwissenschaftlichen Prinzipien«, hielt Mrs Noyes ihm entgegen. »Und das weißt du genau!« Sie wünschte, ihre Stimme wäre stärker. Sie hätte schreien mögen.

»Die einzigen Prinzipien, die hier zählen, meine Liebe, sind die des Ritus und der Tradition«, sagte Doktor Noyes.

»Die einzigen Prinzipien, die hier zählen, sind *deine*«, gab Mrs Noyes zurück, »und du wirst Ham das Herz brechen, wenn du darauf bestehst.«

»Nun gut«, sagte Doktor Noyes. »Er wird sein Herz eben für Jahwe brechen. Es ist auch Zeit. Ich habe Ham und seine Wissenschaft satt!«

Der Pfau, der noch immer sein Rad zur Schau stellte, reckte jetzt den Kopf auf dem gestreckten Hals und gab einen durchdringenden Schrei von sich.

»Siehst du?«, sagte Doktor Noyes. »Jedes Zeichen und jedes Signal bestätigen nur meine Entscheidung.« Er lächelte, musste dabei aber seine Lippen fest um das hölzerne Gebiss spannen, das ihm fast aus dem Mund gefallen wäre.

»Mein Gott! Er ruft doch nur sein Weibchen«, sagte Mrs Noyes.

»Wie kannst du es wagen!« Doktor Noyes war wütend. »Wie kannst du es wagen, den Namen Gottes zu missbrauchen! Wie wagst du es!«

Er wusste, solch ein Wutausbruch – mehr gespielt als echt – war zuweilen nötig, um Mrs Noyes in die Schranken zu weisen. Und um die anderen Frauen einzuschüchtern, damit sie ihrem Beispiel nicht folgten und ebenfalls aus der Rolle fielen. In letzter Zeit war zu viel dergleichen geschehen: Emma zum Beispiel weigerte sich ständig mit ihrem Mann Japeth zu schlafen, auch wenn sie jetzt einen guten Grund dazu hatte: Japeth war am ganzen Körper blau geworden. Und Hannah zeigte manchmal diesen verträumten Blick – als gehe ihr etwas Unerhörtes – vielleicht etwas Gefährliches – durch den Sinn. Man musste sie unter Kontrolle halten – alle miteinander; deswegen reagierte Doktor Noyes so schnell mit gespielten Wutausbrüchen und anderen Angst einflößenden Gefühlen. »Wie wagst du es!«

»Es tut mir Leid«, sagte Mrs Noyes und ihre Stimme war wieder leiser geworden, nur noch ein heiseres Flüstern. Und wirklich, es tat ihr Leid; sie bereute sogar, was sie gesagt hatte. Sie hatte Jahwe nicht beleidigen wollen. Es war doch nur so ein Ausdruck – »mein Gott«. Die Leute sagten es tagtäglich einfach so dahin, die meisten Leute. Es war nicht als Beleidigung oder Spott gemeint. Nur... der Pfau hatte sein Weibchen gerufen, nicht mehr war geschehen. Mrs Noyes wusste das. Schließlich war es *ihr* Pfau... jeden Morgen hielt sie ihn, während er sein Gefieder putzte, und sie fütterte ihn aus der Hand. Sie kannte ihn besser als irgendjemand sonst. Trotzdem wiederholte sie: »Es tut mir Leid. Ich entschuldige mich.«

»Bei Jahwe?«

»Natürlich bei Jahwe.«

»Und...?«

Eine kurze Pause entstand, während Mrs Noyes sich sammelte. Sie hasste das, was als Nächstes von ihr erwartet wurde, und obwohl sie wusste, dass sie nicht umhinkäme, es auszusprechen, kam es ihr nur sehr schwer über die Lippen und gar nicht aus dem Herzen.

»Und...?«, wiederholte Doktor Noyes. »Du entschuldigst dich bei Jahwe. Und...«

»Bei dir.«

Kaum hörbar brachte sie die Worte heraus. Aber sie hatte sie ausgesprochen.

Hannah schaute zu Boden, der Erniedrigung ihrer Schwiegermutter bewusst. Sie seufzte und wandte ihren Blick zu den bröckelnden Mauern an der Hofseite. Dort war der Obstgarten. Wenn sie nur ganze Tage darin verbringen könnte! Im Geiste sah Hannah fast vor sich, wie sie unbekümmert unter den Bäumen hin- und herging, ihre Gedanken in irgendeiner anderen Welt, bloß nicht in dieser hier. Sie würde

ein langes luftiges Gewand tragen, das die Schultern unbedeckt ließ – und ein Paar Schuhe oder Sandalen, die sie vor Brennesseln und Schlangen schützen würden. Sie würde ihre Haare losbinden, sie bis zur Taille herabhängen lassen – so lang waren sie nämlich. In den Händen würde sie Bücher und Äpfel tragen. Sie würde...

»Hannah?«

»Ja, Schwiegervater.«

»Die Welt funktioniert nicht, wenn du dich daran nicht beteiligst.«

Das war einer von Noahs Lieblingssprüchen.

»Ja, Vater Noyes.«

»Geh deiner Arbeit nach.«

»Ja, Schwiegervater.«

»Und du, meine Liebe...«

Mrs Noyes hob das Kinn in Richtung ihres Mannes, aber sie weigerte sich, ihm mit »Ja, mein Herr und Gebieter« zu antworten; das hatte sie nie getan.

»Du könntest jenem Geschöpf dort vom Boden aufhelfen.« Doktor Noyes deutete auf Emma und fragte dann: »Warum könnt ihr alle nicht einfach eurer Arbeit nachgehen?« Er hob die Hand, wie um sie damit aus seinen Gedanken zu entlassen. »Geht«, sagte er und wandte sich von ihnen ab.

Hannah machte einen Schritt auf ihn zu; aus dem Augenwinkel sah er sie zornig an. Was hatte sie jetzt wieder vor?

»Ich muss als Erstes die Krone machen«, sagte sie.

»Aha«, sagte Doktor Noyes. »Na gut. Dann geh!«

Doktor Noyes betrachtete seine Schwiegertochter jetzt mit Wohlwollen. Als sie an ihm vorbei zum Tor ging, nickte sie ihm heiter zu. Die aus Wiesenblumen und süßen Gräsern gefertigte Krone würde dem Opfertier aufgesetzt. Hannahs Aufgabe bestand darin, Kränze, Hüte und Körbe, Kleidung,

alles herzustellen, was aus Stoff, Stroh oder Blumen gefertigt werden konnte. Sie war die Einzige, die »ihrer Arbeit nachging«, wie er, Doktor Noyes, es ihr aufgetragen hatte. Sie war der einzige Schatz unter ihnen allen.

Mrs Noyes' Rücken versteifte sich. *Und ich bleibe allein zurück mit Emma*, dachte sie. *Wie immer*. Sie streckte die Hände aus, um dem Mädchen auf die Füße zu helfen. »Komm!«, sagte sie. »Wir haben Arbeit für acht Tage und nur einen Tag Zeit...«

Emma ging mit ihr zurück zu den Küchen und zur Spülküche, wo sie ihr ganzes Leben zugebracht hatte – so kam es ihr jetzt vor –, außer dem Teil, in dem sie mit dem Verstecken blutbeschmierter Unterröcke und dem Vermeiden auf und nieder hüpfender Matratzen beschäftigt war.

Nachdem Doktor Noyes in der Laube verschwunden war, blieben der Pfau, Emmas Hund und Japeth in dem sonnverbrannten Hof allein zurück mit Jahwes im Staub liegender rosa- und rubinroter Taube.

Japeth streifte sich die Haare aus den Augen und knabberte an seiner Lippe. In letzter Zeit schien sein Leben nur noch aus Katastrophen und Schande zu bestehen, seine Fähigkeit zu fühlen, seine Emotionen, waren ihm fast gänzlich genommen. Seine Frau weigerte sich, mit ihm zu schlafen; sein Vater weigerte sich, ihn zu ehren; seine Freunde lachten ihn aus und seine Mutter zwang ihn, den ganzen Tag in einer Wanne voll Lauge zu hocken und schrie ihn dabei an: »Los, schrubb dich! Schrubb! Schrubb!« Sein Handtuchfetzen rutschte ihm von den Hüften und entblößte ihn ganz – von oben bis unten, von vorne bis hinten. Aber es kümmerte ihn nicht. Er stellte sich sogar, die Arme über dem Kopf, vor dem prüfenden Blick des Pfaus in Positur. Doch der, ganz offensichtlich unbeeindruckt, drehte

sich um, stolzierte zum Schatten, den die Mauer warf, und faltete seine Schwanzfedern wieder zusammen.

Nun waren noch Japeth, Emmas Hund und die Taube übrig.

»Das ist alles nur, weil ich von oben bis unten blau bin«, sagte Japeth. »Und das ist nicht fair! Ich habe nicht um die blaue Farbe gebeten...« Völlig niedergeschlagen schleifte er sein Tuch zum Badehaus zurück.

Damit blieben noch Emmas Hund und die Taube.

Emmas Hund war klein, schwarz und zottelig. Erst wenn er sich bewegte, konnte man erkennen, wo vorne und wo hinten war. Emma hatte ihm den treffenden Namen »Bello« gegeben, denn er tat nicht viel außer bellen und Alarm schlagen, meist Fehlalarm.

Bello war die Taube nicht geheuer. Er spürte, dass sie irgendwie anders war als die anderen Vögel, die wie Geschenke vom Himmel fielen, nachdem sie von einem Pfeil Japeths getroffen oder von Hagelkörnern betäubt worden waren. Die Flügel dieser Taube strahlten eine Wärme aus, die bei einem toten Wesen unnatürlich war – und sie hatte keinen Geruch außer einer sehr schwachen Spur von Rosenduft, was zu einem Vogel so gar nicht passte.

Gerade als Bello, nachdem er die Taube inspiziert hatte, sich wieder in den Schatten zurückziehen wollte, wurde nach ihm gerufen.

»Komm, Bello! Komm!«

Der Hund rannte in Richtung Obstgarten, weil die Stimme von dort kam, doch plötzlich blieb er stehen. Wessen Stimme war das gewesen? Zu wem lief er eigentlich?

»Komm, Bello!...«

Die Stimme war ihm unbekannt. Trotzdem, wer auch immer es war, der Besitzer der Stimme kannte *ihn*. Also trottete er hin – ganz langsam.

Zurück blieb die Taube.

Sobald Noah seine Laube unter dem Walnussbaum erreicht hatte, nahm er den Brief heraus und las ihn fünfmal hintereinander. Beim letzten Mal brach er in Schweiß aus. Seine Hände zitterten so stark, dass er den Brief mit Gewalt gegen sein Lesepult drücken musste, um ihn überhaupt erkennen zu können. Mal verschwammen die Worte vor seinen Augen, mal wurden sie wieder klarer. Jahwe hatte ausführlich von seinem »*Leid... Ärger... Entsetzen*« und von seinem »*Zorn*« über den Zustand der Welt und der Menschheit geschrieben. Doch wie erschütternd das alles auch sein mochte, nichts von alledem war unbedingt etwas Neues.

Doch dann hieß es weiter in dem Brief: »WAS HABEN WIR GETAN, DASS DER MENSCH UNS SO BEHANDELT?«

Langsam sank Noah auf die Knie.

Warum sollte Jahwe eine solche Frage stellen? *Was haben Wir getan?...*

War es wichtig, was Er tat? War Er denn nicht Gott?

Etwa eine Stunde vor der Opferzeremonie zog sich Mrs Noyes aus der Küche zurück und ließ Emma allein, die auf einer Kiste stand und die Arme bis zu den Ellbogen in eine Wanne voll fettiger Töpfe tauchte. Sie lief durch das allmählich dunkel werdende Haus zur Veranda auf der Hofseite. Emma hatte die ganze Zeit über den Verlust ihres Hundes gejammert, es war einfach nicht zum Aushalten. Als die Tür mit dem Fliegengitter hinter Mrs Noyes zuknallte, war der Klang so bestimmt und harsch wie ein Befehl. Er bedeutete: *Lass mich allein!*

Auf der Veranda war sie sicher. Oder zumindest gab ihr dieser Ort ein Gefühl von Sicherheit. Denn Mrs Noyes war klug genug zu wissen, dass es nirgends wirklich sicher war. Aber hier an diesem ruhigen, kühlen Ort konnte man einen

Eindruck davon gewinnen, wie Sicherheit aussehen könnte. Dieser Ort war ihr Eigen, bot eine anheimelnde Sicht auf die Wiesen, die sich hinter dem Hof, so weit das Auge reichte, erstreckten, bis zum Wald, dessen Baumwipfel über dem unsichtbaren Tal zu schweben schienen. Für sie war dies eine Art Klause, mehr noch, eine Zelle. Wenn Noah in seiner Laube Zuflucht fand und Hannah im Obstgarten, dann war diese Veranda Mrs Noyes' heimliches Versteck. Hier konnte sie ihre Haube abnehmen, die Schuhe abstreifen, die Verschnürung unter ihrem Busen lockern und... atmen. Endlich!

Sommerabende waren für Mrs Noyes die allerbeste Zeit. Wie ein verborgenes Laster hortete sie diese Stunde, in der sie mit der verblassenden Welt allein war, und nur ihre Katze durfte ihr dabei Gesellschaft leisten. (Wo war Emmas Hund?)

Mrs Noyes liebte es dazusitzen und die Pracht der Sonne zu betrachten, die orangefarben, wie in Trance über den Bergen hing, während die Nebelstreifen alle zusammen – jeder aus seinem eigenen Tal – hochstiegen und zu einer duftbeladenen Wolke über der Hitze verschmolzen. Die Geräusche der Vögel, die hochschwirrten, um sich aus den Insekten, die in der Luft über dem Hof schwebten, ein letztes Mahl zu bereiten; das Geschrei der Lemuren, die in den Baumwipfeln saßen und ihren Genossen weit weg in anderen Tälern jenseits des Flusses etwas zuriefen; der Lärm der Bienen und das Brüllen der Rinder – das alles waren Hymnen, die Mrs Noyes in der Abenddämmerung liebte. Und ganz unten an der Straße die Lieder der herumziehenden Arbeitstrupps – um ihr Lagerfeuer versammelte Knechte, die von der fernen Heimat sangen... Ach, herrlich war es am Abend, dachte sie – wahrlich eine Art Himmel auf Erden.

Mrs Noyes wiegte sich in ihrem Schaukelstuhl hin und her, hob ihren Ginkrug und stimmte in den Gesang ein – im Flüsterton, damit man sie ja nicht hören konnte – und grüßend

winkte sie der Sonne zu. Was anderes könnte der Himmel sein, sagte sie sich, als eine Welt, so schwebend wie diese?... Nichts Festes, Solides; nichts Hartes oder Wirkliches, wogegen man prallen oder worüber man stolpern könnte; alles in angenehmer Ferne, wohlwollend – genauso wie es sich in dieser schmerzfreien Dämmerung darstellte, nur dass es für immer wäre. Und wenn nicht für immer, dann zumindest für den Rest dieser Stunde vor dem Opferritual – so lange, bis die entsetzliche Altarglocke zu läuten anfang.

Jeden Abend saß Mottyl, die Katze, im Schatten der Trompetenwinde mit Mrs Noyes in der Dämmerung, eine rundliche, stille Gestalt. Am Rande der Veranda kauern, beobachtete sie durch den Spalt ihres guten Auges, wie die Welt in die Dunkelheit hineinglitt – das andere Auge war durch den grauen Star erblindet. Doktor Noyes machte gnadenlos Wortspiele über »S-tar fürs Tier« – obwohl er selber an der Erblindung schuld war. Oder zumindest seine Experimente. Mit Mrs Noyes fühlte sich Mottyl sicherer als mit jedem anderen Wesen, denn sie hatte ihr Leben wiederholt vor der Bedrohung durch Doktor Noyes gerettet. Aber das war in den alten Tagen, bevor Mottyls junge Kätzchen zum Gegenstand der tödlichen Aufmerksamkeit des Doktors geworden waren. Trotz ihres blattrreichen arkadischen Aussehens war seine Laube nämlich nicht nur eine Laube. Sie war auch das Studierzimmer eines Alchemisten, ein Schauplatz der Magie und ein Labor – fast alles, was der Doktor daraus zu machen liebte.

»Noch ein Experiment: Entschuldigung und danke«, sagte er, griff in Mottyls Nest und packte sich eins ihrer Kätzchen. Sie hatte keinerlei Möglichkeit, ihn daran zu hindern. Sie hatte ihn schon gebissen und gekratzt und ihm auf jede in der Macht einer Katze stehende Art Verletzungen beigebracht, doch am Ende zog sie immer den Kürzeren, ganz gleich, wo sie ihr Nest

versteckt hatte oder wie sie sich verteidigte. Es gäbe nur eine Möglichkeit, ihm das Handwerk zu legen: indem sie aufhören würde, Kätzchen zu kriegen – wenn sie nur wüsste wie.

Nein, noch eine weitere Möglichkeit gab es – und auch diese hatte sie schon ernsthaft in Erwägung gezogen. Sie könnte die Kätzchen aussetzen, verlassen, bis sie verhungerten, sie als Beute für die nächstbesten Raubvögel oder andere Tiere zurücklassen. Sie wusste, dass das manchmal passierte, wenn ein Muttertier alt, krank oder verwundet war. Letztendlich allerdings hatte Mottyl auch diesen Plan aufgegeben, zum Teil aus einem ganz egoistischen Grund: Ohne die Möglichkeit Kätzchen zu säugen, hätte ihre Milch sie verrückt gemacht. Aber noch viel wichtiger war eine unverrückbare Tatsache: Die schutzbedürftigen jungen Kätzchen waren etwas Heiliges.

Mottyl stellte sich ein Nest voller Eier vor, wie das ihrer Freundin Krähe. Wenn Krähe keine Lust hatte, brauchte sie die Eier nicht auszubrüten. Auch so konnte man Ungeborene loswerden: Eier legen und sie einfach liegen lassen...

Dass diese Gedanken über Gebären und Nichtgebären Mottyl beschäftigten, hatte einen äußerst triftigen Grund. Sie wurde nämlich gerade läufig. Gestern hatte es angefangen und jetzt – heute Abend, während sie auf der Veranda neben Mrs Noyes vor sich hin grübelte – spürte sie die ersten leisen Warnzeichen entlang den Flanken und an den Schultern. Läufigkeit kommt und vergeht wieder. Dagegen kann man nichts tun. Doch es gab eine sehr geringe Chance, dass sie Unrecht hatte. Vielleicht kündigte sich ja Fieber an – eine Krankheit –, weil sie etwas Verdorbenes gefressen hatte. Wenn sie es mit einem Brechmittel versuchte – eins der Gräser draußen auf der Wiese... Es könnte aber auch am Wetter liegen: ein ganzer Monat voll wolkenloser Tage. Vielleicht würde Ruhe helfen: einfach hier liegen und dem Quietschen von Mrs Noyes' Schaukelstuhl lauschen.

Mrs Noyes war aufgeregt, das spürte Mottyl. Ihre Gegenwart war voller Schwingungen; ein Zittern durchlief ihre Finger, als sie sich herabbeugte, um Mottyls Rücken zu streicheln. Mottyl fragte sich, ob ihr Frauchen vielleicht auch läufig sei – obwohl es nicht danach roch. Kein Blut; keine blutigen Stoff fetzen...

Emma dagegen... Emma war ganz sicher läufig – vielleicht zum ersten Mal. Das junge Mädchen tat nichts als heulen und jammern, versteckte sich immerzu vor ihrem Mann, klammerte sich an ihren Hund – den entsetzlichen Bello – und schrie nach seiner Mutter. Menschen verhalten sich in dieser Situation äußerst seltsam – sie stampfen durch ihre Häuser, knallen Türen zu und schreien einander an, wenn sie läufig sind. Sie jammerten fortwährend – reagierten auf alles mit »Nein!«. Und hatten damit Erfolg – das war das Erstaunliche daran: Denn bis jetzt hatte Emma die Paarungsprozedur erfolgreich vermieden.

Japeth, der Krieger, Emmas Ehemann, hatte endlich jegliches Interesse an der Sache verloren und verbrachte seine Zeit im Badhaus, wo er in einer Wanne mit heißem Wasser saß. Als ob es Wasser im Überfluss gäbe! Und wie konnte ein Mann das Interesse verlieren? Kein Einziger unter Mottyls Freiern hatte jemals das Interesse verloren. Gewiss nicht, bevor die Sache erledigt war.

Sem und Hannah dagegen schienen recht zufrieden mit dem, was sie trieben. Doch obwohl sie es zu ihrem offensichtlichen Vergnügen taten, vermieden sie doch irgendwie, Kinder in die Welt zu setzen, was für Mottyl ein sehr großes Rätsel war. War es möglich, dass Menschen in dieser Sache die Wahl hatten?

Was würde Doktor Noyes tun, wenn Mottyl sagen könnte:
»Es wird keine Jungen mehr geben«?

Keine Kätzchen mehr zum Töten.

In diesem Moment hörte Mrs Noyes ein schrilles Blöken – das Zeichen, dass das Opferlamm ausgewählt worden war. Jeden Augenblick würde jetzt die Glocke läuten und sie würde gehen müssen.

Sie schloss die Augen und hielt sich die Ohren zu – aber es half nichts. Alles, was sie nicht wirklich hören und sehen wollte, konnte sie im Geiste sehen und vernehmen. Und wo war der Unterschied? Ihr Vorstellungsvermögen war ein Fluch und sie hätte sich sehnlichst gewünscht, damit nicht »gesegnet« zu sein. Gesegnet. Von wem kam eigentlich der Segen, fragte sie sich.

Sie nahm die Hände wieder von den Ohren und trank in großen, tiefen Zügen ihren Gin. Ach, Gott! Alles war so schön da draußen vor der Veranda. Es war zum Weinen.

»Auf, Mottyl. Komm, wein mit mir...«

Da begann die Glocke zu läuten.

Sie hob die Katze auf ihren Schoß und stieß sich mit den Füßen vom Geländer ab, bis sich der Schaukelstuhl in sanftem, gleichmäßigem Rhythmus – wie eine Wiege für sie beide – im Takt mit der Opferglocke bewegte.

Mrs Noyes fürchtete ihre eigene Wut und tat in der Dämmerung ihr Möglichstes, um sie zu unterdrücken. Sie fürchtete all das, was sie sagen wollte und vielleicht aussprechen würde; was sie tun wollte und unterlassen musste. Sie fürchtete ihre Unwissenheit: ihre Angst vor alldem, was sie nicht wusste, aber erahnte. Sie fürchtete für das Lamm und für sich – und für Ham und für Mottyl –, sogar für Emma und Emmas Hund. In Wirklichkeit fürchtete sie für jedermann... sogar für Noah. In gleichem Maße wie sie selbst unwissend war, wusste er zu viel. Oder zumindest erweckte er den Anschein. Es gab nichts, was, wie er selbst sagte, er nicht wusste, und das, so schien es Mrs Noyes, war gefährlich. Besonders jetzt, wo die Ordnung ihres Lebens – ihrer aller

Leben – so durcheinander geraten war, wo Jahwes Ankunft unmittelbar bevorstand und die ganze Welt im Chaos versunken war.

Mrs Noyes hasste es, die Geborgenheit ihrer Veranda verlassen zu müssen, aber sie wusste, in wenigen Augenblicken würde ihr nichts anderes übrig bleiben als aufzustehen und der Glocke zu gehorchen, Zeugin der Opferung zu sein – und so ließ sie die Wunder und Katastrophen der letzten Zeit noch einmal Revue passieren.

Der Sommer war fast zu Ende, und obwohl es noch nicht geregnet hatte, war schon Schnee gefallen. Zumindest hatte es so ausgesehen. Kleine weiße Flocken aus *etwas* waren vom Himmel gefallen und alle hatten sich auf die Veranda gedrängt, um das Schauspiel zu beobachten. Doktor Noyes hatte sofort von einem Wunder gesprochen und Hannah gerade aufgefordert, das aufzuschreiben, als Ham auf den Rasen hinausging, die Zunge ausstreckte, einige Flocken auffing und den Geschmack prüfte.

»Kein Schnee«, hatte er gesagt. »Es ist Asche.«

Da Ham sich in den Naturwissenschaften sehr gut auskannte, neigte auch Mrs Noyes zu der Ansicht, es sei Asche gewesen – aber Doktor Noyes bestand darauf, dass es Schnee sei – »ein Wunder!« Und schließlich hatte er sich durchgesetzt und Hannah aufgetragen zu notieren: HEUTE – EIN BLIZZARD.

Danach war ein starker heißer Wind aufgekommen, der das ganze Zeug – gleichviel ob Schnee oder Asche – weggefedt hatte und nichts als Beweis zurückließ. Wie auch immer – es war ein unvergesslicher, beunruhigender Anblick gewesen – August und alles weiß.

Das ganze Jahr schon war eindeutig anders verlaufen als alle anderen. Erst ein paar Wochen zuvor hatten es die Drachen, die aus dem Norden heruntergekommen waren, vorgezogen, ihren Zug mit einer Wanderung auf offener Straße zu

beschließen, statt wie sonst durch den Wald zu schleichen. Einer hatte sogar die Frechheit besessen, bis in den Garten zu kommen, die Mauer zu durchbrechen und im Teich herumzutrapeln. Nicht einmal Doktor Noyes konnte erklären, warum die Drachen plötzlich Lust hatten, über die Straßen zu spazieren. In normalen Zeiten hatte jeder, den es in den Süden zog, den Weg durch die Luft genommen – oder war den Flussläufen gefolgt. Keinem war es jemals eingefallen, durch den Garten zu gehen.

Etwas stimmte nicht, das war ganz sicher. Es lag etwas in der Luft.

»Denk an all das weiße Zeug, Mottyl!«, sagte Mrs Noyes laut.

Die Hitze war diesmal heißer gewesen, die Kälte kälter. Ein ganzer Trupp Fische war aus dem Teich gestiegen, den Berg hinuntergewandelt und in den Wald marschiert – und der Strauß hatte aufgehört zu fliegen. Kurz vorher, zur Zeit der Sonnenwende, hatte die Sonne zwei ganze Tage stillgestanden und ein Meteoritensturm hatte den Misthaufen bombardiert und all die Kleinlebewesen darin getötet. Und *ausgerechnet* heute war laut Ham, dem Himmelsbeobachter, der Morgenstern bis auf die Erde gefallen. Und als ob das alles nicht schon genug wäre, hatte Hannah, die Obstgartenwandlerin, Mrs Noyes erzählt, ein *Kormoran* habe sich mitten unter den Äpfeln niedergelassen.

»Was bedeutet das, Mottyl? Was kann es bedeuten?«

Konnte es sich wirklich um »Wunder« handeln, wie Doktor Noyes andauernd behauptete? Was war es? Diese Ereignisse, die sie in der Dämmerung aufzählte, machten gar nicht den Eindruck, als wären sie Wunder. Es waren düstere Ereignisse, ja: unangenehm, aufwühlend. Furcht, aber nicht Ehrfurcht einflößend. Beim bloßen Gedanken daran überlief sie – sicher in ihrem Schaukelstuhl sitzend – ein Schauer – er durchlief

ihre Finger und reichte bis zu Mottyl, die sofort von ihrem Schoß kletterte und sich in einiger Entfernung hinsetzte. Sie hatte nun endgültig genug von den Schauern ihrer Herrin.

Nicht alle diese Geschehnisse waren natürlicher – oder übernatürlicher Art. Ein Teil von ihnen war bewusst erzeugt worden, und das machte sie nur noch beunruhigender. Die Feuer zum Beispiel, die in den Städten brannten, waren größer als normal. Geschürt wurden sie von Übereifrigen, bewacht von Besoffenen; manchmal verdunkelte ihr Rauch den Mond. Nach Aussage der Saisonarbeiter, die es angeblich mit eigenen Augen gesehen hatten, arteten die Feste Baals und Mammons allmählich in wüste Orgien aus. Sie berichteten, man habe dabei ein Menschenopfer gutgeheißen und aus dem Fleisch eine Suppe gekocht.

Die Bauernknechte, die auf der Suche nach Arbeit von Tal zu Tal zogen, galten zwar als unzuverlässige Informationsquellen, doch für jeden, der stromabwärts lebte, gab es auch Beweise anderer Natur. Lametta, Konfetti und chinesisches Schießpulver aus den Städten verunreinigten die Flüsse. Unter Noyes' Anwesen wurden Lendenschurze und Kitzelfedern am Ufer angeschwemmt. Am Sonntag zuvor hatte der Himmel mittags knallrot geleuchtet, und man hatte die Hymne an Baal volle zehn Meilen weit hören können.

Und dann Japeth.

Japeth Noyes war der jüngste ihrer Söhne und in der Familie der ewig Unzufriedene. Das war aber nicht immer so gewesen. Als er ein Kind war, hatte es keinen gegeben, der mehr Vertrauen zeigte, der begieriger war, alle Vergnügungen des Lebens kennen zu lernen. Doch Zeit und Erfahrung hatten langsam an seinem Vertrauen und an seiner Suche nach dem Glück genagt. Er war dabei, aufzugeben – wenn auch noch nicht ganz – und wurde immer gewalttätiger und gereizter.

Auch wenn man ihm in letzter Zeit nicht verübeln konnte, mit der Welt uneins zu sein.

Etwa zwei Wochen zuvor – Emmas Weigerung, mit ihm zu schlafen und seine eigene Unfähigkeit, die Sache zu erzwingen, hatten ihn zum Wahnsinn getrieben – hatte Japeth sich davongemacht und war der Straße in Richtung Städte gefolgt. Sein Auszug hatte Ähnlichkeit mit den Märchen, die von Burschen erzählten, die zu Hause unglücklich waren und fortgingen, um als Drachentöter und Riesenbezwinger die große Welt zu erobern. Japeths Ziel war es, endgültig seine Männlichkeit beweisen zu dürfen und bei seiner Rückkehr den Drachen, Emmas Jungfräulichkeit nämlich, zu besiegen und den Riesen, der seine Schande war, zu töten.

Aber so war es nicht gekommen. Japeth war nackt und blau und fast sprachlos nach Hause gekrochen.

Als er zurückkam – niemand wusste, wohin ihn sein Weg geführt hatte –, stand er offensichtlich unter Schock und weigerte sich, über die Ereignisse während seiner Reise zu sprechen. Er murmelte nur wiederholt »Suppe« und »Eintopf« und »nein – danke – lieber nicht«. Sein Körper war von einer Art Farbe überzogen, deren Geruch Mrs Noyes an eine Desinfektionslösung für Schafe erinnerte. Sie ließ sich nicht abwaschen, ganz gleich, wie oft sie ihn sich schrubben hieß und wie viel Lauge in seiner Seife enthalten war. »Es sieht so aus, als würde unser Sohn für den Rest seines Lebens blau bleiben«, hatte sie zu Doktor Noyes gesagt. »Und seine Haare erst! Hast du seine Haare gesehen?« Sie waren so flockig wie Lammwolle.

»Vielleicht ließ er sich beim Fest Locken machen«, sagte Doktor Noyes, der das Aussehen seines Sohnes eher lustig als beunruhigend fand.

»Japeth?«, rief Mrs Noyes. »Japeth würde so etwas nie tun. Seine Freunde würden ihn mit ihrem Lachen aus ihrer Gemeinschaft verstoßen.«

Das stimmte. Japeth versteckte sich, wenn seine Freunde vorbeikamen. Er wollte nicht mit ihnen mitgehen, sie nicht einmal über den Fluss auf Wildschweinjagd begleiten – dabei war das sein Lieblingssport gewesen. Er kettete seine Wölfe ans Tor und zog sich in seine Hängematte zurück. Ja, irgendwie war die Ordnung der Dinge aus den Fugen geraten.

Im Takt der Glocken stiegen sie den Berg hinauf: Ham und Hannah, Emma und Mrs Noyes.

Vorbei an den Latrinen, dem Badhaus, dem Eislager, der Terrasse mit den Sonnenblumen und in den Zedernhain – wo Ham ohne Warnung stehen blieb, dann den Pfad verließ.

Mrs Noyes hielt den Atem an – aus Angst, er würde nicht weitergehen; denn obwohl ihre ganze Sympathie ihrem Sohn gehörte, fürchtete sie sich vor dem, was passieren würde, falls er sich weigerte das Opferzeremoniell durchzuführen. Noah könnte alles Mögliche bedenken, um Ham zu bestrafen: ihm das Essen vorenthalten – ihn im Eislager einsperren – ihm sogar Gewalt antun. Sie wusste nicht, wie weit ihr Mann gehen würde. Er war so sehr außer sich – wegen der bevorstehenden Ankunft Jahwes und des mysteriösen Inhalts des Briefes, der offensichtlich schockierend war, obwohl Noah ihn nicht preisgab. Trotzdem – sie sagte nichts, sah nur, wie sich Ham weiter unter die Bäume duckte.

Hier im Zedernhain beobachtete er die Sterne – im Winter wie im Sommer; er berechnete ihre Bahnen und die Bewegungen der Sternbilder. Dies war Hams Zufluchtsort und hier hatte er gut die Hälfte seines Lebens verbracht, allein mit seinen Gedanken und Notizblöcken.

Hannah seufzte; sie spürte Ungeduld und war sich der drängenden Zeit nur zu sehr bewusst. »Die Sonne ist fast untergegangen«, sagte sie; »und das Opfer...«

»Schweig!«, sagte Mrs Noyes. »Sei still!«

Hannah trug den Kranz vor sich her, den sie angefertigt hatte – den Kragen für das auserwählte Lamm. Die Blumen, die sie zwischen die langen trockenen Gräser und süß duftenden Eselsohren geflochten hatte, waren allesamt blau und gelb. Sie hob den Kranz an ihre Nase, drehte sich um und sah auf den Pfad, der ohne sie den Berg hinaufging.

Mrs Noyes beobachtete ihren Sohn, der sich – wortlos – auf einen Baumstamm setzte. Er war ebenso blass wie sein Hemd und seine rötlichen Haare wirkten leblos. Er drückte die Hände gegen die hölzerne Fläche, auf der er saß, bis die Knöchel weiß wurden – dann senkte er den Kopf und starrte zu Boden.

Emma sagte: »Hier ist es schon dunkel.« Und wieder entgegnete Mrs Noyes: »Sei still! Warte!«

»Ich will Bello«, sagte Emma.

»Ich sagte, *sei still!*«, zischte Mrs Noyes. Aber ihre Augen waren weiter bei ihrem Sohn.

Von all ihren Kindern war Ham der zweite, der am Leben geblieben war. Es war nicht leicht gewesen, ihn so weit zu bringen – bis zum Mannesalter –, und die Mühe, die es gekostet hatte, war an seinen seltsam starrenden Augen und der Blässe seiner Haut ablesbar. Jetzt allerdings war er so stark wie die meisten, die Seuchen und Fieber überlebt hatten: stark im Sinne von Durchhaltevermögen und Widerstandskraft. Als Kind hatte Ham so oft krank und vor Fieber glühend dagelegen – seine Decken von Schweiß durchtränkt –, dass Mrs Noyes glaubte, er würde von Feuer verzehrt werden. Doch er hatte alles glücklich überstanden – und ging daraus hervor mit einer Liebe zum Leben, die so groß war, dass er es nicht fertig brachte, zu töten. Für diese Liebe musste er jetzt den Preis

entrichten, denn für seinen Vater bedeutete Liebe und Verehrung zuallererst Gott und weit danach erst alles andere.

Endlich wurde das Läuten der Glocke schneller. Die Sonne ging schon unter und das Licht auf dem Berg verblasste. Mrs Noyes ging ein paar Schritte auf ihren Sohn zu – sagte nichts, machte ihm aber deutlich, dass die Zeit gekommen war.

Ham stand auf und schüttelte seine Hände aus. Sie waren taub. Er war weder so groß wie Sem noch so geschmeidig wie Japeth, vielmehr knochig und kantig und gelenkig: widerstandsfähig – aber mager, mit großen Händen und Füßen. Als er vor Mrs Noyes seinen Weg den Berg hinauf fortsetzte, fiel ihr auf, dass sein Hals der längste, der dünnste Hals war, den sie jemals gesehen hatte, und dass sein Rücken – trotz seiner Jugend – alt wirkte.

Sobald sie die Bäume hinter sich ließen, konnten sie den Altar und die Pinie über sich erkennen – und wie einen Schattenriss Noah, Sem und Japeth. Japeth hielt das Lamm an einer Leine, die er fest gegen sein Bein zog. Sem läutete die Glocke, während Noah – weiß gekleidet – dastand wie eine Ikone; die rituellen Messer und Schüsseln lagen und standen ausgebreitet vor ihm.

»Ihr kommt spät«, sagte er.

»Wir wissen es«, sagte Mrs Noyes.

Die Glocke hatte Erbarmen und verstummte. Sem ging zur Seite; sein Gesicht zeigte keinerlei Ausdruck, wahrscheinlich schlief er schon halb.

Japeth lieferte das Lamm am Altar ab, wo ihm Hannahs Kranz um den Hals gelegt wurde. Es war nervös – aber ohne Furcht. Es hatte noch keine Ahnung, warum es da war, und keins der Utensilien des Todes bedeutete ihm etwas. Als es Mrs Noyes erblickte, die seiner Mutter das Singen beigebracht hatte, begrüßte es sie mit einem Erkennungsschrei, und *Mrs Noyes ging hin, küsste es auf die Stirn, hob es auf, hielt es fest,*

trug es im Geiste den ganzen Berg hinunter und setzte es wieder auf die Weide, von der man es geholt hatte...

In Wirklichkeit aber schaute Mrs Noyes weg; wie immer ließ sie es nicht zu, dass das Tier ihr in die Augen schaute, aus Angst, es würde denken, *sie* hätte es verraten. Was auch stimmte – denn sie konnte die Hand nicht ausstrecken, um den Schlag zu verhindern. Sie konnte nicht einmal *nein* sagen. Also sagte sie gar nichts und sah weg, zum Himmel.

Noah ließ Ham näher treten und reichte ihm die Messer. Es waren zwei: eins für den Hals – ein zweites für den Bauch. Das Halsmesser war gebogen. Das Bauchmesser war lang, gerade und gezackt.

Noah fragte: »Du weißt, warum wir das tun?«

Ham starrte seinen Vater nur an – und hasste ihn. »Ja«, sagte er. »Für Jahwe.«

»Halte das Lamm so!«, sagte Noah – und zeigte ihm, wie er den Kopf zurückziehen sollte, und dann: »Man führt das Messer so – nicht gerade –, man nutzt den Bogen aus. Der Schnitt muss von Ohr zu Ohr gehen.«

Ham nahm den Platz seines Vaters ein und hielt das Lamm. Er drückte es sehr fest gegen seinen Brustkorb – den eigenen Körper presste er gegen den Altarstein und gegen das Lamm. Er sprach mit dem Lamm – hielt die Augen dabei geschlossen.

Noah streckte die Arme aus, wie es der Ritus verlangte, und Hannah hingte das reinweiße Leintuch über seine Handgelenke – die langen bestickten Enden reichten fast bis zum Boden.

Dann trat Mrs Noyes vor und legte die silberne Schüssel – sie war älter als Noah selbst – in die Hände ihres Gatten.

Noah hob die Schüssel gen Himmel und begann die lange Rezitation, die mit dem zehnten Namen Gottes endete.

Jetzt kam auch Japeth mit dem zweiten Gefäß näher, in welches das Herz des Lammes neben Leber, Nieren und Hoden gelegt werden sollte.

Emma stand gleich hinter ihm mit dem Leichentuch – schon in Nelkenöl getaucht –, worin der geschlachtete Tierkörper eingewickelt und verbrannt werden sollte.

Sem hob den silbernen Hammer, damit er ihn genau beim Nennen des zehnten Namens Gottes – des Namens, den außer Noah niemand hören durfte – gegen den Stein fallen lassen konnte. Und wenn der Hammer aufschlug – genau dann musste auch Ham zuschlagen.

Jeder stand und wartete gespannt auf diesen Augenblick: betete und betete nicht – schaute und schaute nicht.

Der Himmel wurde orange; gelb; weiß.

Der zehnte Name Gottes berührte die Luft – und der silberne Hammer schlug auf den Stein und übertönte den Namen.

Im selben Augenblick hob Ham den Arm und stieß einen Schrei aus.

Mit einer einzigen Bewegung führte er das Messer und hob das Lamm, schon tot, über seinen Kopf.

Blut strömte auf ihn herab, durch seine Haare und über sein Gesicht und seine Brust. Hannah stockte der Atem, und sogar Noah blieb vor Staunen der Mund offen. Mrs Noyes aber sah erst, als ihr Sohn den baumelnden Kopf des Lammes über das Silbergefäß in den Händen seines Vaters senkte, was er getan hatte.

Eine leuchtende mondsichelförmige Wunde war seinem Arm entsprungen, dort, wo dieser gegen das Lamm gedrückt hatte – und das Blut, das in Noahs Schüssel floss, stammte ebenso von seinem Sohn wie von dem geschlachteten Tier.

Mrs Noyes sank auf die Knie.

Die Tat, die sie selber nicht zu tun gewagt hatte, war getan.

Am nächsten Morgen litt Mottyl unter häufigkeitsbedingter Ruhelosigkeit. Die Erregung nervte sie, weil sie überhaupt keine Kontrolle darüber hatte – auch nicht über die Folgen. Ihr Kot verbreitete einen satten und alles durchdringenden Geruch, den sie nicht verheimlichen konnte. Ganz gleich, wie tief sie ihn verscharfte, seine Gase erfüllten die Luft. Auch ihre Spuren waren beunruhigend. Immer wieder kam ein bisschen Blut zum Vorschein und dessen Geruch zusammen mit dem intensiven Duft ihres Kots störte sie.

Ihr fortgeschrittenes Alter machte die Situation nicht besser – auch nicht ihre Blindheit und ihre Angst vor Doktor Noyes. Es war sehr schwer für sie, so alt zu sein und um ihre noch gar nicht gezeugten Kinder bangen zu müssen. Aber es war nichts zu machen. Hier war die Natur am Werk und das musste sie akzeptieren. Dennoch probierte sie gegen ihre Beschwerden mehrere Kräuter aus Mrs Noyes' Nutzgarten und wanderte bis zur fünfzehnten Lichtung auf der Suche nach Gräsern, die Erbrechen auslösen – doch nichts half.

Selbst ihre *Flüsterstimmen* waren in Aufruhr. Meistens sprachen sie in einem ruhigen, gleichmäßigen Ton. Eintönig und beschwichtigend. Schon als kleine Katze hatte Mottyl gelernt, diese instinktiven, auf rätselhafte Weise wahrgenommenen Befehle anzunehmen – und darauf genauso wie auf alle anderen Sinneswahrnehmungen zu reagieren. Doch heute versagte ihr Instinkt. In einem Moment rieten ihr die Stimmen, sich nicht aufzuregen, und im nächsten Augenblick befahlen sie ihr, den höchstmöglichen Baum zu suchen und sich darin zu verstecken.

Sie empfahlen ihr außerdem, um den Juckreiz zu lindern, der sich langsam über ihre Seiten ausdehnte, eine Ziege ausfindig zu machen und sich fest an ihren Beinen zu wetzen. Auch diesen Rat befolgte sie – und erhielt als Dank dafür einen

heftigen Fußtritt, der sie durch die Tür und in den Staub des Hofes wirbelte. Die Ziege war offensichtlich nicht die Lösung.

Wetz dich an den Zaunpfosten!, flüsterten ihr die Stimmen zu, als Mottyl wieder aufstand und den Staub von ihrem Rücken schüttelte. Aber auch dieser Rat schlug fehl. Das Reiben an den Zaunpfählen brachte Mottyl nur heiße, trockene Aufwallungen ein und blaue Stromschläge und am Ende Fieber und Kopfschmerzen.

Warum musste es jedes Mal anders sein, wenn man häufig war? Warum gab es keine harten und festen Regeln wie die fürs Gebären und für das Töten von Mäusen?

Mottyl schlich ins Haus zu Mrs Noyes und bettelte um ein bisschen Aufmerksamkeit, um sich vom Fieber abzulenken, das noch schlimmer wurde, während sie mit den in Pantoffeln steckenden Füßen unter dem Küchentisch spielte. Sie war schon zwanzig Jahre alt und dennoch wollte sie – laut Doktor Noyes – viel zu oft auf den Schoß ihres Frauchens gehoben werden, geradeso, als ob sie noch ein Kätzchen wäre. »Bitte heb mich hoch!«, rief sie Mrs Noyes zu, deren Kopf und Arme hinter den Fransen des Wachstuchs versteckt waren. »Bitte, ich fühle mich nicht wohl...« Aber Mrs Noyes achtete nicht darauf, was auf dem Fußboden vor sich ging. Selbst eine Schar plündernder Ameisen war ihrem Blick entgangen, obwohl sie den Zuckersack schon erreicht hatten und allmählich weiß wurden wie die stibitzten Zuckerkörnchen. »Bitte...«, sagte Mottyl ein letztes Mal. Doch es kam keine Reaktion, weder in Worten noch in Form einer mitleidig ausgestreckten Hand.

Tatsache war: Mrs Noyes versuchte ihr Möglichstes, ein passendes Mahl für den erwarteten Gast zuzubereiten. Sie enthülste gerade Erbsen und schnitt die Augen aus den Kartoffeln. Jetzt hieß es, der Gast würde morgen erst ankommen. Vielleicht auch erst übermorgen. Den ganzen Vormittag hindurch waren rosa- und rubinrote Tauben

angeflogen gekommen mit Bulletins und Communiqués im Schnabel, die über den Verlauf der Anreise und die Größe des Gefolges informierten. »Es werden zwanzig kommen...«, berichtete die erste Taube. »Wir sind jetzt zehn Meilen nördlich von euch und drehen nach Osten...«

»Es kommen fünfzig«, verkündete die zweite Taube. »Pferde, Maultiere und eine Karawane!« (»Und eine Karawane?«, fragte Mrs Noyes. »Ich kann doch keine *Karawane* durchfüttern!«) »... Jetzt sind wir noch sechzehn Meilen entfernt, Westnordwest...« Und schließlich: »Es kommen vierzig... *südlich*.«

Es war ein Alptraum.

Am schlimmsten waren die endlosen Auflagen, was die Zusammenstellung der Speisen betraf. So viel Getue über das, was alles nicht aufgetischt werden durfte. Keine Leber, Nieren, Bries oder Kutteln. Kein Bauchfleisch oder Brustfleisch oder Lende. Kein Fett und kein Knorpel. Brühe, Suppe und Eintopf waren strengstens verboten. Die Aufzählung war endlos, und Mrs Noyes fürchtete allmählich, die nächste Taube würde eine Anordnung bringen, dass sie ein Bankett ganz ohne Speisen vorbereiten solle. Schließlich entschied sie sich für russische Eier, Krautsalat, Erbsen und Karotten in Rahmsoße, eingelegte Champignons, Kartoffelsalat, Tomatenscheiben, Frühlingszwiebeln, Gurkenstäbchen, mit Cheddar gefüllten Stangensellerie, das Ganze mit Basilikum, Dill und Petersilie garniert. Als Nachspeise würde es Pfirsiche und viele Krüge mit gekühltem Kamillentee geben. »Und wenn das seiner E, heißt Eminenz, nicht passt, soll sie Heu essen!«, schrie sie Doktor Noyes an. Doktor Noyes, der hinsichtlich des bevorstehenden Besuchs etwas andere Sorgen als seine Frau hatte, drehte sich um, ging hinaus und setzte sich in die Laube. Wo er mehrere Stunden blieb.

Mrs Noyes stand auf und ging zur Tür von Japeths Zimmer. »Willst du mir nicht helfen?«, fragte sie. »Kannst du nicht ausnahmsweise mal deinen Hintern heben und jemandem behilflich sein?«

»Murmel – murmel – murmel...« Das war alles, was Mottyl von ihrem Platz unterm Tisch als Antwort hören konnte.

»Und wo ist Emma nur?«, fragte Mrs Noyes. Emmas Pflichten bestanden sowohl in Gemüseputzen als auch in Abspülen. »Vielleicht wird wenigstens sie helfen...«

»Murmel – murmel – murmel...«

»Ach, ihr! Das ganze Pack!«, rief Mrs Noyes. »Niemand hilft mir – und dann ist es meine Schuld, wenn nicht alles rechtzeitig fertig ist!«

Japeth sagte nichts.

Türenschnallen.

Mrs Noyes kam zurück und ging quer durch die Küche zur Speisekammer.

»Emma!«, rief sie, in keine gezielte Richtung. »Emma! Emma!«, rief sie ins Ungefähre.

Mottyl betrachtete die Füße in den Pantoffeln, als sie das innerste Heiligtum der erdgekühlten düsteren Speisekammer erreichten.

»Emma! Kindchen!« Das war Mrs Noyes' Kosenamen für das erst elf Jahre alte Mädchen. »*Kindchen*?...«

Kein Wort, kein Murmeln als Antwort. Wahrscheinlich suchte das Kind seinen Hund, der verschwunden war.

»Na also – sollen sie doch alle Heu essen«, sagte Mrs Noyes. Und Mottyl beobachtete, wie die Füße in den Pantoffeln sich auf die Zehenspitzen stellten, hörte, wie im Regal Steinkrüge gerückt wurden, und sah endlich, wie die Füße sich entspannten. Deckel wurden aufgemacht – etwas wurde eingeschenkt und dann hörte man einen tiefen, langen Seufzer. Bald kehrten die Füße zurück und nahmen ihren Platz unter

dem Tisch wieder ein. Mit ihnen kam ein bekannter Geruch, der in der Luft auf den Flügeln des Liedes wehte, das Mrs Noyes zu summen begann. Es war ein schwerer, säuerlicher Geruch – abweisend, wenn es nicht so traurig gewesen wäre. Mrs Noyes ließ sich wieder gehen; das endete am Abend immer mit Tränen.

Mottyl stand auf und ging, mit hängendem Schwanz. Sie lief zum Hof und überquerte den Rasen dahinter auf der Suche nach süßen Gräsern, die hoch genug wären, um sie vor der Sonne zu schützen. Das alltägliche Leben, das – mit Ausnahme von Doktor Noyes und der Ziegen – so einfach, vertraut, ja eine Freude gewesen war, hatte sich jetzt in etwas Kompliziertes, Geheimnisvolles und Schmerzhaftes verkehrt.

Eine Zeit lang lag Mottyl nur da, die Augen weit geöffnet und das Kinn zwischen den Pfoten, und horchte auf die Vögel. Durch die Wolken im blinden Auge konnte sie nur Licht erkennen. Das gute Auge – obwohl auch das schwächer wurde – ließ die ganze Welt herein. Am Himmel stiegen Lerchen und Reisstärklinge auf und ließen sich wieder nach unten fallen – ein Lied kletterte empor, während das andere im Flug abstürzte. Alles war sehr friedlich – sehr idyllisch – sehr ruhig; fast wie ein altmodischer, ganz gewöhnlicher Nachmittag.

Mottyl schlief, auch wenn sie nicht wusste, dass sie schlief. Ihre Augen waren nicht ganz geschlossen und die Eidechsen, die durch das Gras streiften, nahmen in ihren Träumen, die sie anschaute ohne zu wissen, dass es Träume waren, die Größe von Riesen an. Sporadisch zuckten ihre Schultermuskeln, verjagten Fliegen und Vögel, die, so stellte sie sich vor, gekommen waren, um sie fortzutragen. Ihr Schwanz schlug hin und her und ihre Krallen verhakten sich eigenmächtig in der Erde und hielten sie fest, als lief sie Gefahr abzustürzen. Endlich fiel sie in tiefen Schlaf, und während sie so dalag und lautlos im Schatten träumte, entging ihr, wie das wirkliche

Gras sich teilte und wie wirkliche Füße an ihr vorbei in die Dunkelheit des Waldes liefen. Und wie ein langes dünnes Gewand aus Federn an ihr vorbeischleifte.

Jener Nachmittag und jene Nacht gehörten zu den seltsamsten Erfahrungen, die Doktor Noyes und seine Familie – Mottyl, die Katze, mit eingeschlossen – bis dahin in ihrem Leben gemacht hatten.

Zum einen fingen beim Tor Japeths Wölfe im Staub zu heulen an. Das war gegen drei Uhr nachmittags, als die Hitze am schlimmsten war. Die Frauen, auch Emma, liefen aus dem Haus, blieben im Hof stehen und schauten. Die Wölfe, die mit langen Hanfseilen festgebunden waren, konnten nicht in den Schatten ausweichen. Japeth – der, blau und nackt, von seiner Hängematte aufgestanden war – warf einen Blick auf sie und begann zu fluchen. Doktor Noyes verließ seinen Platz im Schutz der Laube und stand jetzt da, den letzten von Jahwes Briefen nass in seinen schwitzenden Händen. Er wurde ganz blass, als er hörte, welche Wörter Japeth beim Fluchen benutzte – einige davon waren auf dem Anwesen der Familie noch nie vernommen worden. Vielleicht hatte Japeth sie wie die blaue Farbe während seiner Abenteuer auf der Straße aufgesammelt.

Japeths Wut entzündete sich daran, dass niemand Wasser für seine Tiere hingestellt hatte. Seine heißgeliebten Wölfe mit ihren Halsbändern aus Messing und Kupfer, mit ihren von der ausgesuchten Nahrung – allein Reh und lebende Hasen – geschmeidigen Muskeln, waren vernachlässigt worden, hätten verdursten können. Nur die Frauen waren daran schuld.

Hannah und Mrs Noyes blieben von Japeths Schimpf tirade mehr oder weniger unbeeindruckt, doch Emma, die nicht mehr als einen Meter fünfzig maß und deren Haare bis unter die

Taille reichten, rannte und stolperte, durch ihre wehenden Haare geblendet, zur Pumpe neben dem Haus, die sie sofort so heftig zu betätigen anfang, als wolle sie alles Feuer der Hölle löschen. Jedoch fruchteten all ihre Anstrengungen nichts – obwohl sie dabei so eifrig voranging, dass ihre Füße den Kontakt zum Boden verloren. »Ich kann nicht, ich kann nicht!«, schrie sie. »Da ist nichts. Der Brunnen ist leer!«

»Unsinn«, sagte Hannah. »Wirklich, Kind, du bist so dumm. Man muss nur Wasser einfüllen.« Und schon schritt sie ganz gelassen zur nächsten Regentonne, schöpfte das letzte Wasser heraus und schüttete es in das Rohr, bis die Lederdichtungen zugedeckt waren. »Da«, sagte sie. »Pump!«

In weniger als einer Minute füllte Emma vier Eimer mit Wasser und eilte, ohne einen Blick in Japeths Richtung zu wagen, zum Trog, der zwischen den Bäumen auf der Gartenseite des Tores aufgestellt war.

»Er ist schon voll«, sagte sie, als sie gerade den ersten Eimer hineinschütten wollte.

Hannah lief über den Hof, um nachzusehen. Sie drehte sich zu Japeth um, kreuzte die Arme und starrte ihn zornig an. »Nicht nur voll Wasser, mein Lieber – sondern auch voll Frösche und Kröten. Haben deine Wölfe so viel Angst vor Fröschen und Kröten, dass sie ihretwegen nicht trinken wollen?«

Japeth errötete, was eine neue Violettschattierung – nicht ohne Reiz – an seinen blau gefärbten Armen und am Hals hervorrief.

»Meine Wölfe haben vor nichts Angst«, sagte er. »Schon gar nicht vor so einem alten Frosch oder einer Kröte. Vielleicht ist das Wasser schlecht. Vielleicht...«

Hannah beugte sich herab, hob die Hand und gebot Ruhe. Etwas Seltsames, Helles, das auf dem Wasser schwamm, hatte ihre Aufmerksamkeit erregt. Es war eine lange bronzene Feder,

wie sie noch keine gesehen hatte; wie eine Mondsichel lag sie in der Mitte des Trog. Bevor sie die Feder mit ihren Fingerspitzen auffing, nahm Hannah sie in Augenschein – ruhig trieb sie auf der Wasserfläche, umgeben von der Schar ertrinkender Kröten und um sich schlagender Frösche. All diese Geschöpfe versuchten die Feder zu fassen und sich darauf zu hieven, um sich zu retten; als sie aus ihrem Blickfeld verschwand, weil Hannah sie herausholte, war es, als würden sie dem Weltuntergang zusehen.

Hannah richtete sich auf – die Feder in der Hand.

»Vielleicht haben deine Wölfe ja Angst vor Federn«, sagte sie und hielt sie hoch, damit jeder sie sehen konnte.

Emma rief: »Oh, wie schön!«

Hannah brachte die Feder weg. Sie gefiel ihr. Sie steckte sie in ihre Tasche.

Noah wandte sich seinem blauen Sohn zu und tat seine endgültige Meinung zur Situation kund. »Vielleicht haben die Frösche und Kröten dem Wasser einen Beigeschmack verliehen, Japeth«, sagte er. »Man kann nie wissen. Ich würde auch keinen Krötengeschmack in meinem Trinkwasser wollen. Warum nimmst du sie nicht heraus?«

Damit schien die Sache erledigt. Emma wurde aufgetragen, die amphibischen Eindringlinge zu entfernen und das alte Wasser durch neues zu ersetzen. Danach wurde jeder Wolf der Reihe nach von Japeth selbst zur Tränke geführt.

Mottyl, die aus ihrem Versteck im Gras alles verfolgt hatte, sah jetzt, wie die große blaue Gestalt Japeths auf ihren Jägerbeinen zwischen Trog und Tor hin- und herging und wie sich jeder Wolf auf der ganzen Strecke hin und zurück in der unterwürfigen Haltung duckte, die nur dem Rudelführer und Japeth vorbehalten war. Alle Wölfe liefen neben ihm her, zuerst einzeln und dann wieder paarweise.

Doch keiner der Wölfe trank. Nicht einmal, als Japeth auf die Knie fiel, Wasser in seine Hände schöpfte und es, um ihnen Mut zu machen, vortrank. Nicht einmal, als er sich niederbeugte, bis er wie ein Wolf über das Wasser gelehnt war, sein Kinn senkte und wie ein Tier seinen Durst löschte: den Mund weit öffnete und das Wasser mit der Zunge in den Mund schlabberte. Nicht einmal, als er sein Gesicht im Trog mit Wasser benetzte und es den Wölfen darbot, damit sie es abschleckten – nicht einmal dann wollten sie trinken. »Wir können nicht!« und »Wir werden nicht!«, riefen sie stattdessen und kehrten auf ihren Platz beim Tor zurück.

Als sie »*Wir können nicht*« und »*Wir werden nicht*« schrien, lief es Mottyl kalt den Buckel hinunter. Noch nie hatten die Wölfe so etwas von sich gegeben – zumindest hatte sie es noch nie erlebt. Noch nie hatten sie eine solche Todesangst erkennen lassen. Mottyl fragte sich, was das überhaupt bedeuten sollte.

Doktor Noyes, der schon wieder mit dem Zusammenfallen eines persönlichen und vertraulichen Briefs beschäftigt war, den er dann tief in der Tasche seines Ärmels verstaute, äußerte eine Vermutung, die ebenso gut die Wahrheit sein konnte. Er sagte zu Japeth, der noch immer neben dem schimmernden Trog kniete: »Ich kann nur vermuten, dass deine Wölfe plötzlich und unerklärlicherweise Angst vor Wasser haben.«

»Aber würden sie es mir nicht sagen, wenn sie Angst hätten?«, fragte Japeth.

»*Haben* sie es dir nicht gesagt?«, fragte Noah zurück. Woraufhin er sich abwandte und sich wieder in seine Laube verzog.

Mrs Noyes ging ins Haus zurück. Emma, die sich versteckt hatte, aus Angst, die hundert Kartoffeln schälen zu müssen, die Mrs Noyes mit ihrem Messer »geblendet« hatte, versuchte in den Schatten der Trompetenwinde zu entkommen, wurde aber von Hannah aufgegriffen, die sie in Richtung Küche in Marsch

setzte. »Aber ich muss doch all die Böden kehren! Wie kann ich das schaffen, wenn ich auch noch hundert Kartoffeln schälen muss?«, fragte das Kind. »Mit Hilfe der Laterne, um Mitternacht, wenn es sein muss«, sagte Hannah und schubste sie durch die Tür.

Mottyl schaute aufmerksam zu, wie Hannah wegging und sich auf eine Bank setzte, seltsamerweise in der prallen Sonne. Hannah richtete sogar ihren Blick zum Himmel – und änderte ihre Haltung so, dass das Sonnenlicht noch intensiver auf ihr Gesicht und ihre Schultern fallen konnte. Seltsam, dass die Menschen die Sonne anbeteten, indem sie ihr das Gesicht hinhielten. Aber kein Mensch war seltsamer als Hannah Noyes, Sems Frau.

Magerer als jedes weibliche Wesen, das Mottyl je gesehen hatte, mit einem herberen Gesicht, intelligenter gewiss als ihr Mann – fähig, mit Doktor Noyes über fast jedes Thema eine Unterhaltung zu führen: Hannah Noyes war schlichtweg ein vollkommenes Rätsel. Kein Zeichen von Liebe, Freundlichkeit oder Freude war ihr jemals über die Lippen gekommen, hatte jemals den Ausdruck ihres Gesichts geprägt. Wenn sie sich an ihre Röcke drückte, hatte Mottyl niemals etwas von Vergnügen oder Wärme gespürt. Niemals streckte sie die Hand hinunter oder bückte sich und lockte sie mit einer Schüssel voll Sahne oder einem Teller mit Innereien. Nie. Sie war ebenso trocken wie das Gras, woraus Hannah ihre Hüte und Körbe flocht; so gespannt wie ein Weidenast, der sich unter schwerem Schnee beugt. Auch jetzt, während sie in der Sonne saß, hatte Hannah etwas im Sinn – sie wartete auf etwas, und vielleicht konnte Mottyl, weil sie einen Jagdinstinkt besaß, erahnen, was das sein konnte. Durch das Gras beobachtete sie Hannah und sie verstand genau, was diese Frau fühlte. Es war nichts anderes als das, was Mottyl fühlte, wenn sie starr und atemlos über einer Beute verharrte.

Hannah griff in ihre Tasche und zog die Feder heraus. Erst konnte Mottyl nicht genau sehen, was sie da hielt, bis Hannah den Arm ausstreckte, die Feder ins Sonnenlicht emporhob und zusah, wie die blasse bronzene Patina sich drehte und alle Farben des Himmels und der Erde spiegelte: blau, rot, gelb, lila, orange und grün. Ganz offensichtlich war Hannah von der Feder entzückt und erstaunt darüber, was sie alles offenbarte. Mottyl war nicht weniger überrascht – und nicht wenig besorgt. Von welchem Vogel mochte die Feder stammen? Es musste ein riesiger Vogel sein, da die Feder allein fast so lang war wie Mottyl.

Nun tat Hannah etwas, was man mit einer Feder in der Hand zu tun pflegt: Sie stieg auf die Bank und warf die Feder in die Luft.

Diese fiel aber nicht zu Boden.

Sie stieg auch nicht empor, sie blieb einfach genau in Armeslänge über Hannahs Hand schweben, bewegungslos wie ein Stein.

Hannah stieg von der Bank herunter und wandte sich ungläubig einen Augenblick zur Seite – in der Annahme, dass, wenn sie sich wieder umdrehen würde, die Feder sicher heruntergefallen wäre.

Aber so war es nicht – auch nicht, als sie noch einen Augenblick wartete.

Die Feder rührte sich erst von der Stelle, als Hannah wieder auf die Bank stieg, sie in die Finger nahm und mit ihr auf den Obstgarten zuing. Und als sie mit der Feder an den Wölfen vorbeikam, die immer noch beim Tor kauerten, fingen diese zu heulen an.

Sie kommen und sie gehen, dachte Mrs Noyes. Gute Zeiten und schlechte Zeiten – zuerst die einen, dann die anderen.

Manchmal ist es das Wetter, manchmal sind es die Leute. Gestern Abend Ham und das Opfer. Heute Abend Japeth und die Wölfe. Ein solcher Abend, gerade wie im Paradies – und einer wie Japeth knallt mit sämtlichen Türen der Hölle, bloß weil seine Wölfe nicht saufen wollen. Gute Nachrichten und schlechte.

Der gute arme Japeth! Spaziert die Straße hinunter und kommt blau und sprachlos zurück. Entsetzt. Nur wegen der Fremden. Ausgerechnet der Junge, der anderen gegenüber immer so viel Vertrauen hatte... der nie auch nur eine einzige Bitte abschlagen konnte. Jedem traute: Hatte einmal einen Dämon bei der Hand genommen – und ihn schnurstracks in die Küche geführt. Ich musste ihm zur Abkühlung Limonade geben. Er hat das Glas fast zum Schmelzen gebracht und einen Brandfleck auf dem Stuhl hinterlassen. Landstreicher und Vagabunden – Hausierer und Straßenhändler – Priester, die fremde Religionen verkauften... »Mama – da ist noch einer, der Hunger hat!« Japeth mit seinen Kobolden und Verrückten. Nicht wie Sem und Ham. Sem hatte nur Kröten und Kieselsteine mit nach Hause gebracht: »Mama – schau!« Ham machte all diese wissenschaftlichen Entdeckungen... Aber Japeth brachte Missionare heim – und jetzt ist er von Kopf bis Fuß blau.

Was soll aus der Welt noch werden?

»Na, Motty?«

Mottyl saß auf dem Geländer – sie schaute zu den Bäumen jenseits des Hofes. Ihr Fell juckte jetzt, als hätte sie sich in Brennnesseln gewälzt.

Mrs Noyes trank aus ihrem Krug und korkte ihn wieder zu.

»Soll ich dir den Rücken kraulen?«

Mottyl sprang hinunter und sofort Mrs Noyes auf den Schoß.

»Schau dir nur all die Sterne an!«, sagte Mrs Noyes. »Dabei ist die Sonne kaum hinter dem Berg... Als Nächstes scheint mittags schon der Mond!«

Der Himmel hatte eine blasse, durchsichtige Farbe – eher grün als blau – und der Dunst über den Tälern war lichtdurchtränkt. Durch diesen Dunst sah Mrs Noyes zu den Sternen auf. Nur...

Das waren doch keine Sterne. Unmöglich.

Oder aber sie waren tiefer gesunken als die Berge.

Mrs Noyes beugte sich nach vorn, die Hand auf Mottyls Schulter.

»Motty?«

Mottyl hatte die Augen geschlossen und war sehr zufrieden; unter den kraulenden Fingern schnurrte sie. Ihr einziger Gedanke war – *hör jetzt nicht auf!*

»Ich glaube tatsächlich«, sagte Mrs Noyes, »es kommen Feen auf unser Haus zu...«

Mottyl schlug die Augen auf.

Mrs Noyes sagte: »Runter jetzt! Ich stehe auf.«

Mottyl fiel fast auf die Veranda, als Mrs Noyes sich auf die Füße hievte und zum Geländer taumelte; sie war betrunken, als sie dachte.

»Schau sie an! Motty! Schau!«

Mottyl sprang wieder auf das Geländer und schielte durch die doppelte Dämmerung ihrer trüben Augen und des Abendlichts. Gewiss, da war etwas, das aussah wie Sterne – aber kleiner – und es bewegte sich. Möglich, dass es Feen waren. Natürlich hatte Mottyl schon welche gesehen, aber das war unten im Wald, wo sie hingehörten.

»Sind sie es?«, fragte Mrs Noyes. »Kannst du es erkennen?«

Mottyl konnte es nicht erkennen.

»Ach – wenn du doch nur sehen könntest«, sagte Mrs Noyes.
»Wenn nur sonst jemand hier wäre. Noah glaubt mir nie, wenn ich ihm von den Feen erzähle – und da sind sie – gleich da!«

Mrs Noyes war so aufgeregt, dass sie spontan in den Hof hinauslief.

Nun war es ganz sicher: Die Lichter, die sie beobachteten, waren tatsächlich Feen, Mottyl konnte sie hören. Das Geräusch, das sie machten, war nicht zu verkennen.

Jetzt flitzten sie über den Rasen auf den Hof zu.

Mrs Noyes winkte mit ihrer Schürze – schwenkte ihren Krug und rief ihnen zu: »Geht, zeigt euch Noah! *Bitte* zeigt euch Noah!«

Doch vergebens.

Mottyl lehnte sich weit über das Geländer hinaus und schielte zum Himmel.

Ein regelrechter Schrei aus Lichtern glitt über ihren Kopf hinweg und über das Dach, mit einer Geschwindigkeit, die beide die Luft anhalten ließen.

»Oh mein...«, sagte Mrs Noyes – und dann mit kaum noch hörbarer Stimme: »Kommt zurück...«

Mottyl sprang auf die Erde und stellte sich mitten in den Hof neben Mrs Noyes; beide schauten zum Haus zurück, hinauf zu den Kaminen.

Die Störche klapperten – sie wurden offensichtlich gestört, als sie sich in ihren Nestern zur Nachtruhe begeben wollten. Jetzt stand jeder von ihnen auf seinem Kamin und drohte den Eindringlingen – die inzwischen verschwunden waren – mit dem Schnabel.

Gerade noch hatte Mrs Noyes gefragt: »Wo sind sie hin?«, als die Feen zurückstürmten – so schnell über das Dach und um die Kamine sausten, dass die Störche in die Luft schnappten. Noch nie hatte Mottyl erlebt, dass sie sich mit einer solchen Geschwindigkeit bewegten. Meistens waren sie

ruhig und gelassen – außer es jagte sie jemand –, und instinktiv schaute sie um sich, um zu sehen, ob drüben auf dem Rasen sie vielleicht irgendetwas verfolgte.

Nichts.

»Vielleicht wollen sie uns etwas mitteilen«, sagte Mrs Noyes. »WOLLT IHR UNS ETWAS MITTEILEN?«, rief sie.

Doch die Feen rasten weiter um die Kamine, zuerst um den einen, dann um den andern.

»Was wollt ihr?«, fragte Mrs Noyes. »WAS WOLLT IHR?«

Die Feen schwebten – schimmernd – über dem Dach, Mrs Noyes, die Störche und Mottyl schauten nur zu. Und dann fingen sie an, ein Geräusch wie Bienen von sich zu geben – sie schimmerten immer heller, während das Summen immer lauter wurde. Wieder begannen die Störche zu klappern.

»Vielleicht hätte ich sie nicht anschreien sollen«, sagte Mrs Noyes. »Sie scheinen verärgert zu sein.«

Aber die Feen brummten nicht aus Ärger. Sie bereiteten sich lediglich auf ihr nächstes Manöver vor.

Höher und höher flogen sie hinauf und jetzt, da der Himmel etwas dunkler war, konnte man ihre Lichter besser erkennen. Einen Augenblick blieben sie wie eine Masse hängen – sehr hell – und man konnte ihre Stimmen ganz deutlich hören.

Schau!

Sogar Mottyl konnte sie mit ihrem guten Auge sehen.

Ganz langsam teilte sich die Lichtmasse – schien sich fast aufzulösen. Und dann bildete sie sich von neuem – in einer seltsamen Form, wie ein Knoten.

Wie unbewusst setzte Mrs Noyes – den Mund weit offen und den Blick immer noch fest auf die Form des Knotens in der Luft gerichtet – ihren Krug ab und führte die Hände zusammen, nahm Daumen und Zeigefinger und ahmte die Form nach – steckte Daumen und Zeigefinger der rechten Hand wie ein Kettenglied durch den vom Daumen und

Zeigefinger der linken Hand gebildeten Kreis. »Ja«, sagte sie. »Gut...« Sie merkte nicht einmal, dass sie sprach.

Jetzt löste sich die Figur erneut auf, nur um gleich wieder eine Masse zu bilden; das Lärmen der Feen ließ nach, bis Mottyl es nicht mehr hörte.

Noch einen Augenblick, dann bewegte sich die Lichtmasse vom Haus über den Hof auf den Rasen zu und danach, jenseits des Rasens, wieder durch den Dunst hindurch und zum Wald zurück.

Mrs Noyes blieb zurück, Zeigefinger und Daumen in Nachahmung der Knotenfigur noch zusammengesteckt, und plötzlich kam ihr die Luft kühl vor.

Sie zitterte.

»Mottyl? Hast du das gesehen?«

Aber Mottyl war weg.

Mrs Noyes sagte: »Verdammt! Das ist nicht fair. Jetzt wird mir keiner glauben.« Sie bückte sich und hob ihren Krug hoch, trank daraus und ging langsam zu der Veranda und ihrem Stuhl zurück – dabei sah sie zerstreut zum Himmel und stolperte fast über die Stufe.

Als sie wieder in ihrem Schaukelstuhl saß und ihren Krug im Arm wiegte, steckte sie Daumen und Zeigefinger erneut in Nachahmung des seltsamen Musters zusammen.

Welche Bedeutung mochte es haben? Sie würde Ham fragen müssen. Ihren Mann zu fragen, das wagte sie nicht einmal zu denken. Wenn Noah dann wissen wollte, warum sie das interessiere, würde sie ihm die Wahrheit sagen müssen. Sie könnte ihm kaum vormachen, das Muster im Staub vor ihren Füßen gesehen zu haben. Und wie immer, wenn es um Feen ging, würde die Wahrheit vom Tisch gewischt werden – mitsamt Hams sieben Sternen und den Mondphasen. Und wie immer würde man sie für eine Närrin halten.

Mottyl war durch den Hof gelaufen, über die niedrige Steinmauer und über die Rasenflächen gesprungen und befand sich jetzt auf ihrem Weg durch die Felder; sie lief den Berg hinunter, immer den Feen nach.

Auf der Wiese hatte jemand entbunden und ein paar Vögel waren da und fraßen den Mutterkuchen. Mottyl konnte die Nachgeburt riechen, konnte aber weder die Gestalt des Neugeborenen noch die seiner Mutter erkennen. Was da stand, konnte eine Kuh oder eine Hirschkuh sein, aber das Gras war so hoch und das Licht so schwach, dass nur die große Gestalt des Tieres und ein Paar flatternde Ohren da, wo das Neugeborene lag, sichtbar waren. Mottyl blieb stehen und wartete, bis sie die Tiere genau erkennen konnte. Nicht weil eine Kuh oder ein Hirsch Gefahr für sie bedeutete, sondern weil es sie einfach interessierte. Jedes Neugeborene interessierte sie. Vielleicht war sogar ein Stückchen Nachgeburt da, das ihr auch munden würde... Andererseits, bei all diesen Vögeln – die zum Teil, das erkannte sie, wenn sie sich gelegentlich über dem Festgelage in die Luft hochschwangen, sehr groß waren – wäre es vielleicht klüger, um das Ganze einen Bogen zu machen und auf einen möglichen Leckerbissen zu verzichten. Dennoch: Allein die Nachricht von dem Ereignis war eine »Handelsware«. Krähe zum Beispiel würde den Mutterkuchen genießen und könnte als Gegenleistung bestimmt mitteilen, wo aus dem Nest gefallene Jungvögel zu finden wären.

Mottyl wartete, die Nase nach vorn gestreckt, mit dem Kopf von einer Seite zur anderen wackelnd, um aus dem Lüftchen so viel lesen zu können, wie es preisgeben würde. Aber die Hitze über dem Boden war noch immer drückend und ein sehr schwacher Zug, der dort entstand, wo sie sich vom Gras emporhob, war die einzige Luftbewegung. Mottyl stellte sich wie ein Hase auf den Hinterbeinen auf, so dass sich ihr Kopf

über dem Luftzug befand – doch jedes Aroma, das sie wahrnehmen konnte, kündete nur von der Wiese und vom Mutterkuchen, nicht vom Tier selbst. Nicht, dass es etwas ausmachte, wenn es eine einfache Kuh war, aber ein Wasserbüffel...

Sie stellte sich wieder auf alle viere und wandte sich nach links, wo, wie sie wusste, der Pfad eines Murmeltiers zum Waldrand hinunter führte. Sie war diesem Waldmurmeltier – Pfeifer hieß es – schon verschiedene Male begegnet und wusste, es war sehr alt und immer schlecht gelaunt; doch seine Geschichten – vorausgesetzt, man konnte es dazu überreden, sie zu erzählen – waren faszinierend.

Einmal – mitten im Sommer – hatte Pfeifer sie in seinen Bau eingeladen, als sie sich im Vorbeigehen über die Hitze beklagte. Aber noch bevor ihr Schwanz im Tunnel verschwunden war, musste Mottyl rückwärts wieder hinauskr kriechen. Unter der Erde war es einfach zu beängstigend. Ihren Gastgeber hatte sie damit beleidigt, er warf ihr vor, sie sei unhöflich und es fehle ihr an Mut. Schließlich sei es unter der Erde doch kühler als darüber, und Pfeifer hatte ihr nur Schutz vor der Sonne bieten wollen. Wenn der Geruch seines Baus ihr jedoch nicht behage...

»Aber nein«, hatte Mottyl protestiert. »Glaub mir! Es ist nur die Enge.« Und sie war am Eingang seines Baus sitzen geblieben, obwohl sie über die Mittagszeit in der Sonne förmlich gebraten wurde, nur um ihm zu zeigen, dass sie nicht gekränkt war, während er, in der feuchten Erde unter ihr liegend, ihr eine Menge Geschichten erzählte.

Damals hatte sie Pfeifer lieb gewonnen, denn die meisten seiner Geschichten erzählten davon, wie jemand Tieren und Dämonen entkommen war, die auch ihr Angst einflößten. Geschichten des Entkommens waren wie Devisen, jeder hortete sie. Auch sie waren tauschbare Ware, wie die

Nachricht von einer Geburt, einem Todesfall oder einer Verletzung – der Handel beschränkte sich allerdings auf diejenigen, die gemeinsame Feinde hatten. Ein Entkommen auf vier Beinen war für einen Vogel bedeutungslos – wie ein Entkommen auf Flügeln für Mottyl oder Pfeifer nicht von Belang war. Nachdem sie Freunde geworden waren, hatte Pfeifer Mottyl nicht nur erlaubt, seine täglichen Pfade zu benutzen, sondern hatte ihr auch gezeigt, wo seine geheimen Wege waren – Pfade, die zu Brombeerdickichten und Mauerlöchern führten.

Später konnte Mottyl sich revanchieren, indem sie Pfeifer während der Dürre zum Teich in Noyes' Hof führte, wo er seinen Durst löschen konnte. Die Aussicht, bis zum Fluss gehen zu müssen, hatte ihm Sorge bereitet, denn durch die Dürre war er krank und schwach geworden. Er hatte zwar erst recht ungehalten reagiert und geklagt, Mottyl würde ihn direkt zu seinem Verhängnis führen, ins Maul der Japeth'schen Wolsfdämonen. Aber schließlich konnte sie ihn doch überreden, mit auf den Berg zu steigen, indem sie sagte: »Der einzige Dämon, den es hier gibt, ist Doktor Noyes.«

Mottyl stand auf. Es war ein so schöner Abend – ganz still, der Himmel hoch und klar, die Luft duftete nach Äpfeln, aber auch nach Gras und Bäumen und Geburt. Jetzt war sicher, dass es eine Kuh gewesen war. Und nun, wo die Sonne wirklich weg und die Nacht im Anzug war, verströmte auch die Erde selbst dunklere Düfte, den Geruch von Würmern und von den Nachtgeschöpfen, die aus der Tiefe des Bodens nach oben kamen.

Nachdem auch die Kuh vom Mutterkuchen gefressen hatte, zog sie mit ihrem Kalb zum Waldrand, wo es für das Kleine wärmer war. Ein Stachelschwein eilte am Zaun entlang und

hoffte, nicht gesehen zu werden, während die Habichte, die sich an der Nachgeburt gütlich getan hatten, von den Raben abgelöst wurden. Die Wiese wechselte langsam die Besitzer, während Mottyl sich durch die Dunkelheit zum Wald aufmachte.

Am Waldrand, da, wo der Zaun durch abgebrochene Äste beschädigt worden war, befanden sich Katzenminze- und Kamillenhaine. Mottyl konnte nicht widerstehen, sie hielt inne und naschte. Ihre Hinterfüße pflanzte sie in die Kamille und reckte sich hoch, um die jüngeren Blätter und Blüten der Katzenminze zu erreichen – sie drückte das Kinn an die Zaunbretter und presste die Blätter so, dass ihre Säfte flossen. Allmählich füllte sich die Luft mit dem angenehmsten Duft, den sie sich vorstellen konnte. Lange, flackernde Empfindungen prallten gegen ihre Nervenenden und zum ersten Mal seit Tagen war es ihr ganz gleichgültig, dass sie läufig war.

Manchmal verbrachte Mottyl eine halbe Stunde oder gar eine ganze Stunde bei den Katzenminzehainen und war danach fast so berauscht wie Mrs Noyes. Aber jetzt durfte ihr das nicht passieren. Denn sie wollte das Gemurmel des Waldes hören, Nachrichten über ihre Bekannten herausfiltern. Wussten sie von Jahwes bevorstehendem Besuch? Und wenn ja, wie reagierten sie darauf?

Am Waldboden gingen die Toten um; so glaubten zumindest manche Tiere, ohne aber etwas Morbides damit zu verbinden. Es war vielmehr ein Zeichen von Verehrung, Ehrfurcht. Einige Teile des Waldes waren heilig; andere Teile galten als heimtückisch. Manche heilige Stelle diente als Zuflucht, wo ein krankes oder verletztes Tier sich sicher fühlen konnte, auch wenn völlige Sicherheit nirgends garantiert war. Nur ein Narr

könnte so etwas glauben. Doch die Zufluchtsorte boten mehr Sicherheit als andere Plätze und waren bekanntlich Drachen ein Gräuel. Was an den Pilzen lag, die dort wuchsen, deren Geruch – obwohl für alle anderen recht angenehm – bei Drachen so heftigen Brechreiz und so schreckliche Kopfschmerzen verursachte, dass sie sich kaum noch rühren konnten. Möglich war allerdings auch, dass die Pilze bei verletzten Tieren, die sich dort verkrochen, eine heilende Wirkung hatten. Gebrochene Gliedmaßen, gerissenes Fleisch und auf andere Weise nicht zu stillende Blutungen waren bekanntlich alle an einem Zufluchtsort geheilt worden, während andere Tiere – deren Wunden viel weniger gefährlich waren – vor ihrer Türschwelle verendeten. Mit der Zeit also betrachtete man die Pilze aus welchem Grund auch immer als die Geister der Toten, deren Knochen durch die Blätter hindurch- und in die Erde eingedrungen waren.

Die heimtückischen Teile des Waldes waren viel zahlreicher als die Zufluchtsstätten; Sümpfe, Treibsand und Gruben – Stellen mit Brennesseln und Hornissennestern – plötzlich auftauchende Flächen mit rasiermesserscharfen Steinen und Spalten, die sich unversehens unter den Füßen auftaten und die Ballen mit rot glühenden Kohlen verbrannten. Am allerschlimmsten aber waren die Drachensuhlen. Manchmal vergruben sich die Drachen darin und ließen nur Augen und Schnauze hervorstehen, die beide derart mit roter Erdfarbe beschmiert waren, dass man sie überhaupt nicht wahrnahm. Drachen konnten so ewig auf der Lauer liegen und sogar die allerschnellsten Tiere – Lemuren und Affen – waren ihnen auf diese Weise in die Falle gegangen; sie hatten sich einfach in etwas verirrt, was sie für eine leere und harmlose Suhle hielten.

Mottyl hatte nicht mehr Feinde als andere Tiere, auch wenn es welche gab, die noch weniger aufweisen konnten. Wie jedes Wesen hatte sie eine gesunde Angst vor Drachen und

Dämonen. Und jeder, dessen Kot nach Fleisch roch oder dessen Stimme ein Bellen oder Japsen war oder dessen Flügelweite einen größeren Schatten warf als ihr eigener – war ein Feind. Doch Feinde gehörten zur Natur und man musste sich auf ihre Existenz einstellen. Ging man zum Beispiel in den Wald, war man automatisch doppelt aufmerksam – ebenso wie beim Betreten eines offenen Feldes oder eines Zimmers, in dem Doktor Noyes sich aufhielt. Im letztgenannten Fall könnte man – wie bei Drachen und Dämonen – sagen, dass man die Aufmerksamkeit sogar verdreifachte.

In dieser Nacht – in der Mottyl die Feen oben beim Haus schon gesehen hatte – erblickte sie diese ein zweites Mal, als sie den Wald betrat. Sie glitten zwischen den Bäumen hindurch – verspeisten vielleicht Mücken und andere Insekten –, und ihre Lichter leuchteten sehr hell. Zu ihren Feinden gehörten Fledermäuse und Spinnweben. Eine Spinne bedeutete für die Feen den sofortigen Tod, sie erstickten in ihren Netzen.

Mottyl fragte sich, warum die Feen so hektisch waren. Meistens waren sie viel gelassener, geradezu phlegmatisch – oft konnte man ganze Gruppen von ihnen sehen, die sich mit gedämpften Lichtern und verhaltenen Stimmen friedlich ausruhten. Aber nicht heute. Heute waren sie überall.

Man hielt die Lemuren für die Wächter des Waldes – und keiner passierte die Zäune, ganz gleich in welche Richtung, ohne von den Lemuren in ihren Bäumen genau inspiziert zu werden. Wenn man den Wald betrat beziehungsweise verließ, waren sie entweder still oder attackierten einen mit ihren Schreien. Wenn Mottyl kam, verhielten die Lemuren sich ruhig, nur ein oder zwei grüßten sie und manchmal fand – je nachdem, welche Signale Mottyl aussandte – eine scherzhafte Neckerei oder eine Verfolgungsjagd statt. Aber nur bei Tag. Bei Nacht wurde jeder, der den Wald betrat, mit äußerster

Vorsicht und Ernsthaftigkeit begrüßt. Niemand machte jemals Witze oder ging Risiken ein, wenn es ringsherum finster war.

Der Lemur, der sie heute vorbeiließ, war ein Ringelschwanzkatta namens Bip. Mottyl kannte Bip schon so lange er lebte und konnte sich noch an seine Mutter erinnern. Bip war jetzt etwa sechs Jahre alt. Er saß auf dem untersten Ast einer Pappel, den Schwanz um den Ast daneben gewickelt. Er sprang herunter, beschnupperte Mottyl vorn und hinten gründlich und zuckte dabei behutsam mit seiner spitzen Schnauze.

»Du bist läufig.«

»Vielen Dank für die Information.«

»Allerdings noch nicht ganz, wenn ich das so sagen darf.«

»Du darfst. Es stimmt. Ich habe es erst seit zwei oder drei Tagen – und finde es sehr lästig.«

»Es ist nicht die allerbeste Zeit dafür. Ich bin froh, dass Ringer nicht läufig ist.« (Ringer war Bips Weibchen.)
»Irgendetwas stimmt hier nicht in der Gegend. Hast du es auch schon gespürt?«

»Ja. Man merkt es auch bei den Menschen. Sie sind sehr nervös und angespannt. Hast du von Japeth gehört?«

Ja, Bip hatte es gehört. Die Wölfe hatten davon geheult.
»Und er ist blau?«

»Ja. Und die Feen benehmen sich so seltsam.« Mottyl erzählte ihm, wie sie hinaufgekommen und ums Haus geflogen waren.

Bip war nicht überrascht. Die Feen hatten sich im Wald auch so eigenartig verhalten: Sie waren zum Beispiel zu nahe herangeflogen – waren mit Vögeln zusammengestoßen – hätten Bip fast von seinem Ast hinuntergeschubst.

»Wer hält sich denn in den Zufluchtsstätten auf?«, wollte Mottyl wissen.

»In einer ist ein Bär. Keiner von den unseren. Ein Bär aus dem Forst. Er ist mit einem gebrochenen Bein über den Fluss gekommen. In einer anderen sind ein paar Hirsche und einige Mäuse und das war's. Das Übliche. Aber da *ist* noch was anderes...«

Mottyl sah Bip an, dass er sich Sorgen machte.

Bip zupfte einen Floh von seinem Bauch und verspeiste ihn.
»Es ist ein... Wesen.« Er schaute über Mottyls Kopf hinweg.

»Ein Geist, meinst du?«

»Nein. Kein Geist. Eher ein...«

»Hallo!«

Mottyls Herz blieb vor Schreck beinahe stehen – aber es war nur Ringer, die sich durch die Äste auf sie zuschwang. Als sie bei ihnen war, sprang sie neben Bip.

»Wo bist du gewesen?«, wollte Bip wissen – und fing sofort an, ihre Pfoten zu untersuchen und ihre Flanken zu beschnüffeln.

Ringer erzählte, wie sie auf die andere Seite des Waldes gegangen war. »Ich wollte wissen, ob dort jemand etwas mehr über das neue Wesen weiß...«

»Wir haben gerade angefangen, darüber zu reden«, erklärte Bip.

»Hat Mottyl etwas dazu gehört?«

»Nein.« Mottyl hatte sich entschieden, Jahwes Besuch nicht zu erwähnen. Die Gegenwart dieses anderen Wesens war zu faszinierend.

Bip hakte bei Ringer weiter nach. »Auf der anderen Seite des Waldes. Hat jemand dir etwas gesagt?«

»Nichts, was wir nicht schon selber wüssten. Mehr über Federn. Mehr über Ham.«

»Ham?« Jetzt spitzte Mottyl die Ohren.

Ringer erklärte, dass Ham heute im Wald gewesen war. »Das Übliche. Hat auf der Suche nach Insekten Baumstämme

umgedreht, ist in Bäume geklettert, um in Nester reinzugucken. Der steckt die Nase überall hinein. Er scheint auch verletzt zu sein. Riecht nach Blut – linker Arm.«

Mottyl berichtete, wie Ham sich während der Opferzeremonie geschnitten hatte. »Erzählt mir mehr über dieses Wesen!«, bat sie.

Doch weder Bip noch Ringer antwortete. Mottyl wartete. Vielleicht wollten sie sich nicht festlegen. Unbegründete Gerüchte galten – wenn man Lemur und daher Waldwächter war – als unverantwortlich. Als gefährlich.

Schließlich wurde Mottyl ungeduldig. »Na?«

Bip hüpfte wieder auf seinen Ast in der Pappel und kaute an einem Blatt. »Erzähl es bitte niemandem – aber...« Er lehnte sich hinüber, den Kopf nach unten, so dass sein Gesicht dem Mottyls sehr nahe war. Mottyl konnte das Blatt in seinem Mund riechen; kein unangenehmer Geruch, aber ihrem Gaumen fremd. »Hast du schon einmal einen Engel gesehen?«

»Natürlich.« Mottyl war fast empört. »Die Engelin, die sich immer im Obstgarten herumtrieb. Manchmal hockte sie auf dem Tor – manchmal in den Bäumen und aß Äpfel. Hat ein Schwert getragen, aber nie benutzt.«

»Nein. Ich meine nicht diese Art Engel...«

»Gibt es noch andere Arten?«

»Ja, ich glaube, vielleicht.«

Bip hielt die Luft an und schaukelte hin und her – dann sprang er hinunter und nahm zwischen Mottyl und Ringer Platz.

Er war unschlüssig, das war eindeutig. »Vielleicht täusche ich mich ja, aber – ich glaube, es gibt auch böse Engel. So wie es böse Tiere gibt.«

»Der Geruch ist anders«, ergänzte Ringer.

»Anders – und auch wieder gleich«, sagte Bip.

Zitronenstrauch – das war gleich. Und Weihrauch – das war gleich. Doch offensichtlich gab es noch einen weiteren Geruch, und Ringer tat sich schwer ihn zu erklären. Sie nannte ihn »beunruhigend«, »schrecklich«, wie...

Bip krümmte sich: »Faule Eier.«

Ringer sah ihn an. »Ja. Faule Eier. Und...«

»Schlammquellen...«

»Die Schlammquellen unten in den Auen... die immer blubbern und brodeln!«

Mottyl war erschrocken und gleichzeitig fasziniert. »Ihr sagt mir, es gibt hier im Wald etwas, das nach all dem riecht – und ihr haltet es für einen Engel?«

»Ja. Und ich frage mich, ob du nicht oben beim Haus auch etwas gesehen hast.«

»Nur die Feen.«

»Na siehst du. Du hast uns gesagt, dass sie versucht haben, euch etwas mitzuteilen.«

Ja. Aber über einen Engel?

Am nächsten Morgen ging Noah hinaus und spazierte die Straße entlang. Es war noch ziemlich früh – die Luft war voller Vogelgesang, überall lag noch Tau. Der Staub am Saum seiner Robe war durch die Feuchtigkeit schwer geworden und der alte Mann bewegte sich langsam auf die Straßenkreuzung zu, wo Jahwe zuerst erscheinen würde.

Gegen Norden konnte er die Rauchfahnen sehen, die auf die Städte hindeuteten. Jeden Tag änderten die Fahnen ihre Farbe. In der Vergangenheit, als die Menschen Jahwe noch angebetet hatten, war der Rauch wabernd und grau gewesen und die Feuer wurden nur zu bestimmten, den Riten vorbehaltenen Zeiten angezündet – zu den festen Gebetszeiten, zu den Stunden, die dem Opfer geweiht waren. Das alles schien erst

einen Augenblick her zu sein – so lange wie Noahs Jugend, obgleich dieser inzwischen mehr als sechshundert Jahre zählte.

Er konnte sich noch lebhaft daran erinnern, wie in früherer Zeit die Andacht begangen wurde: Die Väter und die Ältesten, die Rabbiner und die Gelehrten – so wie er selber –, jeder hatte dabei seinen festen Platz und seine bestimmte Aufgabe. Und die Mutterschafe wurden zum Bittstand vorgeführt, um der Tötung ihres Lammes beizuwohnen; jedem Schaf wurde ein Augenblick des symbolischen Flehens zugunsten seines Kindes eingeräumt. Obwohl natürlich niemals zur Debatte stand, dass ein Lamm verschont würde, war dennoch interessant zu hören, wie die Schafe ihren Fall vortrugen; einige waren sehr wortgewandt. Und ehrlich.

Und die Altäre, die Tücher und Gefäße – alle Altäre waren aus dem edelsten, härtesten Holz geschnitzt und sämtliche Tücher bestickt – jedes mit dem Emblem der Familie, der es gehörte – jedes mit Monogramm – die angesehenen Familien wetteiferten um das feinste Tuch und die feinste Stickerei – die Frauen hatten sie beim Licht der Lampen genäht – und dann der Geruch des Leinenzwirns und des Baumwollgewebes. Heutzutage dagegen! Diese nichtsnutzige Emma konnte nicht einmal eine Nadel führen! Und jetzt – diese jüngste Pilgerreise Jahwes, mit seinem ganzen Gefolge... gewiss würde die Gottesfurcht die Frauen wieder auf ihren Platz verweisen. Und die jungen Leute würden sich wieder dem göttlichen Zorn beugen, so wie er es getan hatte – wie alle jungen Leute es in Noahs Jugend getan hatten.

Er schloss die Augen. Aber ach... die Gefäße! Silberne Schüsseln, kupferne Schüsseln, zu Sonnen und Monden gehämmert – wahre Höhepunkte handwerklichen Könnens. Die Pracht und die Freuden des Gottesdienstes: wechselseitige Zustimmung und Gemeinschaft und der wunderbare Tumult der Erwartung, der erst verstummte, wenn das Lamm erschien,

das mit gefesselten Füßen nach vorne getragen und vor den Gesalbten und Auserwählten Jahwes aufrecht und mit unverbundenen Augen hingestellt wurde – was immer in der Hitze des Mittags geschah – und das Blöken und Stöhnen und die Ekstase des Gebetes. Mit weit geöffneten Augen und großer Konzentration lehnte sich jeder der Ministranten und jeder der Väter, jeder der Ältesten, jeder der Rabbiner, jeder der Gelehrten mit seinem Gefäß nach vorne, jeder lehnte sich nach vorne und schwang das heilige Tuch – das erste Blut wurde immer in jenen zehn begnadeten Sekunden, während das Lamm noch stand, im goldenen Kelch aufgefangen – lebendig und tot zugleich –, dann stolperte es, brach zusammen, fiel hin und sein Blut floss auf den Altar und strömte in die nach vorn gehaltenen Schüsseln. Und dann wurde die feierliche Hymne gesungen, die jetzt vergessen war – alle Knaben und Frauen hüben an zu singen:

Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis.

Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, dona nobis pacem.

*Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt,
erbarme dich unser.*

*Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt,
gib uns den Frieden.*

Und zum Schluss trank jeder der Väter, jeder der Ältesten, jeder der Rabbiner, jeder der Gelehrten aus dem goldenen Kelch das erste Blut des erstgeborenen Lamms am ersten Tag des Festes...

Doch heutzutage konnten die Söhne des Vaters nicht einmal mehr das Messer führen – und die ganze Opferung war nur noch eine Farce.

Die modernen Feste waren endlos – ohne Konturen – zogen sich ewig hin, so dass keiner wusste, wo das eine aufhörte und das nächste anfang. Und was sich dabei abspielte, war abscheulich: eine Verschandelung der menschlichen Würde... Frauen wurden auf die Altäre geworfen und vor den Augen Baals geschändet (bereitwillig, wie manche behaupteten). Einige sogar mehrmals... Nein, es war unvorstellbar. Wie die Riten des Baal selbst, dessen Verkörperung der Stier war – die auserwählte Frau wurde von ihm bestiegen! *Von einem Stier bestiegen!* Es war ungeheuerlich! Ungeheuerlich! Und am allerschlimmsten waren die Männer, die den Phalluskult praktizierten und vor den Priestern des Baal auf die Knie fielen... nein, das war einfach unvorstellbar.

Der Gedanke an all dies und die überwältigende Aussicht auf die Ankunft Jahwes machte Noah schwach und er merkte, dass er sich eine Weile auf den grasbewachsenen Straßenrand setzen musste.

Während er da in der Sonne saß, ging er alle Einzelheiten seiner Vorbereitungen auf die Ankunft des Herrn noch einmal durch. Der große Pavillon am Rand des Rasens; das Festmahl, das Mrs Noyes mit so viel unnötigem Getue zubereitet hatte; das auf Hochglanz polierte Silberbecken, worin er Gottes Füße waschen würde; die Anweisungen an seine Söhne und Schwiegertöchter; und zuletzt die Chöre der Widder und der Mutterschafe, die von Mrs Noyes einstudiert wurden, sowie die Opferlämmer, die auf die Schlachtung vorbereitet wurden. Das Problem war, dass – abgesehen von den Anfällen von Wut und Niedergeschlagenheit in Jahwes Brief – Noah nicht sicher wusste, warum Jahwe ihn aufsuchen wollte. Gewiss reichte es – nicht einmal für Gott – nicht einfach nur zu sagen: WIR SIND MASSLOS WÜTEND... WIR SIND VOR ENTSETZEN SPRACHLOS... UNSER HERZ IST GEBROCHEN UND WIR WEINEN VOR KUMMER... ohne

irgendeine Erklärung zu geben. Und dann, was bedeutete jener äußerst rätselhafte, äußerst beunruhigende Satz: WAS HABEN WIR GETAN, DASS DER MENSCH UNS SO BEHANDELT?...

»*Laudamus te, benedicimus te, adoramus te...*«

So sangen die Schafe auf der Wiese.

»*Wir loben dich, wir preisen dich, wir beten dich an...*«

Worte, die Jahwe mit Sicherheit aufmuntern würden, dachte Noah – und er blickte zum Himmel hinauf, weil er einen Schatten gespürt hatte...

Ach du meine Güte.

Noch eine Taube.

Schon wieder eine Katastrophe.

Als Mottyl aufwachte, hatte die Hitze ihren Höhepunkt erreicht. Ihre *Flüsterstimmen* waren schon seit einer Weile wach und sie hatten ziemlich schlechte Laune.

Dein anderes Auge wird auch erblinden, wenn du so in der prallen Sonne herumliegst.

Tut mir Leid. Als ich eingeschlafen bin, war die Sonne da drüben.

Na, steh auf!

Mottyl rappelte sich auf. Eigentlich hatte sie keine Lust dazu, denn ihr war klar, dass sie, sobald sie wieder ganz wach war, der vollen Misslichkeit ihrer Lage ausgeliefert sein würde.

Ich rieche eine Maus.

Achte nicht darauf! Los, rühr dich!

Ich fühle mich nicht wohl.

Klage nicht über deinen Zustand! Über die Wirklichkeit zu klagen ist ein Zeichen für Unreife. Vergiss nicht: Du bist zwanzig Jahre alt und völlig in der Lage, mit dieser Situation fertig zu werden. Ob du uns jetzt wohl in den Schatten bringst?

Mit Hilfe der einen, absolut identifizierbaren Landmarke – des Zaunes – berechnete Mottyl ihre Position; beim Weitergehen machte sie einen Umweg, um einem mürrischen Gürteltier auszuweichen.

Es war jetzt später Nachmittag – eine gefährliche Zeit, da viele Tiere dösten oder schliefen, auf deren Warnrufe man sich sonst verlassen konnte, um die Position der Feinde zu verfolgen. Bip und Ringer lagen flach ausgestreckt auf dem Ast einer Pappel; beide ließen alle viere hängen, nur der Schwanz schützte sie vor dem Hinunterfallen. Mottyl konnte sie da oben auf ihren Bäumen nicht sehen, doch als sie vorbeiging, fing sie einen Hauch von Bips Markierungen am Stamm der Pappel auf.

Dass sie den Wald betrat, ohne aufgehalten zu werden, stimmte Mottyl nervös und bevor sie weiterging, wollte sie kurz anhalten. Deswegen kletterte sie auf einen umgestürzten und ganz verfaulten alten Baum – wo sie sich ausstreckte, um die markanten Gerüche um sich herum aufzunehmen und etwaige Bewegungen zu beobachten. Der Wald war hier noch nicht sehr dicht, und so konnte sie das gesprenkelte Licht zum Teil wahrnehmen – und damit auch einen Teil der Schattenformen und das, was sie darstellten: die größeren Bäume, die Tiefen des Unterholzes, die hockende Gestalt eines schlafenden Kormorans, die sich gegen den Himmel abzeichnete.

Was hatte ein Kormoran im Wald zu suchen, so weit vom Fluss entfernt? Vielleicht war all das ja nur ein weiteres Zeichen, dass alles nicht so war, wie es sein sollte. Ausgehend von dem Gerücht von einem bösen Engel im Wald begann Mottyl sich zu fragen, worauf sie wohl als Nächstes stoßen würde.

Andererseits, wenn sogar ein ganzer Trupp Fische aus dem Teich gestiegen und hierher gezappelt war – warum sollte dann kein Kormoran hier sein?

Der allerdings war verschwunden, bevor Mottyl die Frage hatte zu Ende denken können.

Die Stille war so entnervend, dass Mottyl keine Lust hatte, sich zu rühren. Ihre *Flüsterstimmen* waren zufrieden – der verfaulte Baum war kühl und sogar die Ameisen und Molche in ihm verhielten sich ruhig. Es wäre angenehm gewesen, weiter in dem wohltuenden, durchschimmernden Licht liegen zu bleiben – aber es durfte nicht sein. *Eine läufige Katze ist eine laufende Katze*, hieß die Regel, also stand Mottyl auf und ging weiter – stürzte vom Baum in das dichte grüne Gestrüpp der Farne und Zahnwurz.

»Wer ist da?«, rief sie zwei Minuten später, als sie in eine Lichtung tappte, die sich unvermutet vor ihr öffnete.

»Mottyl?«

Es war das Einhorn. Seine Stimme – bloß ein heiseres Flüstern – war fast so eigentümlich wie seine Gestalt.

Eine Begegnung mit dem Einhorn war so selten, dass es immer eine angenehme Überraschung darstellte, was Mottyl auch aussprach.

»Eine angenehme Überraschung auch für mich«, gab das Einhorn zurück. »Und du bist also läufig...«

»Ja. Aber ich will nicht darüber reden.«

»Kopf hoch, Mottyl! Je früher es anfängt – desto früher ist's auch wieder vorbei. Oder?« Und gab dann selbst die Antwort.

»Ja.«

Das Einhorn war nicht viel größer als Mottyl. Seine nervöse Angewohnheit, mit sich selber zu reden, war allgemein bekannt – und manchmal konnte man es hören, aber nicht sehen, während es im Gestrüpp äste. Junge und unerfahrene Tiere meinten oft einen Geist oder ein Gespenst zu hören, und erzählten das ihren Eltern – die sie auslachten. »Es ist nur das Einhorn.«

Was die Größe betrifft, maß das Einhorn am höchsten Punkt seines Horns nicht mehr als vierzig Zentimeter – und vom Schwanz bis zur Hornspitze waren es dreißig, vielleicht auch vierzig Zentimeter. Wovon das Horn gut fünfzehn Zentimeter ausmachte – und sehr oft war der einzige sichtbare Teil des Tieres seine bernsteinfarbene Zierde, die eine Bahn durch das Gestrüpp schnitt.

Mottyl wollte wissen, warum es im Wald so still war. Beängstigend still...

»Es hat einen Todesfall gegeben«, berichtete das Einhorn. »Leider, leider. Bello, euer Hund. Umgebracht, wir wissen weder wie, noch von wem. Furchtbar...«

»Oh.« Es tat Mottyl sehr Leid, das zu erfahren – nicht, weil sie Bello gemocht hätte, sondern wegen der Unruhe, die das zu Hause verursachen würde. Emma würde tagelang weinen und Türen zuschlagen. »Und kein Hinweis darauf, wie es passiert ist?«

»Nichts.«

»Er war verschwunden«, sagte Mottyl, »wir wussten, dass er fort ist – aber nicht, dass er tot ist. Die arme Emma.«

»Emma?«

»Er gehörte Emma. Japeths Frau.«

»Ach ja.« Das Einhorn schwieg einen Augenblick und dann flüsterte es, mit einem Blick über die Schulter: »Ich habe hier geäst. Mich sehr unsicher gefühlt. Es treibt sich ein Wesen herum, weißt du.«

»Ja. Ich weiß.«

»Es kann ja sein, dass das Wesen ihn umgebracht hat. Es hat das Leben *sehr* schwer erträglich gemacht. Wir kommen sowieso so wenig rum... Die Dame rührt sich nicht vom Fleck... Ich muss dieses ganze entsetzliche Dickicht durchstöbern – was ich hasse – und versuchen Blumen zu finden, weil man sich natürlich, wenn so ein Wesen sein Unwesen treibt, unmöglich zum Waldrand oder zur Waldmitte hinwagen kann, wo die großen Lichtungen sind. Ich fühle mich ganz furchtbar, was deinen Freund betrifft. Bist du traurig?«

»Nicht traurig – um ehrlich zu sein. Ich fürchte, er hieß nicht umsonst Bello. Er hat viel Lärm gemacht. Aber – den Tod hätte ich ihm nicht gewünscht.«

»Nein. Nein. Nun ja. Ich muss weiter – hier werde ich viel zu nervös. Wenn du willst – komm doch mit mir! Ich könnte deine Gesellschaft gut gebrauchen, weißt du. Ich nehme nur diese Akelei für die Dame mit. Wenn du möchtest, kann ich dir unterwegs die Stelle zeigen, wo der Hund liegt.«

Das Einhorn biss eine Akeleipflanze ganz unten am Stiel ab und ging los; wie eine Fahne hielt es die Blume im Maul und kämpfte sich durch das Gestrüpp. Mottyl folgte ihm.

Mottyl kannte das Einhorn und die Dame schon ziemlich lange – allerdings nicht so lang, wie diese schon im Wald lebten. Man bekam sie nur sehr selten zu sehen und sie grüßten so gut wie überhaupt nicht, bis sie eine Person näher kannten. Ohne es zu ahnen, war Mottyl, bevor es zu einer wirklichen Begegnung kam, dem Einhorn schon viele Male über den Weg gelaufen. Die Dame war noch scheuer. Nichts, was sich bewegte, entkam dem Blick der beiden. Da fast alles und jeder für sie ein Feind sein könnte, machten sie bei anderen Tieren immer erst nach vielen Wochen erste Annäherungsversuche,

manchmal vergingen sogar Monate, bevor sie sich dazu bereit fanden.

Für einige Tiere wie die Gänse, die Hennen und den Pfau, die nie im Wald gewesen waren, stellten das Einhorn und die Dame nur eine Idee dar – Geschöpfe, deren ganze Existenz von anderen nur erzählt und ausgeschmückt wurde. Sogar Tiere wie die Schafe, Rinder und Pferde, deren Alltag sie bis zum Fuß des Berges führte, konnten nicht behaupten, die beiden öfter als einmal im Leben gesehen zu haben.

Folglich hatten sich um den Einhorn-Herrn und die Dame Legenden gebildet – in denen zum Beispiel behauptet wurde, er sei aus Silber und sie aus Gold – oder dass alle beide aus Glas seien und man durch sie hindurchschauen könne wie durch die Fenster in Doktor Noyes' Haus. Ihre Hufabdrücke auf der Erde zu finden galt als glückbringendes Ereignis – und falls sich darin Wasser gesammelt hatte, so sollte man es trinken, weil es der Gesundheit zuträglich war. Die Einhörner ernährten sich fast ausschließlich von Blumen, so hieß es, und noch weitere Legenden waren, was ihre Futterplätze anging, entstanden. Plätze, wo Akelei und wilde Schwertlilien wuchsen, wurden fast wie heilige Orte verehrt, den Zufluchtsstätten vergleichbar. »Lasst sie stehen fürs Einhorn!«, war zu einem von allen akzeptierten Gesetz geworden, wenn man auf die selteneren Arten der Lilie und der Mimose stieß.

Niemand wusste, wo sie lebten, und niemand hatte jemals ihre Jungen gesehen; bekannt war allerdings, dass sie jedes Mal haargenau zwei bekamen.

Wenn Mottyl den Einhorn-Herrn längere Zeit nicht gesehen hatte und sie sich sehr konzentrieren musste, um sich sein Bild vor Augen zu holen, stellte sie sich einfach eine Zwergziege vor. Gewiss, er war ziegenartig an Gestalt und an Farbe, doch das Einhorn, das Mottyl kannte, war weiß – und die Dame grau.

Als sie zum Stumpf eines weiteren umgestürzten Baums kamen, sagte das Einhorn zu Mottyl: »Ich fürchte, hier muss ich dich verlassen. Dein Freund ist da drüben – du hast es sicher schon bemerkt. Seit mehr als einem Tag jetzt tot...«

Das arme Einhorn war so nervös, dass es die Akelei fallen ließ, und beim Versuch, sie wieder aufzuheben, darauf trat und dabei einen Teil der kostbaren Säfte herausdrückte.

»Manchmal«, seufzte es mit seinem eigenartig freudlosen Lachen, »wünschte ich mir, wir würden Bäume fressen. Es gibt so viel mehr davon als Blumen.«

Mottyl setzte sich hin und wartete, während das Einhorn die Akelei wieder auffas; sie wusste, wenn sie es allein ließ, könnte es vielleicht der Schlag treffen aus lauter Enttäuschung, nicht gleichzeitig die Blume aufheben und nach Feinden in den Bäumen Ausschau halten zu können. Ihre Gegenwart – auch wenn sie auf einem Auge blind war – könnte in den Augen des Einhorns zumindest die in seiner Vorstellung immer anwesenden, immer lauerten Jäger abhalten.

»Auf Wiedersehen, Mottyl, Freundin«, brachte es endlich im Flüsterton heraus, die Akelei zwischen den Zähnen. »Ich werde – wir werden – hoffentlich werden wir uns alle wieder treffen... bald. Bald...«

Und weg war es.

Mottyl hörte das Rascheln der Farne, durch die das Einhorn seinen Rückzug antrat, und dachte, wie seltsam und traurig es war, dass ein Geschöpf, das so wenig Grund hatte, ängstlich zu sein, so unendlich viel Angst hatte. Das Einhorn war wie die Spatzen, die sie im winterlichen Hof beobachtet hatte, als ihr Augenlicht noch unversehrt und Doktor Noyes lediglich ein Anhang ihres Frauchens war. Die Spatzen suchten ihr Futter immer mit einem Auge zum Himmel und dem anderen zu Boden gerichtet – sie verrenkten sich dabei, verrenkten sich – waren niemals ruhig – Kopf rauf, Kopf runter –, so dass jede

Futtersuche zum Alptraum geriet. Und Mottyl hinter ihrem Fenster – unfähig, sich zu beherrschen – warf sich gegen das Glas: der Feind der Spatzen war sie! Doch das Einhorn hatte gar keine Feinde. Zumindest keine, von denen sie wusste. Das Einhorn und die Dame wurden weit und breit geachtet. Trotzdem, wer konnte es wissen? Hatten die Spatzen nicht gewusst, dass Mottyl hinter jenem Fenster saß? Sicher. Denn sie waren ihr ganzes Leben lang von »Fenstern« umgeben, befanden sich in einem endlosen Traum von splitterndem Glas.

Mottyl wusste, so musste es sein, ganz einfach, weil die Gestalt von Doktor Noyes hinter einem Fenster, das nur sie erkannte, auf sie geharrt hatte. Daher hatte ihr Freund, das Einhorn, wahrscheinlich Recht. Nur das Einhorn wusste – wie Mottyl und die Spatzen –, wo sich die für es selbst bedrohlichen Fenster befanden. Und seine *Flüsterstimmen* riefen ihm den Feind immer ins Gedächtnis.

In der Tat. In der Tat. Fürchte dich mehr!

Mit seiner Bemerkung, dass Mottyl spüren könne, wo Bello zu finden war, meinte das Einhorn nicht den Geruch des Todes. Der Klang des Todes sollte sie vielmehr zu dem kleinen Hund führen. In den Wäldern und auf den Feldern war der Geruch des Todes allgegenwärtig, denn es gab immer irgendein totes Geschöpf, das gerade verweste.

Aber der Klang des Todes war einmalig. Er konnte sowohl schrecklich als auch erhaben sein – und er brachte dem Betroffenen eine Art der Anerkennung ein, die er zu Lebzeiten nicht genossen hatte.

Es war der Klang von – Fliegen.

Es war bekannt und Mottyl hatte es miterlebt, dass einige Tiere die Fliegenkrone erlangten, bevor der Tod ganz eingetreten war. Eine Tatsache, die irreführend sein konnte.

Auch wenn der Tod auf diese Weise akzeptabel war, konnte man nicht behaupten, dass man ihn willkommen hieß. Der Tod war nie willkommen. Besser wäre zu sagen, er würde ertragen.

Manchmal, wenn die Fliegenkrone sich um seinen Kopf herum sammelte, war das betroffene – vielleicht verwundete – Tier nicht mehr fähig zu fliehen. In anderen Fällen sammelte sich die Krone so früh vor dem Tod, dass das Tier erschrak – wahnsinnig wurde und beim Fluchtversuch sich in die Erde eingrub, wo es erstickte oder sich in einen Teich stürzte, wo es ertrank, weil es nicht die Kraft hatte, sich über Wasser zu halten.

Die Fliegenkrone war für Mottyl etwas besonders Ergreifendes – und daher war ihre Ehrfurcht vor Bellos Krone groß. Zumal sie ein besonders kummervolles Erlebnis in ihr wachrief. Nachdem Doktor Noyes ihr alle anderen Kinder genommen hatte, war auch ihr letztes am Leben gebliebenes Kind gestorben. Krank geworden aufgrund der Experimente des Doktors, war es ihm trotzdem gelungen zu entkommen. In seiner Angst hatte es sich auf die Suche nach Mottyl gemacht, da es an ihrem Geruch noch sehr hing – das Kätzchen war erst zehn Wochen alt.

Aber es konnte seine Mutter nicht finden.

Sie war zu sehr damit beschäftigt, sich selbst vor Doktor Noyes zu verstecken.

Später am Abend fand sie das Kätzchen weit vom Haus entfernt an einer alten Steinmauer.

In der Haltung einer Sphinx lag es dort – in Trance versetzt – und von einer so riesigen Fliegenkrone umgeben, dass ihr Lärm ein ganzes Feld weiter zu hören war.

Dieser Klang sollte Mottyl nie wieder loslassen – und hier begegnete sie ihm wieder.

Bellos Krone umgab seinen Kopf und seine Schultern. Mottyl setzte sich hin – wie es sich gehörte – und schielte den Hund

an, dessen Leiche in einer verzweifelten Haltung an einem Baum lehnte. Er lehnte mit dem Rücken zu ihr, ein Zeichen, dass er versucht hatte – was keinem Hund gelingt – auf den Baum zu klettern.

Nur ein Geier vermag einen Schwärm Fliegen zu stören; doch für Bello hatte es keinen Geier gegeben.

Die Federn, die unter seiner Leiche verborgen lagen – Federn, die Mottyl weder sehen noch riechen konnte – stammten nicht von einem Geier. Sie waren aus Bronze.

Nachdem eine angemessene Zeit vorüber war, während der sich der unauslöschliche Klang in Mottyls Ohren verstärkt hatte, stand sie auf und zog sich mit größter Umsicht von der Stelle zurück. Sie überließ die Krone ihrer Aufgabe.

Aber sie betete für den Hund – indem sie ihre von der Läufigkeit imprägnierten Spuren in der Nähe hinterließ. *Ich, Mottyl, die Katze, war hier* – sagten diese Spuren. *Ich kannte dieses Tier. Ich bete darum, dass es den Geiern freigegeben werde.*

Kaum war Mottyl vier oder fünf Körperlängen ins Unterholz vorgedrungen, da hörte sie, wie hinter ihr Flügel sausten und ein riesiger Vogel auf einem Baum landete.

Sie drehte sich um und musste ihr gutes Auge zukneifen, um damit gegen den weiten hellen Himmel einigermaßen klar zu sehen. Zuerst dachte sie, ihr Gebet um einen Geier sei erhört worden – und diese Vermutung schien bestätigt, als sie endlich in den Ästen eine große dunkle Gestalt fast direkt über der Stelle erblickte, wo Bello an den Baum gelehnt war, den er nicht hatte erklimmen können.

Es war der Kormoran.

Ganz instinktiv tauchte Mottyl schnell wieder im Gestrüpp unter – bis ihr bewusst wurde, dass ein Kormoran, ganz gleich

wie groß kein Feind war. Da sie jedoch neugierig auf ihn war, kam sie langsam wieder zum Vorschein und versuchte sich diesen rätselhaften Vogel näher anzusehen. War es nicht ein bemerkenswerter Zufall, dass seine Gegenwart dort mit ihrem Streifzug durch den Wald zusammenfiel?

Mottyl erhaschte nur noch einen flüchtigen Blick auf den Kormoran, als sie innehielt, um einen besonders dicken Igel zu umgehen, der mitten auf ihrem Weg eingeschlafen war – sie sah, wie der Kormoran seine Flügel ausbreitete, als wolle er sie nach einer Tauchpartie im Fluss trocknen. Woraufhin er aus ihrem Blickfeld verschwand – für immer, wie sich herausstellte –, hinter den sich schließenden Wedeln der Farne und Beutelsträucher.

Als Mottyl wieder in der Lichtung auftauchte, wo Bello unter seiner Fliegenkrone saß, war der Kormoran verschwunden und auf seinem Platz befand sich jetzt – es gab keinen Zweifel – ein Engel.

»Warum kommst du nicht herunter?«, fragte Mottyl.

»Ich habe Angst«, sagte der Engel. »Da unten ist ein Hund, und obwohl er tot ist, habe ich Angst vor ihm.«

»Das ist lächerlich.«

»Es mag dir lächerlich vorkommen«, sagte der Engel, »aber was mich angeht, ist dieser Baum im Augenblick der sicherste Platz, danke, und ich habe vor, hier zu bleiben.«

»Ich wusste gar nicht, dass Engel Angst vor Hunden haben«, bemerkte Mottyl. »Eigentlich dachte ich, ihr solltet vor nichts Angst haben.«

»*Solltet* gefällt mir«, sagte der Engel. »Du solltest daran denken, wenn von Angewohnheiten und Schwächen die Rede ist, ganz gleich, auf wen es sich bezieht. Wirklich, ich habe eine Heidenangst vor Hunden, Wölfen und Füchsen – und ich kann nichts dagegen tun. Ist er wirklich tot?«

»Ja.«

»Gut.«

Dennoch rührte sich der Engel nicht vom Fleck.

»Kommst du nicht runter, jetzt, wo du weißt, dass er tot ist?«

»Ich bete gerade.«

»Dann will ich nicht stören.«

»Macht nichts. Ich habe darum gebetet, dass er nicht wieder auferstehen möge...« Der Engel bewegte heftig seine breite, mit Schwimmhäuten versehene Hand und Bellos Leiche wurde mitsamt den Fliegen zu einem Haufen brummenden schwarzen Staubes reduziert. Recht bald hörte auch das Brummen auf, da die Fliegen nichts mehr fanden, woran sie sich hätten laben können.

»Nun?«, sagte der Engel.

Mottyl schlich näher heran und untersuchte die Überreste ihres Freundes. »Ja. Er riecht wie...« Sie schaute zum Engel auf. »Asche.«

Als der Engel vom Baum herabstieg, glitt er auf eine so anmutige, ungezwungene, ja sogar lässige Art zu Boden, dass er die kurze Strecke – etwa vier Meter – dazu benutzen konnte, sein Gewand zu überprüfen.

Als er unten ankam und Mottyl das Geschöpf zum ersten Mal wirklich von nahem anschauen konnte, sah sie die Gestalt einer Frau, die weit über zwei Meter groß war und ein riesiges mondweißes Gesicht und pechschwarze Haare hatte.

Ohne jeden Zweifel war das der böse Engel, den Bip und Ringer beschrieben hatten. Es konnte niemand anders sein. Und doch unterschied sich dieses Geschöpf, das so unglaublich hoch in die Luft ragte, von den meisten anderen Bösen, die zu Hitzköpfigkeit und Unzufriedenheit neigten und sehr oft gefährlich waren; es lächelte, sprach mit leiser Stimme und

war schön. Wenn auch auf eine seltsame Art. Seine Größe war verwirrend, ebenso das so weiße Gesicht.

Genau in dem Augenblick, als Mottyl sich den Engel genauer ansah, tauchte Ham auf.

Er war vom Laufen außer Atem, und wie Mottyl bemerkte, hatte die Anstrengung die Wunde auf seinem Arm wieder aufbrechen lassen; ein feuchter roter Halbmond war auf dem von Mrs Noyes angelegten Leinenverband zu sehen.

»Oh«, sagte Ham. »Verzeihung. Da bist du ja. Hallo, Mottyl.«

Mottyl gab keine Antwort, setzte sich aber entschlossen hin – wie Katzen es zu tun pflegen – um zu sehen, was jetzt passieren würde. Da sie davon ausging, dass Ham dem bösen Engel bisher noch nie begegnet war, war sie sehr überrascht, als die beiden einander beim Namen nannten.

»Du kennst diese Katze, Ham?« Der Engel machte eine kunstvolle Geste und faltete die Hände in den weiten Ärmeln.

»Ja. Sie gehört meiner Mutter.« Ham wandte sich an Mottyl. »Ich habe Luci erst gestern kennen gelernt...«

Luci.

Ham schien äußerst verlegen und Mottyl fragte sich, warum.

Ich glaube, er weiß nicht, dass sie ein Engel ist.

Wieso meinst du das?

Na ja – er behandelt sie wie einen Menschen.

In der Tat versuchte Ham seine Begegnung mit der weit über zwei Meter großen Frau namens Luci auf fast dieselbe aufgeregte Weise zu rechtfertigen, die Mottyl so oft erlebt hatte, wenn Japeth Mrs Noyes seine Fremden unbeholfen vorstellte: Erklärungen, die irgendwie nach Ausreden klangen – und Vorstellungen, die sich wie Entschuldigungen anhörten.

»Ich wusste, dass jemand unten im Wald war...«, sagte Ham. »Ich konnte Spuren sehen, da, wo jemand gegangen war...«

Das war ein Teil der Wahrheit.

»Ich bin hierher gekommen, um Bello zu suchen...«

Das war noch ein Teil.

»Ich bin eingeschlafen, weißt du, und als ich aufgewacht bin... hockte diese Person über mir und kühlte mich mit einem Papierfächer...«

Ja, ja.

Hams Stimme dröhnte weiter. Das Ganze war unverständlich. Eine gut zwei Meter große Frau, die rein zufällig im Wald spazieren ging – mit einem Papierfächer und – wie sich herausstellte – auch einem Sonnenschirm aus Papier. In einem langen rosafarbenen Gewand mit Schmetterlingsärmeln. Eine Frau, deren Aufzug eher zu einem exotischen Hof passen würde – deren Gesicht mit einem seltsamen weißen Puder überzogen war – und deren Name...

Er kann unmöglich wissen, dass sie ein Engel ist. Luci. Eine Frau mit riesigen Händen und Fingern, die... Schwimmhäute haben.

Das hatten sie nämlich. Schwimmhäute. Denn als Luci die Feuerkugel nach Bello warf, hatte Mottyl überdeutlich die Form der langen knöchigen Finger sehen können, die jetzt in den Ärmeln ihres Gewandes gefaltet waren. Elegant, ja, aber unnatürlich lang und mit Haut dazwischen, die sich von Finger zu Finger dehnte.

Nur Engel und Wasservögel haben Schwimmhäute an Händen und Füßen.

Mottyl schauderte.

Sie musste an den Kormoran denken. Das war also auch Luci gewesen.

Plötzlich bückte diese sich, als wollte sie Mottyl hinter den Ohren kraulen.

Sotto voce sagte sie Mottyl direkt ins Gesicht und verströmte dabei ihren nach Zitronenstrauch duftenden Engelsatem: »Kein

Wort davon, Katze, hast du mich verstanden? Kein einziges Wort!«

Dann richtete sie sich wieder auf und fummelte sofort in ihren Taschen, fummelte mit ihren Händen herum – so dass sie, als sie sich Ham erneut zuwandte, genauso aussah, wie er ihr wohl beim ersten Mal begegnet war – eine Frau von beachtlicher Schönheit, mit einem weißen Gesicht, die ihre weiß behandschuhte Hand ausstreckte, damit er sie festhalte.

»Sollen wir zum Waldrand gehen«, fragte sie, »wir drei zusammen?«

Also gingen sie.

Am Zaun blieb Luci stehen.

Draußen über dem Gras flatterte ein Schatten.

»Was ist das?«, fragte sie – in ihrer Stimme lag überraschend ein Zittern.

Ham blickte auf.

»Schon wieder eine Taube«, sagte er. »Die arme Mama ist sie allmählich so satt.«

»Deine Mutter mag keine Tauben?«, fragte Luci.

»Nein. Das ist es nicht. Es sind nur diese Tauben in den letzten paar Tagen. Botschaften von Jahwe...«

Luci erstarrte, wick in den Schutz der Bäume zurück.

»Rosarote Tauben?«, fragte sie. »Und rubinrot?«

»Ja. Woher weißt du das?«

»Ich habe einmal eine gesehen.« Sie schien härter – kühler – geworden zu sein. »Meint ihr, ihr könnt allein weitergehen?«, fragte sie. »Ich gebe zu, eine entsetzliche Müdigkeit überkommt mich. Ich glaube, ich mache hier eine Pause. Habt ihr etwas dagegen?«

Ham hatte in der Tat etwas dagegen, sehr sogar. Also ging Mottyl den Berg allein hinauf, während Ham und Luci sich

unter den Bäumen ausruhten – von den Blättern und Lucis Sonnenschirm doppelt beschattet.

Die Taube blickte hinunter und sah eine Katze, die den Berg hinaufging, dasselbe Ziel anstrebte wie sie selbst. Nur dass die Katze sehr langsam ging – anhielt, um zuerst mit einer Krähe, dann mit einem Waldmurmeltier zu sprechen.

Hatten irdische Tiere wirklich so wenige Sorgen, dass sie sich nur auf den Wiesen herumtrieben und mit ihren Freunden klatschten?

Was für eine Art, das Leben zu verbringen! Die Taube hatte gewiss keine Zeit für eine Pause. Ihre Botschaft war die allerwichtigste, die sie in ihrer ganzen Laufbahn als Botin jemals überbracht hatte. Jahwe selbst hatte nicht ganz fünf Meilen entfernt sein Lager, und er würde morgen nach Sonnenaufgang mitsamt seinem Gefolge genau diesen Berg heraufkommen.

Diesmal – galt es als sicher.

Diesmal – würde Jahwe ankommen.

Unten am Wald hörte Mottyl die Trommel als Erste und mit der Trommel das Rumpeln der großen Räder. Sie war gerade dabei, eine Maus zu zerlegen, als die Erde zu vibrieren anfang. Zuerst dachte sie, es würde sich um ein Erdbeben handeln, aber die Rhythmen waren zu gleichmäßig und das Rollen der Räder zu beharrlich.

Krähe, die in den Zweigen genau über der Stelle saß, wo Mottyl sich an der Maus gütlich tat, rief hinunter: »Der Baum wackelt. Spürst du es?«

»Ja. Flieg doch mal hoch und schau nach, was es ist!«

Das Rumpeln und die Trommelschläge waren jetzt noch viel lauter.

Krähe hob ab und bahnte sich einen Weg durch die oberen Äste, bis sie ungestört durch die Luft fliegen konnte.

»Siehst du etwas? Siehst du, was es ist?«, rief Mottyl. »Die Erde zittert, Krähe...«

Krähe kreiste höher...

»Staub«, rief sie zurück. »Riesige hohe Staubsäulen... und es sieht aus, als ob sie sich die Straße entlang bewegen...«

»Kommen sie hierher? Und wo kommen sie her?«

»Aus dem Norden... von den Städten... und ja, sie kommen hierher.«

»Kannst du erkennen, was sie verursacht? Was kann sie nur verursachen?«

»Etwas, was ich noch nie gesehen habe. Es ist sehr schwer zu sagen... es sind Pferde, glaube ich, mit Flügeln! Aber es gibt so viel Staub...«

Pferde mit Flügeln?

»Wagen und Käfige...«, fuhr Krähe fort. »Eine große schwarze Kutsche... alle Fenster sind gegen den Staub abgeschottet... und so viele Käfige, ich weiß nicht...«

»Was ist in den Käfigen?«

Mottyl fragte sich, ob es eine Drachensafari war – ob jemand auf Drachenjagd gewesen war und die Drachen lebend mit nach Hause nahm. Ihr war der Appetit gänzlich vergangen, und sie schob den Rest der Maus beiseite.

»Sind es Drachen, Krähe? Sag mir, ob es Drachen sind!...«

»Nein, keine Drachen, Katze. Aber ich sehe einen Kopf – von etwas... etwas, das ich noch nie gesehen habe. Einen riesenlangen goldenen Kopf – mit Flecken und kleinen Hörnern und Ohren... es hat den längsten Hals der Welt und jetzt hebt es den Kopf...« Krähes Stimme zögerte, heiser vor Angst.

Plötzlich stieß die große Vogeldame zu ihr herunter – die Augen vor Schreck geweitet. »Ich glaube«, stammelte sie fast atemlos, »ich glaube... dieses Vieh, was es auch immer sein mag... ich glaube wirklich, es könnte den Kopf hoch genug heben, um mich mitten in der Luft zu fangen... und sein Maul war ungeheuerlich...«

»Hast du die Zähne gesehen?«, wollte Mottyl wissen. Zähne waren äußerst wichtig.

»Würdest du dir noch Zeit nehmen, die Zähne anzuschauen, wenn es vom Käfig aus auf dich zukommt? Ich bin nicht blöd, Katze. Nicht blöd...«

Krähe rückte weiter auf ihrem Ast, bis ihr Flügel den Baumstamm berührte. »Ich glaube, ich werde eine Weile einfach hier sitzen bleiben und verschnaufen.«

Mottyl ließ die halb gefressene tote Maus liegen und wandte den Kopf zum Waldrand. Die Trommeln und das Rumpeln der Räder hatten jetzt eine Lautstärke erreicht, die alle Blätter zum Zittern brachte und eine große Schar Spatzen, Stare und Schwalben in die Luft aufsteigen ließ.

»Fliegt nicht!«, schrie Krähe ihnen zu; plötzlich war sie fast hysterisch. »*Nicht!* Ihr dürft nicht fliegen! *Nicht fliegen!*«

Aber es war zu spät. Alle Vögel im Wald waren bereits aufgefliegen und befanden sich in der Luft über den erstickenden Staubwolken.

»Langhals wird sie kriegen«, brummte Krähe in ihrem Winkel. »Langhals wird sie kriegen... wart nur ab!...«

Mottyl ließ sie brummen und schimpfen und ging auf den Lichtstreifen jenseits der Bäume zu. Andere Laute hatten sich den Trommeln und Rädern beigesellt... Stimmen jetzt und Zurufe... Lieder. Jahwe war angekommen.

Unten auf dem Waldboden hatte ein großer grüner Käfer die Maus an den Eingeweiden gepackt und schleppte sie jetzt unter das Moos, und als beide im Loch verschwanden, starrten die

toten schwarzen Augen und die steifen ausdrucksvollen Zehen zeigten zum Himmel.

Neben der Straße im hohen Gras der Wiese hatten sich die Widder und die Mutterschafe an den Zaun gedrängt und begannen jetzt zu singen:

Gloria in excelsis Deo!

Et in terra pax hominibus bonae voluntatis!

Ehre sei Gott in der Höhe!

*Und auf Erden Friede den Menschen,
die guten Willens sind...*

Langsam tauchte aus dem vom Kreisen der Pferdeflügel verursachten Wirbelwind eine große schwarze Kutsche auf. Die Jalousien waren heruntergezogen und eine hatte einen Riss, den man versucht hatte zu reparieren. Die Lederhaut, mit der das Kutschengestell vor vielen Jahren überzogen worden war – die glänzende Haut, die Noah vom allerersten Mal noch kannte, als Jahwe als unerwarteter Gast auf der Suche nach Verfechtern der heiligen Sache gekommen war –, war von Steinen aufgeschlitzt und vom Schlamm der Flüsse beschmiert worden, die Jahwe und sein Gefolge überquert hatten. Auch mit Resten von Kot, Eiern und verfauletem Gemüse war sie befleckt, was Noah sich nicht erklären konnte. Die Räder der Kutsche waren alt und beschädigt; die Hartgummireifen waren bis auf die Stahlfelgen abgefahren und viele Speichen fehlten. Der Rock des Kutschers war mehlweiß vom Staub und Sand des Wirbelwindes, und sein Gesicht trug Spuren vom Dreck der Straßen. Seine Schutzbrille war beschlagen und hatte Sprünge; es war ein Wunder, dass er während des letzten Teils der Fahrt überhaupt noch etwas hatte sehen können. Er war ein Mann in mittleren Jahren und wurde täglich mit einem Ochsen

gemästet, den er mit einem Fass Bier hinunterspülte – der stärkste Mann auf Erden, wie Jahwe gerne behauptete. Als er jetzt aufstand, um die Pferde zu zügeln, war sein Rock zu Zement geworden und von der Krempe seines Huts regnete es Kieselsteine.

Ein Augenblick war nichts zu hören außer dem Zischen und Prasseln des Kieselregens, dem Knarren uralten Zaumzeugs und dem Schnauben der Pferde. Dann endlich Stille.

Emma wagte es, ihren Blick nach oben zu richten und sah, wie die Lakaien wie zwei auseinander stiebende Puderquasten von ihrem Bock am hinteren Teil der Kutsche auf die Straße hinunterglitten. Ihre Gesichter waren weiß bemalte Clownsfratzen, die Augen wie Daumenabdrücke, die Lippen wie ein Bleistiftstrich. Hinter ihnen konnte sie die langsam sichtbar werdenden Formen der Käfige erkennen, die Krähe Mottyl beschrieben hatte; jeder Käfig wurde von vier Maultieren gezogen – oder von sechs, je nach Größe –, und jeder hatte einen Rahmen mit vergoldeten Rokokomotiven aus angeschlagenem weißem Gips. In den Käfigen befanden sich Gestalten – lebendige und riesige Gestalten – mit Zähnen und Schwanz und einige, so hatte es den Anschein, mit mehr als einem Kopf. Es gab auch Spruchbänder, kaum erkennbar, die im Staub nachschleiften, und deren Aufschriften nur teil weise lesbar waren: DIE SIEBEN WUNDER! und GROSSE MYSTERIEN DES LEBENS!

In diesem Augenblick jagte Mottyl über die Straße und setzte sich auf die untere Zaunstange.

Alle Blicke hefteten sich, ob offen oder insgeheim, auf die Stelle, wo Jahwe erscheinen würde. Die Lakaien näherten sich der Tür der Kutsche und einer breitete hastig einen zerrissenen und abgetretenen Teppich auf der Straße aus, damit Gottes Füße die Erde nicht zu berühren brauchten. Emma warf einen verstohlenen Blick auf Doktor Noyes. Er fummelte an seiner

Robe herum und schien nur mit erheblicher Mühe das Gleichgewicht halten zu können; dabei kniete und beugte er sich erwartungsvoll nach vorne, der Kutsche zu. Emma hatte entsetzliche Angst vor Doktor Noyes. Trotzdem spürte sie jetzt ihm gegenüber ein Quäntchen freundlicher Nachsicht – ein bisschen Zärtlichkeit angesichts seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeit. Es war auch rührend, dachte sie, dass Doktor Noyes so tief im Staub kniete, wie sie es selber jeden Tag zur Gebetsstunde vor Doktor Noyes tat. Jahwe macht uns alle gleich, dachte sie, einfach nur dadurch, dass er persönlich in Erscheinung tritt...

Endlich öffnete sich die Tür und enthüllte im dunklen Inneren zunächst eine seltsame glühende Blume aus Licht – fast eine Art Phosphoreszenz. Dazu gesellte sich der säuerliche, modrige Geruch von alten gelöschten Feuern – ein Geruch, wie man ihn in verlassenen Häusern vorfindet. Es dauerte volle dreißig Sekunden, bis Jahwe selbst zum Vorschein kam, und weitere dreißig Sekunden, bis Er sich an Seine Umgebung gewöhnt hatte. Die Kutsche war offensichtlich seit vielen Stunden verschlossen gewesen und Jahwe hatte vielleicht geschlafen – vielleicht sogar geträumt. Auf jeden Fall wirkte Er verwirrt.

Geduldig warteten die Lakaien, bis sie Ihm herunterhelfen konnten.

Jahwe holte eine kleine Blechdose aus einem Versteck in Seiner Robe und machte sie auf. Seine Finger waren nicht so lang, wie Emma es erwartet hätte, was zum Teil eindeutig an der Arthritis lag. Die Gelenke waren angeschwollen, und die Finger krümmten sich zu unnatürlichen Formen. Etwas wurde aus der Dose herausgeholt – an Seine Lippen gesetzt und in Seinen Mund gesogen. *Gott lutscht Pastillen!*, dachte Emma erstaunt. *Genau wie Doktor Noyes!*

Die Dose wurde wieder in die Tasche gesteckt und Jahwe streckte den Lakaien zuerst die eine und dann die andere lädierte, knorrige Hand entgegen. Jetzt konnte man Seine Robe bei Tageslicht sehen; sie war schwarz mit einem dunkelblauen Besatz und tief im Innern, wo man das Futter der Ärmel erkennen konnte, war sie rot. Sein Bart wallte bis zur Taille, und obwohl er weiß war, waren da auch Spuren von Gelb und Speisereste und verfilzte Knoten. Seine Augen waren wegen des Lichts zusammengekniffen und ihre Ränder waren rot und wässerig – sie sahen entzündet und empfindlich aus. Seine Lippen waren nicht zu sehen, obwohl die Stelle, an der sie sich befinden mussten, durch einen geschwungenen Schnurrbart an der Oberlippe angedeutet wurde. Jahwes ausgeprägte Hakennase war wie ein einziger Knochen und hielt Seine Augen sehr weit auseinander unter einer breiten, hohen Stirn, die Ihn zusammen mit Seiner Nase und der allgemeinen Form Seines Kopfes trotz Seines Alters fast unerträglich schön machte.

Jahwe, der gerade dabei war, ins Freie zu treten, war über siebenhundert Jahre älter als Sein Freund Doktor Noyes, der jetzt auf der Straße vor Ihm kniete. Wie alt das eigentlich war, konnte Emma sich kaum vorstellen. Für Mottyl war es bedeutungslos. Ihr Schöpfer war ein wandelnder Sack Knochen und Haare. Nach seinem Geruch zu urteilen, vermutete sie ferner, dass Er ein Mensch war.

Als Jahwe ausstieg, wobei die Lakaien Ihn herunterhoben, und Er in der Luft hing, bis Seine Zehen den Teppich berührten, hoben die Mutterschafe und Widder wieder zu singen an.

*Domine Deus, Rex coelestis, Deus Pater,
Pater omnipotens, Gloria!*

*Herr und Gott, König des Himmels, Gott, Vater,
Allmächtiger Vater, Ehre sei Dir!*

Und bei der letzten Silbe, als habe Er genau auf dieses Stichwort gewartet, fiel Jahwe hin.

Jedenfalls sah es so aus, da Sein Kinn den Boden berührte.

Alle standen auf, um Ihm ihre Hilfe anzubieten, doch plötzlich knieten alle doch wieder nieder, denn Jahwe war nicht gefallen, sondern hatte sich von Seinen Engeln hinlegen lassen, damit Er die Erde küssen konnte.

Noah dachte, es Ihm nachmachen zu müssen, beugte sich ganz nach unten und küsste nun auch den Boden. Er schmeckte nach sauren Steinen.

Jahwe erhob sich – oder vielmehr wurde erhoben; die Erde hatte Ihn gezeichnet – auf Seinem Kinn und Schnurrbart. Mrs Noyes ließ ihre Schafe im Stich und eilte hin, den Zipfel ihrer Schürze in der Hand – spuckte darauf und war drauf und dran, Gottes Gesicht damit zu reinigen, wie sie das Gesicht eines Kindes säubern würde.

Jahwe trat erschrocken einen Schritt zurück und die Lakaien eilten hin und verhinderten, dass Mrs Noyes Ihn berührte. In der Zwischenzeit hatte sich der Kutscher genau in den Weg zwischen Jahwe und alle anderen gestellt. »Dass keiner Ihm ein einziges Haar krümme!«, schrie er.

Noah zog Mrs Noyes auf ihren rechtmäßigen Platz, ein wenig links hinter sich.

»Ich bitte meinen Herrn um Verzeihung«, sagte er. »Diese Schwachsinnige – meine Frau – ist in Umgangsformen so unerfahren, dass sie gar nicht wusste, was sie tat. Welche Strafe mein Herr auch immer verordnet, ich werde nur allzu froh sein sie zweimal zu vollstrecken. Wenn Ihr möchtet, dass ihr die Hand entfernt wird, weil sie es wagte, sie dem Herrn entgegenzustrecken, werde ich ihr nicht nur eine, sondern

beide eigenhändig entfernen. Wenn Ihr möchtet, dass sie geblendet werde, mein Herr, weil sie es wagte, Euer Angesicht zu schauen...«

Aber Jahwe winkte ab. »Sie wurde beschämt«, sagte er. »Das genügt.«

Mrs Noyes machte bedächtig einen Knicks und biss sich in die Wange, um ein Lächeln zu unterdrücken. Sie wusste ganz genau, dass Doktor Noyes ihr niemals die Hände abhacken würde – ohne ihre Hände wäre sie völlig nutzlos für ihn. Dennoch taten ihr die Handgelenke einen Augenblick weh. Verstohlen rieb sie sie unter ihren Ärmeln.

Noah trat beiseite und zeigte auf seine Söhne und deren Frauen. (Ham war – unerklärlicherweise und zu Noahs Verdruss – nicht anwesend.) Die Vorstellung seiner Familie war förmlich und geschah fast wortlos. Sem war schon immer ein Mann weniger Worte gewesen und jetzt nickte er nur mit dem Kopf und murmelte: »Herr...« Im Versuch, seine Hände und sein Gesicht zu verbergen, beugte sich Japeth sehr tief herunter – und die arme erregbare Emma setzte sich fast auf den Boden, als sie sich an einem Hofknicks versuchte.

Das waren die üblichen Begrüßungen, wie sie Jahwe überall, wo Er hinkam, geboten wurden. Er schien daran gewöhnt zu sein – vielleicht war Er sogar auf viel Schlimmeres gefasst. Auf Babys, die Ihm ins Gesicht gestreckt wurden, auf Frauen, die vor Seinen Füßen in Ohnmacht fielen, auf erwachsene Männer, die in Tränen ausbrachen. Auf das, was nun folgte, war Er allerdings nicht gefasst.

Als Hannah hervortrat, machte sie nicht gerade einen Knicks – sondern nickte nur. Was Jahwe jedoch weniger ärgerte als neugierig machte. Was Hannah getan hatte, geschah so offensichtlich bewusst, nicht aus mangelnder Aufmerksamkeit oder aus Dummheit, dass Er sich fragte, was als Nächstes kommen würde. Sekunden später holte Hannah hinter ihrem

Rücken einen schön geflochtenen breitrempigen Hut mit purpurnen Kordeln und dunkelblauen Bändern hervor und bot ihn Jahwe an.

»Herr, ich war so frei und habe diesen Hut geflochten, den Ihr als Schutz gegen die Unbill dieser Welt, während Ihr unter uns weilt, annehmen möget...«

Hannah sprach so klar und ohne Angst, dass Jahwe wirklich beeindruckt war. Er nahm den Hut an und setzte ihn sogar Selber auf. Er ließ allerdings zu, dass einer der Lakaien die Kordeln unter Seinem Kinn zuband, was einige Augenblicke in Anspruch nahm, da Jahwes Kinn unter dem jahrhundertealten Bart nicht so leicht zu finden war. Erst als der Hut fest und ordentlich saß, versank Hannah in einem Knicks, der so schön und anmutig war, dass sogar Noah voller Anerkennung laut die Luft einsog.

Es sollte noch mehr kommen.

Als Hannah aufstand, bot Jahwe ihr Seine Hand an und half ihr auf die Füße. Das war unerhört und Hannah erröte.

Jetzt war es Zeit, sich in den Garten und zum Pavillon zu begeben. Jahwe trat ohne Hilfe vom Teppich auf die Straße und ging auf das Tor zu. Während Er den Zaun passierte, der verhinderte, dass die Wiese sich zur Straße hin ausdehnte, fingen alle Schafe spontan zu singen an.

Domine Deus, Kyrie eleison.

Rex coelestis, Kyrie eleison.

Deus Pater, Kyrie eleison...

Jahwe winkte ohne hinzuschauen. *Erbarmen* ließ Ihn in diesem Augenblick kalt.

Bei den Toren hielt Er an und wartete, bis Noah neben Ihm war. Das dachte man wenigstens. Aber als Noah und seine

Familie sich neben Jahwe stellten, entdeckten sie zu ihrem Entsetzen, dass Er weinte.

Noah sagte: »Herr, geht es Euch nicht gut?«

Jahwe suchte vergebens nach Seinem Taschentuch. Sofort zauberte Hannah ein sauberes Stück weißes Linnen hervor und reichte es Ihm und Jahwe putzte Sich die Nase und betupfte sich die Wangen. Aber die Tränen flossen noch immer.

»Wir sind nicht krank, das ist es nicht«, sagte Er. »Wir sind nicht krank. Es ist die Anstrengung vom schier endlosen Herumziehen durch die schrecklichen Städte, wochenlang, und dann... *diesen Garten* zu entdecken.« Er drehte sich um und betrachtete ihn, was zu noch mehr Tränen führte, bis Sein Bart schließlich nass war und Hannahs Linnen nicht mehr ausreichte.

Noah sah zu Mrs Noyes, die mit den Schultern zuckte.

Offensichtlich stand Jahwe kurz vor einem Nervenzusammenbruch – dort neben Noahs Tor, während die Schafe seinen Lobpreis sangen und die Wölfe aus Mitgefühl heulten.

»Euer Garten ist so schön«, wiederholte Jahwe. Er streckte einen Arm aus, suchte eine Hand und fand die von Hannah, die bereit war, Ihn zu stützen. »So schön... ach, meine Liebe«, sagte Er zu Hannah. »Ach, meine Liebe, Wir haben eine solche Reise gehabt – haben solche Schrecken gesehen und solche Unannehmlichkeiten ausgestanden...« Er wandte sich an Noah. »Siebenmal sind Wir einem Attentat zum Opfer gefallen. Siebenmal getötet... und du, Mein alter Freund, du weißt so gut wie Wir, welche verzweifelten Methoden Man anwenden muss, um sich wiederzubeleben...«

Noah nickte. »Obwohl ich nicht das Geschick meines Herrn habe«, sagte er, »erkenne ich die unendliche Sorgfalt, mit der mein Herr sich auf solche Ereignisse vorbereiten muss. Die Wiederbelebung der Toten – besonders wenn wir selber die

Toten sind – gehört zu den anstrengendsten Prozeduren im ganzen Kanon. Und siebenmal, sagt Ihr?...«

»In der Tat«, seufzte Jahwe. »Siebenmal tot – dazu zahllose Wunden. Wir können die Wunden nicht zählen, so viele waren es. Hier und hier und da und da...« Mit Seinem knöchigen Finger stocherte Jahwe auf Seiner Brust, Seinen Armen, Seinem Oberschenkel, Seinem Hals herum. »Und hast du Unsere Kutsche gesehen? Schwerter und Äxte – Steine und Feuerbrände – Gemüse, Obst und Eier und...« Jahwe suchte nach einem angemessenen Wort und stammelte: »... *Fäkalien*...«

Noah schüttelte den Kopf. Er wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Auf »Fäkalien«.

»Wir sind jetzt die Zielscheibe des Spotts der Welt, mein lieber alter Freund. Mitten auf den Straßen verachtet und verhöhnt. *Angegriffen*. Wir können nicht sagen... Wir können nicht sagen...«

Jahwe sah nochmals zum Garten hin. »Aber dieser – dieser Zufluchtsort. Welche Freude, von dir an diesem Ort willkommen geheißen zu werden. Lass uns jetzt hineingehen.«

Noah führte Gott zum blauen Pavillon, wo es wegen der Zeltwände und der Schüsseln voll Eis kühl war. Sem und Japeth blieben im Hof zurück, um das Tränken und Füttern der vielen Tiere in ihren Käfigen, auch der Maultiere und der Pferde und der Hunde zu organisieren, während Mrs Noyes und Emma sich in die Küche zurückzogen.

Hannahs Hand lag noch immer auf Gottes Arm, wo Er sie offensichtlich haben wollte.

Als Jahwe und Seine Gesellschaft sich wegen ihrer Müdigkeit, Niedergeschlagenheit und Erschöpfung in den Pavillon zurückgezogen hatten, stieg der Tag um sie herum auf wie ein

Flammenmeer und alles und jeder verfiel in Trägheit. Noah blieb im Pavillon neben der deprimierten und erschöpften Gestalt seines alten Freundes sitzen, der in einen unruhigen Nachmittagsschlaf fiel. Es roch weiterhin nach Staub und Pastillen und Spinnweben, obwohl Hannahs Bemühungen – sie hatte Seine Hände und Füße in Rosenwasser gewaschen und sie danach mit ihrem eigenen besonderen Mandelöl eingesalbt – eine gewisse Besserung herbeiführten. (Wenn Jahwe dann wach wurde, würde Hannah Sein Lager mit einem pulverisierten *Potpourri* aus Rosenblättern, Lorbeer, Nelkenstaub und Minze bestreuen. Bis Anbruch der Nacht würden die Gerüche des Verfalls vertrieben sein.)

Michael Archangelis saß in einer Ecke mit zwei seiner Günstlinge; er polierte seinen Brustharnisch und seine Beinschienen. Sie sprachen leise, aus Angst, Jahwes Ruhe zu stören. Das Einzige, was an den Kriegerengeln beunruhigend war, waren ihre Aufmerksamkeit und ihr Misstrauen. So viel Wachsamkeit war hier in der Sicherheit von Noahs Pavillon jedoch eindeutig fehl am Platz. Trotzdem: Wenn man sie gefragt hätte, hätten sie wahrscheinlich gesagt: »Das ist eben unsere Arbeit. Sobald man der Meinung ist, dass es nirgendwo Sicherheit gibt, befindet man sich auf einer Einbahnstraße.«

Immer ernst, unter den goldenen Haaren ihre blassen Gesichter von wilder Schönheit, waren diese Krieger die Einzigen unter den Engeln, deren Augen an Aufmerksamkeit nie nachließen und deren Hände stets beschäftigt waren – die langen, mit Schwimmhäuten versehenen Finger polierten, wischten, ölten ihre Rüstung und Waffen, während sie im Flüsterton von »der Bevölkerung« und »Dekadenz« und »Respektlosigkeit« und »Verletzung« sprachen.

Bevor Mrs Noyes sich mit Emma in die Küche zurückzog, hatte sie vor allem zur Kenntnis genommen, dass es in Jahwes ganzem Gefolge, sowohl hier im durchsichtigen Blau des

Pavillons als auch draußen jenseits der Zeltwände, keinen einzigen weiblichen Engel gab – überhaupt kein einziges weibliches Wesen außer ihr selbst und Emma. Und Hannah. Natürlich hatte Jahwe – wie jeder wusste – niemals im formalen Sinne eine Frau gehabt – und genauso wenig hatte es je Gerüchte über auch nur eine einzige Geliebte gegeben. In der Gesellschaft Seiner ausschließlich männlichen Ministranten und Engel fühlte Er sich offensichtlich sehr wohl. Und warum auch nicht? Sie waren so gründlich trainiert worden, sich um jedes Seiner Bedürfnisse zu kümmern – und »ihre Stärke war wie ein Schild« (so lautete der Spruch) und ihre Sanftmut war die Sanftmut von Ponys und Fohlen. Ihre langen blonden Haare waren nach hinten gebürstet und mit violetten Bändern zusammengebunden, und ihre fahlen staubigen Roben und Tuniken hingen ganz einfach an ihnen herunter, ohne jeglichen Schmuck; Mrs Noyes war hin- und hergerissen – waren es die sanftesten oder die strengsten Geschöpfe, die sie je gesehen hatte? Aber dennoch – keine Frauen und keine weiblichen Engel. Was Mrs Noyes beunruhigte – sie konnte nicht umhin, es zuzugeben –, wenn auch nur deswegen, weil es bedeutete, dass Hannah in dieser Hofgesellschaft keine Rivalinnen hatte. Und siehe da, schon hatte ihre älteste Schwiegertochter diese Tatsache offensichtlich zu nutzen verstanden.

Als Jahwe Hannahs Hand auf Seinen Arm gelegt hatte, war das für Mrs Noyes wie ein Schlag ins Gesicht gewesen: eine herzerreißende Degradierung. Zurück zu den alles beherrschenden Küchen – zurück zu den allgegenwärtigen Öfen – zurück zu der über alles jammernden Emma.

Endlich, mitten aus den Hitzewellen, erschien Ham mit Luci – leicht wie im Nebel schwebende Figuren schlenderten sie näher.

In den letzten drei Tagen hatten sie sich zwischen dem Wald und dem Haus hin- und herbewegt – zwischen den erntereifen Feldern am Berg und dem Nutzgarten – zwischen dem Zedernhain oberhalb der Latrinen und dem unterhalb des Bambuswalds am Berghang gelegenen, ausgehöhlten Eiskeller. »Einen Augenblick da – im nächsten schon wieder verschwunden...«, klagte Mrs Noyes unaufhörlich. »Gerade dann, wenn ich dich am dringendsten brauche, fällt es dir ein, dich zu verlieben!«, hatte sie zu Ham gesagt. »Und noch in eine *Fremde*!«

In der Vergangenheit war immer Japeth mit Fremden nach Hause gekommen. Jetzt war es Ham.

Und trotzdem: Mit der furchtbaren und herrlichen Inkonsequenz, die Mütter immer und überall an den Tag legen, freute sich Mrs Noyes auch, dass ihr Sohn »sich nach langer Zurückgezogenheit wieder der Menschheit zuwandte«. Dieser ernsthafte, sanfte Junge, dessen Liebe für die Naturwissenschaften ihn in jede Grube und auf jeden Baumwipfel geführt hatte – dessen Begeisterung für die Sterne ihn sogar mitten im Winter mit seinen Notizblöcken hoch oben im Zedernhain festgehalten hatte und dessen Liebe zu Tieren ihn sich selber verstümmeln ließ –, dieser Junge hatte endlich einen anderen Menschen gefunden: eine echte – wenn auch etwas seltsame – voll lebendige und voll atmende Frau. Älter, natürlich – aber was machen schon ein paar Jahre aus, wenn man verliebt ist? Sems Saisonarbeiter würden sich die Zunge heiß reden und ihr Klatsch könnte sogar bis über den Fluss gelangen, dorthin, wo Emmas Familie lebte – na und? Und wenn schon! Machte das was? Das machte doch nichts.

Nun – doch. Emmas Familie war sanft, lieb und tugendhaft.

Nein, doch nicht. Es ging sie jedenfalls gar nichts an, wem Ham den Hof machte.

Mrs Noyes schwankte weiter zwischen »Nein« und »Doch«, zuweilen dreimal in der Stunde. Das Problem war:

Die Luci, die sie sich insgeheim vorgestellt hatte, war eine bessere Partie als die Luci, die sie – wenn auch sehr selten – in Fleisch und Blut zu sehen bekam. In den romantischen Vorstellungen ihrer Tagträume war Lucis Gestalt – so malte Mrs Noyes sie sich in ihrer Phantasie aus – betörend, weich und weiblich. Biegsam. Betete ihren Sohn an. Respektierte seine Eltern, wie es sich gehört. Doch sobald sie in der vollen Pracht ihrer zweieinviertel Meter vor ihr auftauchte, den Rasen überquerte oder mit gespreizten Knien auf dem Zaun saß und Japeths Wölfe misstrauisch beäugte, änderte sich das Bild radikal – wie sollte eine Mutter sich da keine Sorgen machen?

»Ich habe sie im Wald kennen gelernt, Mama.«

Nun – wirklich – war das gut genug?

»Ich glaube, dass ich sie liebe.«

Aber er kannte sie doch gar nicht.

»Ich glaube, dass sie mich liebt.«

Mmm – hmm.

»Wir wollen heiraten.«

Das Drei-Tage-Wunder! (Ob sie *schon* schwanger war?)

»Vielleicht könntest du mit Papa reden.«

Vielleicht könnte sie mit Papa reden! Mama sollte also wieder mal die Wogen glätten! Immer wenn deine Kinder in Schwierigkeiten geraten – kommt diese Frage: *»Mama, könntest du mit Papa reden?«*

Der Einzige, der das nie getan hatte, war Sem. (Andererseits – in wie viele Schwierigkeiten kann ein Ochs geraten?)

Also – hatte sie es getan. Sie hatte »mit Papa geredet«.

Die Antwort war *nein*. Natürlich. Dazu noch der Vorwurf, dass *sie* an allem schuld sei.

»Wenn du den Jungen nicht verhätschelt hättest, wäre er jetzt alt genug, um eine Hure zu erkennen, wenn er eine sieht«, hatte Noah gesagt.

Wie konnte er so was Entsetzliches sagen! Luci eine Nutte? Eine Hure? Eine Kurtisane? Nein.

Und doch...

Diese Schminke. Ihre Klamotten. Ihr plötzliches Auftauchen. Und diese Augen.

Mottyl war allein auf der Veranda, als sie Ham und Luci erblickte. Jahwe und Doktor Noyes schliefen noch. Mrs Noyes, die sich nicht traute, ihre Salate allein zu lassen, aus Angst, sie könnten ohne sie verwelken, machte in der Küche ein Nickerchen – der Ginkrug war diskret in ihrer Schürze versteckt. Auch Emma war eingeschlummert; ihre Arme hingen noch in einen Bottich mit Seifenlauge.

Zuerst kam Ham – mit dem Gang eines glücklichen Träumers –, er plapperte und warf mit Auskünften um sich, wie ein Wasserrad, das Wassertropfen versprüht.

Hinter ihm kam Luci, laut lachend – mit ihren ganzen zweieinviertel Metern über dem Hitzeblimmern nicht zu übersehen. Es schien Ham nicht bewusst zu sein, dass sie hinter ihm durch die Luft schwebte, und als er sich umdrehte, stand sie schon auf dem Rasen, gerade so nah, dass Mottyl sie mit ihrem einen guten Auge erkennen konnte; der Sonnenschirm balancierte in der Luft über ihrem Kopf und das lange rosa Gewand mit den Schmetterlingsärmeln glitzerte in der Sonne, als Luci herumwirbelte und sich ins Gras plumpsen ließ. Sie lachte noch immer.

»In Jahwes Karawane sind fünfzehn Tierarten, die ich noch nie gesehen habe. Fünfzehn Tierarten zu klassifizieren...«, hörte Mottyl Ham sagen.

»Ich habe sie erkannt – jede Einzelne«, sagte Luci. »Hast du noch nie einen gefleckten Leoparden gesehen?«

Sie deutete auf das Gras neben sich – und Ham geriet aus Mottyls Blickfeld.

Mottyl, neugierig geworden, kletterte auf das Verandageländer, damit sie Ham wieder sehen konnte. Er lag im Gras – Luci saß –, über beiden schwebte der Sonnenschirm. (*Schwebte – schwebte – wie Hannahs Feder... hielt Luci den Sonnenschirm überhaupt? Wenn ich nur sehen könnte!*)

Dort saß Ham, den Mottyl liebte – und dort saß auch die Engelfrau, die so viel Angst vor Hunden hatte, dass sie sie tötete. Mottyl hätte damit zufrieden sein sollen, dass Ham und die Engeln glücklich waren. Sie hatte viel Mitgefühl mit Luci – mit jedem, der so viel Angst vor Hunden hatte, musste man einfach Mitleid haben. Und sie war ziemlich sympathisch – sogar wirklich liebenswürdig –, eine große Verbesserung, verglichen mit Hannah zum Beispiel. Aber irgendetwas stimmte nicht – irgendetwas an ihr war beunruhigend. Die Tatsache, dass sie ein Engel war – und es leugnete, es vor Ham verbarg. Und wenn sie in dieser Hinsicht log – könnte es dann nicht noch andere Lügen geben? Entsetzliche Lügen, die vielleicht mit dem Grund zu tun hatten, warum sie da war –, und warum sie *jetzt* da war, zur Zeit von Jahwes Anwesenheit.

Nachdem Japeth seine Gastgeberpflichten, das heißt das Füttern und Tränken der Tiere in der Karawane, erfüllt hatte – und nachdem er Jahwes Gefolgsleuten den Weg zum Fluss und den Kutschern die Wiesen gezeigt hatte, damit alle geflügelten Pferde zum Grasen auf die Weide gebracht werden konnten –, schlenderte er den Berg hinauf, dem Pavillon zu.

Aber es war kein zielloses Schlendern.

Was Japeth beschäftigte, war Michael Archangelis – eine Gestalt von solcher Herrlichkeit, dass sie alle Vorstellungen seiner Träume weit übertraf. Die Größe des mächtigen Engels,

seine Stärke, seine goldenen Haare und seine Rüstung boten die strahlendsten Bilder von Männlichkeit, denen Japeth je begegnet war.

Nur einmal war ihnen jemand annähernd gleichgekommen – aber damals war es eine finstere Männlichkeit gewesen, keine goldene; eine schreckliche, nicht glorreiche.

Es war auf der Straße zu den Städten gewesen – an dem Tag, an dem er angegriffen und fast zu Suppe gekocht worden war. Die ihn angegriffen hatten – Rüpel und Terroristen –, wurden von einem Riesen angeführt, dessen Statur zwar nicht gigantisch, dessen Macht über seine Günstlinge allerdings höchst bewundernswert war. Gerade wegen seiner mangelnden Statur umso bewundernswerter.

Er hatte dort gestanden – dieser Mann –, die Arme in die Hüften gestemmt, beide Hände zu Fäusten geballt, die Daumen in einen breiten, mit Nieten beschlagenen Gürtel eingehakt. Seine Beine, die nackt waren, hatten einen riesigen Umfang, und seine Brust strotzte durch seine offene Tunika, als führe sie ein Eigenleben. Seine Augen waren winzig und schwarz und seine Haare wild und lockig, die Ohren standen wie gekräuselte Speckstreifen daraus hervor, verbrannt und an den Rändern schwarz, als wären sie am Verfaulen. Seine Zähne – erschreckend weiß – waren dennoch fast bis aufs Zahnfleisch abgewetzt: die winzigsten Zähne, die Japeth je gesehen hatte.

Seine Günstlinge trugen gestohlene Kleidung – kein Stück passte, und jedes war dreckig –, und etliche der Kleidungsstücke bestanden aus einzelnen Uniformteilen – rote Röcke und blaue Jacken und Hosen mit Goldborte. An Seilen zogen sie einen zweirädrigen Karren, der mit großen eisernen Töpfen und Dreifüßen beladen war – und darüber hinaus mit einer gewaltigen Sammlung zusammengewürfelter Reichtümer, die aus den Städten stammen mussten: silberne Kerzenleuchter – Suppenterrinen aus Porzellan, Kristallvasen

und goldene Kelche – das Ganze zwischen große Fetzen eines Wandteppichs gestopft, der die Ermordung Abels durch Kain darstellte –, darunter auch Bündel und Ballen von Samt und mit zwanzig Farben eingeschossenem Satin. Die Günstlinge selbst aber hatten lange struppige Haare und schwarze Fingernägel und dreckige Knie. Einige unter ihnen waren – zu Japeths Entsetzen – Frauen.

Trotz all der Streifzüge mit seinen Wölfen und all der Wildschweinjagden mit seinen Freunden im Drachenverein war Japeth noch nie einem anderen Menschen begegnet, dessen ganze Existenz der Gewalt gewidmet war. Er hatte noch nie Männer und Frauen wie diese gesehen, die ihn von dem Karren aus anglotzten, den sie ihm so plötzlich in den Weg gestellt hatten. Noch nie hatte er weder Atem wie diesen gerochen, den ihm die lüstern schielenden Frauen ins Gesicht bliesen – noch Schweißgeruch erlebt, wie ihn die höhnisch grinsenden Männer verströmten. Auch hatte er noch niemals so viel Angst vor einem anderen Menschen gehabt wie vor ihrem Anführer. Fremde waren Japeths Spezialität. Doch noch nie hatte ihn jemand mit einer solch anstößigen Absicht berührt wie dieser Rüpelkönig, dessen Finger große stumpfe Sonden waren – sie wanderten mit der gleichen eigenständigen Gewalttätigkeit über Japeths Gesicht und Hals, mit der die Brust des Rüpels sich unter seinem Hemd gewölbt hatte.

Der Tag auf der Straße war so herrlich gewesen – und Japeth hatte nur sehen wollen, ob es möglich wäre, bis zur Dämmerung die Städte zu erreichen. Er war neugierig – mit der gefährlichen unschuldigen Neugierde der Jugend; er wollte wissen, was sich hinter den Riten des Baal verbarg – und ob eine Kitzelfeder bei seinen vergeblichen Attacken auf Emmas Tugend von Nutzen sein könnte. Was zum Beispiel war der »doppelzüngige Kuss«, von dem seine Freunde so sachkundig sprachen? Vielleicht würde er ja einen sympathischen Fremden

treffen, der ihm eine Anleitung für diesen Kuss und für eine »affenfingerige Liebkosung« geben könnte, die er zur Überwindung der offensichtlichen Entschlossenheit seiner Braut, ihn ewig abzuwehren, anwenden könnte. Das waren natürlich keine Fragen, die man einem Vater wie Noah oder einem Bruder wie Sem stellen konnte. Und Ham, der war so unschuldig wie das sprichwörtliche Lamm. Was Japeths Jagdgesellen betraf, die hätten ihn gnadenlos mit Spott und Hohn überhäuft, wenn sie herausgefunden hätten, dass er von Sex keine Ahnung hatte und obendrein noch unschuldig war. Von dort war keine Hilfe zu erwarten. Alles, was er von Noah über diese Sache erfahren hatte, war: »Gehorche den Trieben der Natur und tue nichts Perverses!« Doch Japeth wusste nicht einmal, was »pervers« bedeutete. Von Sem erfuhr er auch nicht mehr. »Du liegst oben und sie liegt unten.« Von seinen Freunden nur: »Dring nie zu schnell ein, sonst verpasst du das Beste.«

Zu schnell eindringen?

Wo hinein?

Keiner half. Er würde sich an Fremde wenden müssen.

Als der Karren sich in der Straße quer stellte, drehte sich Japeth der Magen um. Er kannte diese Taktik von der Jagd. Es war genauso, als würden Wölfe einem Hirschen den Weg abschneiden.

»Hallo«, sagte er. »Schönes Wetter heute...«

Das sagte er immer – ganz gleich, wer oder was ihm gegenüberstand. Sogar Dämonen gegenüber würde er so reagieren. Doch beim Anblick der schrecklichen Augen, die ihn umgaben, wusste er, dass es dieses Mal fehl am Platz war.

»Schön?«, sagte der Rüpelkönig. »Was zum Teufel ist daran schön?«

»Na ja...«, sagte Japeth kleinlaut.

»Ich sage dir, was schön ist«, sagte der Rüpelkönig. »Dass wir dich getroffen haben – das ist schön.«

Bei diesen Worten hatte er gelächelt und dabei all seine abgewetzten Zähne gezeigt – dann hatte der Rüpelkönig ganz hemmungslos die Hand ausgestreckt und seine Finger über Japeths Wangen gleiten lassen.

Der Rüpelkönig und seine struppigen Günstlinge hatten schon lange die Hoffnung aufgegeben, auch nur das allereinfachste Essen zu finden, um sich bei Kräften halten zu können. Sie waren aus jedem nur erdenklichen Grund Ausgestoßene – Lepra, Kriminalität und Verderbtheit waren die häufigsten Ursachen –, und die Bande hatte sich zu keinem anderen Zweck als dem des gemeinsamen Überlebens zusammengefunden. Zuerst hatten sie Reisende überfallen, nur um ihnen ihr Geld zu stehlen. Doch dann merkten sie, dass es ihnen unmöglich war, das Geld auszugeben. Keiner duldet sie in seinem Geschäft und die Marktpolizei vertrieb sie jedes Mal, kaum dass sie die Städte betreten hatten. Später fingen sie an, Bauernhöfe zu plündern, wo sie sich mit Hühnern, Getreide und Lämmern versorgten. Doch dem setzte der Winter ein Ende. Im Schnee konnten sie nicht ungesehen in die Nähe der Höfe gelangen – und nachts waren die Scheunen und Schafpferche von Hunden und Wölfen, gelegentlich sogar von Bären umstellt. Wegen ihrer Gewalttätigkeit waren sie berüchtigt – und diese traurige Berühmtheit wurde ihnen zum Verhängnis. Man hatte Selbstschutzgruppen gebildet, um sie von Städtchen und Dörfern fern zu halten. Reiterscharen verfolgten sie, sobald sie irgendwo auftauchten. Bald konnten sie nicht einmal mehr ungeernteten Weizen stehlen, da die Bauern ihretwegen immer mehr Wachen aufstellten.

Es war unvermeidlich.

Einer der ihren hatte rebelliert.

Und war getötet worden.

Und aufgegessen.

Dies war der Beginn eines Brauches – und bald gab es eine neue Verwendung für Fremde, denen sie auf der Straße begegneten.

Japeth war jetzt in der Nähe des Pavillons, doch die Bilder in seinem Kopf störten ihn so sehr, dass er nicht weitergehen konnte. Also blieb er auf dem Berg stehen und wartete, während er die abscheulichen Ereignisse in seinem Geiste nacherlebte. Er hatte den Teil der Geschichte erreicht, der am meisten einem Alptraum und am allerwenigsten der Wirklichkeit ähnelte. Nie hatte er jemandem davon erzählt – nur einmal war er in den Wald gegangen und hatte sich den Felsen und Bäumen laut anvertraut. Das Ganze in Worte zu fassen und diese Worte auszusprechen hatte ihm zumindest das Gefühl gegeben, als gäbe es Worte für das, was ihm angetan worden war: dass »mariniert werden« etwas war, was einem Menschen passieren konnte – dass »Kotelett« und »Steaks« und »Lende« Stücke eines menschlichen Körpers sein konnten und dass »Leber« und »Herz« und »Niere« – sogar »Nierenpastete« – den Gedanken an Menschen hervorrufen konnten. Auch Abfall, wie zum Beispiel »Innereien« und »Aas« und Ausdrücke wie »Knochen abnagen« hatten alle mit dem Menschen und von daher mit Japeth Noyes zu tun.

Zuerst hatte er die Worte nur geflüstert, dann gebrüllt. Dann hatte er, des Artikulierens nicht mehr fähig, geschrien, bis alle Vögel hochgefliegen waren und alle Tiere sich versteckt hatten und sogar die Drachen in ihren Suhlen unter die Oberfläche getaucht waren. Und dann – vielleicht weil er das Ende aller Worte erreicht hatte, mit denen er seine Geschichte hätte

wiedergeben können – hatte sich Japeth beruhigt und geschwiegen.

Und dennoch – obwohl er die für ihn notwendige Versöhnung des Horrors, den er sich nicht vorstellen konnte, mit dem Horror, den er erlebt hatte, vollzogen hatte – war es ihm noch immer unmöglich, sich mit dem Hauptereignis auseinander zu setzen, ohne sich krank zu fühlen. Bis jetzt hatte er jedes Mal, wenn er es nochmals durchlebte, sich schnell an einen privaten Ort zurückziehen müssen, wo er sein Mittagessen erbrach und weinte und seine Augen zuhielt in der Hoffnung, dass, wenn er sie wieder öffnete, seine Haut nicht mehr blau und die Welt wieder die alte sein würde – die Welt voll ursprünglicher Wunder und gütiger Fremder: die Welt, die er als Knabe geliebt hatte und von der er dachte, sie würde ihm immer erhalten bleiben.

Aber das Versprechen »für immer« war auf der Straße nach Baal und Mammon gebrochen worden.

Jetzt, hier auf dem Berg, wo er nach Michael Archangelis suchte, war Japeth beim lähmenden Teil der Geschichte angekommen, der ihn, immer wenn er daran dachte, krank machte – also setzte er sich hin, den Kopf zwischen den Knien – ein blauer Mann, der im blauen Schatten des Pavillons seines Vaters weinte, in dem Michael Archangelis seine Messer polierte und in dem Jahwe schlief.

Ein Feuer wurde geschürt – drüben auf einem steinigen Feld neben der Straße. Japeth wurde zum Feld geschleppt und ausgezogen. Inzwischen stellten die Frauen Dreifüße über den Flammen auf und hängten Töpfe daran. Einer dieser Töpfe war, wie Japeth sehen konnte, zum Teil schon mit einer dicken milchigen Flüssigkeit gefüllt, die an die Maiscremesuppe seiner Mutter erinnerte.

Der Geruch war ganz anders als alles, was Japeth jemals gerochen hatte.

Er war köstlich. erinnerte angenehm an einen Hühnerbrust Eintopf, den er so gern mochte. Oder an ein Gericht mit Kalbfleisch...

Während er nackt dort im Schein des Feuers stand (es wurde allmählich dunkel), kam Japeth der verrückte Gedanke, dass nun alles gut werden würde. Solange sie mit dem Kochen beschäftigt waren, beachteten ihn die Rüpel nicht – außer einem, der ausgestreckt neben ihm lag, falsch vor sich hin summt und Japeths Knöchel mit eisernem Griff festhielt.

Dieser tröstliche Gedanke verschwand, sobald Japeth den Rüpelkönig auf sich zukommen sah. Es würde also doch keine freundliche Einladung zum Abendessen werden.

Hinter dem Kerl liefen zwei Frauen her, die zusammen eine lange flache Wanne, ähnlich einem Wassertrog trugen – nur dass sie einen Deckel hatte. Diesen beiden folgten andere Frauen mit großen bauchigen Krügen, in denen sich billiger Wein und Öl befanden.

Der Rüpelkönig blieb vor Japeth stehen und schnippte mit den Fingern – worauf der Knöchelhalter aufstand. Die Frauen stellten die trogähnliche Wanne auf den Boden und weitere drei oder vier Rüpel tauchten aus der zunehmenden Dunkelheit auf. Einer hob den Deckel. Andere fassten Japeth an den Armen.

»Was habt ihr vor?«, fragte Japeth. »Sagt mir bitte, was ihr vorhabt!«

»Siehst du diese Wanne?«, fragte der Rüpelkönig.

»Natürlich.«

»Nun, du wirst ein kleines Bad nehmen. Ein schönes warmes Bad in Öl und Wein...«

Japeth wurde an den Armen hochgehoben und zur Wanne hinübergetragen. Er konnte sich nicht wehren. Eher erstaunt als

entsetzt stellte er fest, dass er es zuließ, dass die Rüpel ihn wie eine Leiche in einer Kiste aufbahrten: Sie fesselten ihn an Knöcheln und Handgelenken und legten unter seinen Kopf einen großen unbequemen Stein.

»Das ist nur, damit du nicht ersäufst«, sagte einer der Männer – er war sehr sachlich und erledigte seine Aufgabe so gewissenhaft wie eine Mutter, die dabei war, ihr Kind zu baden.

Als er dann richtig in der Wanne lag – ausgestreckt und hilflos –, fingen die Frauen an, zuerst die Öl- und dann die Weinkrüge über Japeths Körper auszugießen, bis er regelrecht in dem Zeug schwamm. Das Öl war ranzig und der bläuliche Wein so sauer, dass er fast schon Essig war. Er ätzte seine Augen und seine Geschlechtsteile und seine Achselhöhlen und seine Lippen, und als er zu atmen versuchte, merkte er, dass die Dämpfe auch seine Nasenhöhlen ätzten. Und bevor ihm ganz klar wurde, was sie taten – hoben die beiden finsternen Männer, die ihn in die Wanne gelegt hatten, den Deckel und ließen ihn direkt auf ihm nieder: *bamm!* Japeth schrie – wusste aber, dass niemand ihn hören konnte.

Als seine Augen etwas weniger brannten und sich allmählich an die Dunkelheit in der Wanne gewöhnten, wurde Japeth bewusst, dass der Deckel über ihm mit aberhundert winzigen nagelkopfgroßen Löchern versehen war – durch diese Löcher konnte er nicht nur atmen, sondern zum Teil auch das Flackern der nahen Feuerstellen erkennen.

Undeutlich konnte er die Stimmen seiner Peiniger hören, die je lauter sangen, je trunkener sie wurden, während sie warteten, bis er gut durchmariniert war. Ab und zu kam einer zur Wanne gelaufen und rief: »Diesmal haben wir wohl einen

zählen Reifen erwischt«, oder »Je länger wir ihn drin lassen, umso zarter wird er!«

In der Zwischenzeit kam ab und zu eine der Frauen vorbei, offensichtlich die Hauptköchin, hob den Deckel unmittelbar neben Japeths Kopf an und warf eine Hand voll Kräuter, eine Knoblauchknolle oder ein Dutzend dicke Zwiebeln hinein. Einmal hob sie den Deckel so hoch, dass er ihr Gesicht sehen konnte – sie schaute ihm direkt in die Augen und grinste. Dann leerte sie eine Flasche mit etwas unerträglich Scharfem und Klebrigem über seinem Kopf aus und sagte: »Hier, damit deine feinen Haare lockiger werden!«

Und *bumm!*

Wieder fiel der Deckel.

Langsam und gegen seinen Willen sank Japeth in eine Art Schlaf, der sowohl der von der Angst verursachten Erschöpfung als auch dem Luftmangel zu verdanken war. Und während er schlief oder vielmehr döste, träumte er vom Sichttreiben-Lassen im Fluss, von Wasserfällen und stillen Untiefen.

Als er aufwachte, hörte er Donnergrollen und das schwere Trommeln des Regens, der in Strömen auf seinen Deckel fiel.

Zuerst kam er nicht auf den Gedanken, dass der Regen ihn gefährden könnte – er dachte nur: *Der Regen wird ihre Feuer löschen.*

Zum ersten Mal, seit man ihn gefangen genommen hatte, sah Japeth einen Hoffnungsschimmer. *Sie werden mich nicht roh essen*, dachte er. *Wenn sie mich roh essen wollten, hätten sie es schon getan...*

Aber dann, ganz langsam nur, wurde ihm bewusst, dass er näher am Deckel schwamm und seine Nase diesen schon berührte. Der Regen sickerte durch die nagelkopfgroßen Löcher und füllte allmählich seinen Sarg: Er würde ertrinken.

Warum kam ihm niemand zu Hilfe?

Natürlich würden sie ihn, nach all der Mühe, die sie sich gemacht hatten – stundenlanges Marinieren – die Kräuter – der Wein – der Knoblauch –, hier nicht »verderben« lassen.

»Hilfe!«, rief er – und da füllte sich auf einen Schlag sein Mund mit der furchtbaren Marinade und er merkte, wie nahe er dem Ertrinken war. Nur seine Nase ragte noch aus der Flüssigkeit heraus.

Der Donner war jetzt so nah, dass er unmittelbar auf jeden Blitz folgte – und Japeth bekam wieder Angst, er könnte auch ohne die Feuer der Banditen bei lebendigem Leib gesotten werden, falls der Blitz seine Wanne traf.

Er hatte einmal gesehen, was passierte, als man einen eisernen Kessel im Sturm draußen gelassen hatte; als ein Kugelblitz den Kessel traf, wurden alle Fische darin gekocht.

Seine Panik belebte jetzt seinen Geist – und plötzlich konnte er klar denken. Jeder Adrenalinstoß brachte einen neuen Gedanken – und alle fügten sich so aneinander, dass er sich ein Bild von dem machen konnte, was jetzt zu tun war.

Er würde von Seite zu Seite schaukeln – damit könnte er den Deckel vielleicht verrücken. Womöglich könnte er die Wanne sogar umkippen, so dass sie ihn mitsamt der Marinade auf den Boden schwemmt.

Er konnte es zumindest versuchen.

Das Schaukeln brachte ihn fast um – denn mit jeder Bewegung schwappte ihm die scharfe Flüssigkeit über das Gesicht und in die Nase.

Schnell lernte er vor der Schaukelbewegung Luft zu holen und den Atem anzuhalten – und dann warf er sein ganzes Gewicht mit großer Heftigkeit zuerst auf die eine, dann auf die andere Seite.

Zuerst geschah gar nichts. Doch allmählich hatte er heraus, wie er sowohl das Gewicht der Marinade als auch das eigene nutzen konnte – er wippte langsamer, so dass die Flüssigkeit

Zeit hatte, sich auf derselben Seite wie sein Körper zu sammeln.

Endlich gelang es ihm – obwohl dieser Erfolg ihn fast getötet hätte. Japeth zwang sich so weit auf die Seite, dass sein Gesicht unter die Flut der Marinade geriet, und gerade als er kurz vorm Ertrinken war, machte die Wanne einen Ruck – und kippte ihn beinahe unter sich auf den regennassen Boden.

Er brauchte ganze drei oder vier Minuten, um sich zu sammeln – und sogar dann musste er sich sehr anstrengen, um sich von der umgefallenen Wanne zu befreien. Der Deckel, der scharfe Kanten hatte, lag unter ihm und schnitt ihm in Schienbeine, Rippen und Schultern. Das Befreiungsmanöver war eine Tortur.

Endlich kam Japeth auf die Knie. Seine Knöchel waren hinter ihm, seine Handgelenke vor ihm festgebunden – aber er konnte atmen und er konnte sehen.

Das Feld lag brach – und alle Feuer waren, so wie er vermutet hatte, vom Regen gelöscht worden. Der Karren der Rüpel stand verlassen da und zuerst dachte er, er sei alleine. Doch als er mit Blicken die Finsternis absuchte, sah er sie; in einiger Entfernung hockten sie in einem Kreis unter den Bäumen.

Dort suchten sie offensichtlich Schutz vor dem Sturm – doch eindeutig gingen sie auch einer Tätigkeit nach, waren ganz darin versunken und hatten Japeth offensichtlich nicht nur verlassen, sondern auch vergessen.

Mit Hilfe der scharfen Kanten des Deckels, der ihn eingesperrt hatte, konnte er die Stricke durchschneiden, die seine Handgelenke fesselten, und dann die Knoten an seinen Knöcheln lösen.

Nackt und blau vom Wein, in dem er gelegen hatte (er wusste damals noch nicht, dass die Verfärbung seiner Haut dauerhaft

sein würde), kroch Japeth zum Karren und versteckte sich dahinter.

Die, die unter den Bäumen zusammenhockten, ließ er keine Sekunde aus den Augen. Sie waren immer stärker in ihre Tätigkeit vertieft und er fragte sich, womit in aller Welt sie beschäftigt sein mochten.

Als ihm endlich dämmerte, dass sie ihn schlicht vergessen hatten und er frei war, warf Japeth einen letzten Blick auf die Männer, die da nach vorne gebeugt im Kreis hockten – alle hockten – alle mampften.

Mampften.

Japeth machte einen weiten Bogen um das Feld und betrat den Wald, der die Szenerie der feiernden Männer überragte. Sie tranken auch, aus den Weinkrügen, deren Inhalt Japeths Marinade gewesen war – und lachten mit vollem Mund und schnatterten wie Gänse.

Er wagte nicht, sich näher als zehn oder zwölf Meter heranzuschleichen, im Schutz der Dunkelheit unter den Bäumen fühlte er sich sicher. Aber es reichte, um sie klar zu erkennen und um die wenigen Worte zu belauschen, die in dem Grunzen und Sabbern zu verstehen waren. Ihre Finger rumorten dabei in dem Haufen Essen vor ihnen herum – grapschten nach Stücken und stopften sie zwischen die Lippen.

Ihr Kinn, ihre Lippen, Hände und nackten Knie waren ganz schrecklich mit Fett beschmiert und als Japeth erkannte, was sie aßen, ergriff er panikartig die Flucht.

Vorher hatte er noch die Worte »Blitz«, »gebraten« und »arme Alte« verstehen können.

Hatte sie auch erkannt.

Es war die Köchin, die ihm direkt in die Augen geschaut und gegrinst hatte, als sie zum letzten Mal den Deckel anhub, um *Locken in seine feinen Haare zu machen.*

Und während Japeth die Flucht ergriff, lehnte sich der Rüpelkönig wie ein Zwerg nach vorne, hob die Hände der Frau an und schlürfte das Fleisch von ihren Fingern.

Dieses letzte Bild flößte Japeth jetzt den Mut ein, sich von seinem Platz neben dem Pavillon seines Vaters zu erheben und die eine Person zu suchen, die, wie er wusste, in der Lage wäre, ihn für immer vor allen Fremden und vor allen Gefahren zu retten.

Michael Archangelis grüßte Japeth, legte seine herrliche goldene Hand auf die blaue Schulter des Jungen und fragte: »Was kann ich für dich tun, mein Junge?«

Und Japeth sagte: »Ich will Krieger werden. Wie du.«

Ausgeruht und satt saß Jahwe in einem großen Sessel an einem Ende des Pavillons und streichelte Seine Katzen.

Der Sessel, der erhöht auf einem eigenen Podium stand, war mit Ihm in der Karawane mitgekommen. Noah hatte niemals so etwas Grandioses besessen. Die Rückenlehne war mit geschnitzten Darstellungen von Widdern und Stieren, die Armlehnen mit Kälbern und Lämmern verziert. Auf der Sitzfläche lagen Schaffelle – worüber Jahwes reinweiße Robe, von Tomatenaspik befleckt und voller Katzenhaare, bis zum Fußboden wallte. Weitere Schaffelle waren unter Seinen Füßen ausgebreitet und etliche Kopf- und Sofakissen stützten Seinen Rücken und hielten Seine Ellbogen von Seinen zarten, gebrechlichen Rippen fern. Jahwe atmete so schwer, dass Er manchmal mit den Ellbogen wie mit einem Blasebalg pumpen musste, um die Luft in Seine Lungen hineinzuzwingen.

Jahwes Katzen waren beide uralt und hießen Abraham und Sarah. Abraham war silbergrau und Sarah weiß mit blauen

Augen. Sie lebten schon so lange bei Jahwe, dass niemand ihr Alter genau kannte. Sarah war träge und schien immer zu dösen – obwohl sich ihre Augen hin und wieder öffneten und jeden anstarrten, der sich zufällig in ihrem Blickfeld befand – auf eisige und oft vernichtende Art. Manch ein Bittsteller war mitten in seiner Rede ins Stocken geraten, wenn er Sarahs Blick begegnete – und war unverrichteter Dinge auf und davon gegangen, weil er im blauen Licht von Sarahs Augen seine Bitte nicht vorbringen konnte.

Abraham dagegen war weniger träge als verwöhnt. Er pflegte von Jahwes Fingern gefüttert zu werden und besaß sogar die Frechheit – obwohl Jahwe es nicht zu merken schien –, gelegentlich von Jahwes eigenem Teller zu fressen. Eine silbergraue Pfote erschien dann an der Tischkante und zog einen Hähnchenflügel oder ein Stück Butterbrot auf den Schoß hinunter. Manchmal entdeckte Jahwe den Rest einer Kruste auf seiner Robe und führte ihn gedankenlos an Seine Lippen.

Abraham war darüber hinaus auch extrem geil und Jahwe musste aufpassen, dass Er ihn nicht zu stark am Schwanzansatz streichelte. Wenn Er es tat, wurde Er gebissen – was eine Art Liebesbiss war, der, wenn man keine Katze ist, schmerzhaft sein kann.

Die Tische waren schon abgedeckt und alle, die mit Jahwe zugegen waren, hatten nur noch einen Kelch voll Eiswürfel und Kamillentee vor sich – den alle außer Jahwe verabscheuten.

Auf der einen Seite – die Engel – und auf der anderen – die Sterblichen, saßen sie an zwei verschiedenen Tischen: die Engel zu Jahwes Rechter und die Sterblichen zu Seiner Linken.

Jahwe ließ Hannah noch immer nicht aus den Augen und das war niemandem entgangen – vor allem nicht Mrs Noyes, deren Platz bei Tisch am weitesten von Jahwe entfernt war. Sie hatte vorgesorgt und ihren Kamillentee mit Gin versetzt und ihre

Gedanken kreisten, ja rotierten geradezu um den unerträglichen Anblick von Hannah, die am Kopfende des Tisches saß, die Haare glänzend und frisch aufgesteckt, ihr Mieder mit Blumen geschmückt.

Wie gut es manche haben – und es geht doch nichts über die Jugend –, dachte Mrs Noyes; sie kniff die Augen zusammen und ihr Blick loderte so gefährlich auf wie der Sarahs. Wahrscheinlich denkt Seine Majestät jetzt, *ich* könnte auch so aussehen, wenn ich die Zeit dazu hätte; wenn ich die letzten drei Tage nicht in der Küche verbracht hätte, während die Obstgartenkönigin draußen in der Sonne Girlanden geflochten hat!...

Noah saß Jahwe am nächsten – beim bloßen Gedanken, dass sein alter Freund sich jetzt hier vor ihm befand, wurden seine Augen ein bisschen feucht – und dass sie nach so vielen Jahren der Trennung zusammen das Brot gebrochen und einander zugeprostet hatten, mit... (nun ja, es *war* Jahwes Lieblingsgetränk)... Kamillentee. Und an Noahs Tisch. In Noahs Pavillon auf Noahs Hügel. Wunderbar und erstaunlich. Ein Wunder.

Noah ließ sich von solchen Gedanken wegtragen; er ging sogar so weit, sich Hannah zuzuwenden und wollte sie gerade bitten »das im Buch zu notieren«, als er plötzlich wieder zu sich kam.

Jahwe hatte das Wort ergriffen.

»Die Gesellschaft wahrer Freunde ist wie die Gesellschaft von Heiligen...«

Michael Archangelis murmelte: »Hört, hört!«, und klopfte mit seinem goldenen Taschenmesser gegen seinen Kelch.

Japeth blickte zum Oberbefehlshaber der gesamten Engelschar hinüber und murmelte: »Hört, hört!«, doch er hatte nichts außer seinem Jagdmesser, womit er an seinen Kelch klopfen konnte. Als er es dann tat, kippte der Kelch unter dem

Gewicht des bleiernen Messergriffs um und schüttete Japeths Tee mitsamt dem Eis auf seinen Schoß. Japeth spreizte seine Knie und ließ Boden gleiten, wo es neben seinen Füßen das Eis zu schmolz.

Jahwe sagte: »Wir haben auf Erden keinen treueren Freund als Noah Noyes – und Wir danken ihm für seine Gastfreundschaft...«

Noah nickte und winkte mit der Hand ab, als missbillige er dieses Kompliment.

»... und Wir danken ihm für seine Freundschaft...«

Wieder nickte und winkte Noah.

»... Wir danken ihm für seine Treue...«

Und noch einmal.

»... Wir danken ihm für seine *Liebe*.«

Da erhob sich Noah und berührte zu Ehren des Gastes seine Stirn und seine Lippen.

»Hört, hört«, sagte Michael Archangelis.

Sarah starrte Noah fest an und Noah nahm wieder Platz.

»Die *Liebe*«, sagte Jahwe – und schob dabei seine Pastille von einer Seite des Mundes zur andern, wobei er sie beinahe verlor, »ist das höchste Gut, das man jemandem schenken kann.«

»Hört, hört.«

»Ihre Seltenheit macht sie nicht nur großartig, sondern versetzt sie ins Reich des Erhabenen. Sie ist – Wir dürfen es euch sagen – das Glorreichste an der ganzen Schöpfung.«

»Hört! Hört!«

»Hört! Hört!«

Es gab anhaltende Zustimmung für diese Worte; alle stimmten in die Zurufe und das An-den-Kelch-Klopfen mit ein, wozu einige die Ringe auf ihren Fingern, andere die Waffen in ihren Händen benutzten.

»*Die Liebe*«, Jahwes Augen loderten jetzt leidenschaftlich auf. »Die *Liebe* ist das eine wahre Band...«

»Hört, hört...«

»Zwischen Gott und Seinen Engeln...«

»Hört, hört...«

»Gott und Mensch...«

»Hört, hört...«

»König und Untertan...«

»Hört, hört...«

»Lehnsherrn und Vasallen...«

»Hört, hört...«

»Herrn und Sklaven...«

»Hört, hört...«

Jahwe legte eine kleine Pause ein, als würde Er anhand Seiner Finger nachprüfen wollen, ob Er auch keine Form der Liebe vergessen hatte – und während dieser Pause ertönte ein ganz lautes Husten – es kam von Mrs Noyes am Ende ihres Tisches.

Sarahs Blick ging in diese Richtung.

»Aber leider«, sagte Jahwe, und Seine Stimme senkte sich zu einem dramatischen Flüstern, »müssen Wir euch sagen, dass Wir in letzter Zeit auf dieser Erde einen solchen Mangel an Liebe erlebt haben, dass Uns nur der Schluss bleibt: Es gibt keine Liebe auf dieser Erde außer der, die Wir hier und heute Abend in diesem Pavillon genießen dürfen.«

Jeder lehnte sich nach vorn.

Jahwes Hand ruhte auf Abrahams Nacken.

»Wir haben auf Unseren jüngsten Reisen die Erde von einem Ende zum anderen durchquert – und Wir sagen euch: *Seht, die große weite Welt ist vom Wahnsinn erfasst...*« Jahwes Blick richtete sich auf die Gesichter vor Ihm. »Steine und Pfeile – Eier und Fäkalien. Wie Wir euch berichtet haben, sind Wir nicht nur geschmäht und angespuckt und verhöhnt – Wir sind

auch mit Feuer und Schwert angegriffen worden. Unsere Kutsche und Unsere Pferde wurden auf der Straße angefallen, Wir sind dabei umgestürzt. Unsere Engel haben aus den Wunden geblutet, die sie sich bei Unserer Verteidigung zugezogen haben – und dennoch sind Wir selbst vom Schwert des Meuchlers getroffen worden – nicht einmal – sondern *siebenmal...*«

Hier hielt Jahwe inne, um Seine Gedanken zu sammeln und Seine Gefühle möglichst unter Kontrolle zu bringen. Bei diesem Versuch rückte Hannah in Sein Blickfeld – und an sie richtete Er die folgenden Worte.

»Wir sehen in das leuchtende Angesicht dieser Frau und Wir erröten bei dem Gedanken, was aus der Menschheit geworden ist. In ihren Augen und in ihrer Haltung erkennen Wir all das, was Uns beim Akt der Schöpfung beseelt hatte. Reinheit des Herzens und der Absichten. Ergebenheit und Unterwürfigkeit dem größeren Ruhm gegenüber...« Seine Stimme wurde leiser. »Et cetera. Sie ist, auch wenn diese Wahrheit Uns das Herz bricht, nur eine Einzige von Tausenden; Zehntausenden, wenn nicht sogar eine Einzige innerhalb der ganzen Menschheit...«

Sogar Noah brachte dieses »eine Einzige innerhalb der ganzen Menschheit«-Gerede etwas auf, doch er unterdrückte seine Reaktion mit einem Schluck des entsetzlichen Tees und lehnte sich zurück, um den restlichen Worten seines Freundes zu lauschen.

»Wir sagen euch«, fuhr Jahwe fort, und Sein Blick wanderte von einem Zuhörer zum nächsten, »das Einzige, was man auf dem Antlitz dieser Erde erblickt – die ja ganz den Stempel des Menschen trägt – ist der *Stolz!*« Jahwe war jetzt so sehr in Seine Rede vertieft, dass sie Ihm förmlich aus dem Mund quoll und Er notgedrungen eine Serviette nehmen musste, um sie aufzufangen und Seinen Bart und Sein Kinn abzuwischen. »Stolz und Lüsterheit; Neid und Zorn; Begierde; Völlerei und

Faulheit sind das Einzige, was man überall zu sehen bekommt! Der ganze tödliche Kanon von Laster, Verderbtheit und Entsetzen ist das Einzige, was man erblickt. Wir werden allerorten von einer Welle des Bösen, des Lasters und der Schande heimgesucht, die jeder Beschreibung spottet!«

Alle, die sich in der Zwischenzeit ein bisschen entspannt zurückgelehnt hatten, beugten sich jetzt ganz nach vorne, verdrehten ihre Finger und ballten in der Anspannung des Augenblicks die Fäuste. Alle Münder standen offen – jede Lippe war von den Säften der Entrüstung und des Staunens befeuchtet.

»Männer – Frauen – Kinder; alle sind der Korruption unterworfen. Niemand ist verschont geblieben – und niemand hat die anderen verschont. Die Abgründe des Grauens haben sich vertieft und unsere Straßen in den Städten erfasst. Man muss den Rock raffen, will Man nicht in Unrat versinken. Die Hände der Sünder strecken sich aus, um Einen zu berühren und in den Dreck zu ziehen. Ihre Stimmen rufen Einem von allen Seiten zu. Niemals in Unseren kühnsten Vorstellungen hätten Wir Uns solch ungeheuerliche Perversionen ausdenken können, wie sie Uns an jeder Straßenecke geboten wurden...«

Unter der scheinbaren Ruhe seines Gewandes wurde Jahwes Leidenschaft offensichtlich so erregt, dass Abraham sich von seinem Platz auf Jahwes Schoß vertrieben fühlte, und der silberfarbene Kater auf einmal hinuntersprang und sich auf den Fußboden legte; sein Schwanz zuckte vor Erregung, während seine Augen den Pavillon auf der Suche nach einem Ausgang durchforschten.

»Bedeutet das denn, das große Experiment nähert sich seinem Ende?«, fragte Jahwe. »Bedeutet es, dass Unser Plan abgelehnt worden ist?«

Die Frage wurde mit vielen »Nein! Nein!«- und »Niemals! «-Rufen beantwortet.

Doch Jahwe sagte: »Eure Beteuerungen kommen zu spät, meine Freunde. Ihr – und nur ihr – habt Unsere Worte mit so etwas wie Sympathie angehört. Anderswo – und *überall sonst!* – ging Unsere Stimme in Hohn unter und Wir wurden mit unverschämten und brutalen Gesten, wie Ihr sie Euch gar nicht vorstellen könnt, abgewiesen. Rufe wie ›*Raus hier!*‹, ›*Hau ab!*‹ und ›*Lass uns in Frieden!*‹, waren an der Tagesordnung.«

Jahwe weinte.

»So sind Wir zu euch gekommen. So sind Wir in Eurer Mitte angelangt. So geben Wir uns Eurer...«

... *Gnade*...

Das Wort wirbelte geradezu durch den Pavillon; diejenigen, die sich einbildeten, es gehört zu haben, gerieten bei der bloßen Vorstellung dessen, was es bedeutet, ins Taumeln.

Sie müssten sich nämlich *Seiner Gnade* hingeben.

»Halt!«, rief Noah. »Sagt das nicht, Herr! Wir wollen es nicht hören. Sagt nur, was Ihr wollt, dass wir tun sollen! Aber sprecht nicht von unserer Gnade! Offenbart uns vielmehr die Eure!«

Jahwe lächelte.

Er – und nur Er – war sich in diesem Augenblick bewusst, dass das Wort gar nicht ausgesprochen worden war. Er – und nur Er – wusste, was Er wirklich gerade hatte sagen wollen, nämlich: »So geben Wir Uns ganz eurer *Gastfreundschaft* hin.« Was Er wollte – das Einzige, was Er wollte –, war ein Zufluchtsort, an dem Er sich so lange aufhalten konnte, bis Er sich erholt hatte. Jetzt war ihm, so vermutete Er, mehr als nur eine Zuflucht geboten worden.

Abraham schlüpfte unter den Windschutz des Pavillons und sog tief die Mitternachtsluft ein. Über ihm glitt der Mond rücklings durch ein Meer von Sternen – so vielen Sternen, dass vom Himmel kaum noch etwas zu sehen war. Rings um ihn schwebte der schwere Duft von irdischen Bäumen und Gras,

von Kräutern und Wiesenblumen und Staub. Aus der einen Richtung der warme und fast verführerische Geruch der Scheunen, der von Mäusen, Küken und jungen Gänsen kündete. Aus der anderen der Duft von Engeln, Sterblichen, von Jahwe und den Resten des eben verzehrten Mahls. Irgendwo da draußen – nicht weit, aber auch nicht so nah, dass er es gleich orten konnte – war ein Gewässer und dahinter befanden sich weidende Schafe. Ihre Glocken waren zu hören, und auch ihr Geruch beim Grasens war hier diesseits des Teiches wahrnehmbar.

Abraham setzte sich und schleckte sich die Pfoten – eine Tätigkeit, die zu präzisiertem Denken anregte, wenn das Hirn mit einem Übermaß an Informationen gefüttert worden war. Jahwes schrecklicher Zorn hatte solche Schwingungen ausgelöst, dass Abraham von Kribbelgefühlen und äußerst unangenehmen Schocks heimgesucht wurde: Der Himmel zeigte plötzlich zu viele Sterne; die Speisehappen, die er von dem ergattert hatte, was aus der Hand seines Herrn und Meisters gefallen war, waren fast durchweg vegetarisch und stellten ihn überhaupt nicht zufrieden; die Bäume waren ihm fremd und ihr Duft aufdringlich; die Schafglocken gingen ihm auf die Nerven und war das dort nicht ein läufiges Weibchen?

Schlagartig hörte das Pfortenschlecken auf.

Abraham suchte die Luft mit seiner Nase ab.

Nichts Fremdes am Geruch eines läufigen Weibchens. Er war überall anzutreffen.

Wo aber war das Weibchen?

Ah, ja...

Gleich da drüben.

Mottyl lag am Rand ihrer Veranda und hoffte, Mrs Noyes würde bald wiederkommen. Ihre Läufigkeit hatte die letzte, abklingende Phase erreicht und ihre damit verbundenen Beschwerden waren jetzt nur mehr eine kontinuierliche

Abfolge aus Zuckungen und Krämpfen, die langsam und ungleichmäßig dem Ende zugingen. Es hatte sogar in den letzten paar Stunden Augenblicke gegeben, in denen ihr Körper sich fast normal fühlte, und sie hatte sich über die Tatsache wundern können, eine ganze Läufigkeit ohne Männchen überlebt zu haben. Das Summen ihrer *Flüsterstimmen* war jetzt ganz angenehm, und sie lag da, den Kopf wie zum Dösen entspannt, und erwog ein langes erholsames Nickerchen auf dem Brokatsessel mit den ungeölten Federn, dessen Sitz auf so wohltuende Art durchhing.

Eine Katze, deren Geruch nur wenig vertraut, aber ganz und gar harmlos war, streunte durch den Hof. Eine alte Katze... vielleicht ein Kater... vielleicht auch nicht... eine schlanke, vornehme Katze, deren Bauch in der Mitte einen lustigen Durchhänger hatte, was dem sonst adretten Profil ein lächerliches Aussehen verlieh.

Irgendwelche Kommentare?

Nein. Eigentlich nicht... ist allerdings eindeutig ein Kater.

Ja, aber sehr, sehr alt. Sieht aus wie ein heruntergekommener Casanova.

Ein Kater ist ein Kater, pass auf!

Er sieht zu alt aus, um noch interessiert zu sein. Übrigens, ich habe es jetzt fast hinter mir. Kein Grund, warum er nicht hierher kommen und im Hof sitzen sollte...

Du spinnst komplett, weißt du.

»Hallo.«

»Hallo.«

»Hier ist eine Veranda, wo du dich ausruhen kannst, wenn du willst.«

»Sehr lieb von dir, meine Gnädige. Vielen Dank...«

»Aber ich bitte dich. Ich freue mich auf deine Gesellschaft.«

Du Närrin.

Als Erstem fiel Michael Archangelis auf, dass Abraham fehlte. Um die Veranstaltung nicht zu stören, erhob er sich unauffällig und ging hinaus, um ihn zu suchen. Wenn Jahwe Seine Katzen verlieren würde, wäre Er untröstlich.

Nach einiger Zeit fand der Kriegerengel Abraham auch und konnte ihn vom Dach der Veranda herunterholen, wohin ihn irgendeine sterbliche Katze vertrieben hatte. Das Fell des alten Katers war etwas zerzaust, seine Miene aber war selbstgefällig und zufrieden. Allerdings, bevor das geschah und alles ein glückliches Ende nahm, sollte Michael noch eine Entdeckung machen, und zwar keine erfreuliche.

Als er durch den Staub des Noyes'schen Hofes ging, blieb etwas zwischen seinen Zehen stecken. Zuerst schenkte er ihm keine Beachtung, denn es war offensichtlich nichts von Bedeutung und würde höchstwahrscheinlich bald von selbst wieder verschwinden. Als das aber nicht geschah und das Zeug immer näher an seine Schwimmhäute rückte, wo es ziemlich lästig werden konnte, sah sich Michael gezwungen, das Ding zu entfernen.

Es war eine Feder von beachtlicher Größe.

Gedankenlos hob Michael den Gegenstand an seine Nase, wie ein Mensch, der an einer frisch gepflückten Blume riechen will.

Einen Augenblick lang war Abraham völlig vergessen und Michael eilte zum Lichtschein des nahe gelegenen Hauses. Er hielt die Feder hoch, damit die Laternen drinnen sie beleuchten konnten, und drehte sie mit zunehmender Besorgnis und Wut hin und her.

»Na, so was!«, sagte er laut, sobald sich sein Verdacht bezüglich der Herkunft der Feder bestätigte. »Hier versteckt er sich also.«

Es war Zeit für den vergnüglichen Teil des Abends, und die Tische wurden beiseite gerückt. Aus dem Kühlhaus brachte Emma Honigwein; unter dem Gewicht der riesigen Steinkrüge, in denen man den Wein angesetzt hatte, geriet sie ins Taumeln. Ein frischer Satz Kelche wurde herbeigeschafft und die rangniedrigeren Engel sowie die Ministranten nahmen jeden Krug, den Emma brachte, gingen von Gruppe zu Gruppe und schenkten die dicke goldfarbene Flüssigkeit ein, welche die Luft mit ihrem schweren Honigduft erfüllte. Die Engel schleckten ihre mit Schwimmhaut versehenen Finger ab und lächelten verführerisch zuerst den einen, dann den anderen an – Engel und Sterbliche zugleich.

Die in den strahlenden Glaslaternen steckenden Kerzen wurden anders verteilt und warfen Licht dorthin, wo während des Mahles Dunkelheit geherrscht hatte – und Schatten, wo vorher Licht war.

Mrs Noyes wurde hinausgeschickt, um ihre Schafe zu holen, und mit einem Wink lud Jahwe Hannah ein, sich aufs Podium Ihm zu Füßen zu setzen.

Während die Schafe eingesammelt und die Lämmer dazu angehalten wurden, weniger lebhaft zu sein, fing Noah – der mit dieser Unterhaltung seinen alten Freund aus seiner großen Depression erlösen wollte – wie die meisten Magier es tun, mit einem oder zwei seiner einfacheren Kunststücke an – mit den spektakulären, mit Tauben und Enten –, Kunststücken, die anerkennendes Gemurmel und Freude hervorrufen, die aber eigentlich zu den allereinfachsten Darbietungen gehörten.

Nachdem er sein tiefblaues Magiergewand angezogen und seine Magiertische so nahe an Jahwe gerückt hatte, wie er es wagte, und dann vielversprechend seinen hohen spitzen Hut aufgesetzt hatte, fing er an.

Als Erstes führte er *Drei-Taubendre* vor, dann *Sechs-Taubensechs* und darauf, in schneller Folge, die entzückende

Reihe, die man *Sechs-Tauben-fünf-und-die-Gans* nennt, ein Kunststück, bei dem ein aufdringlicher Gänserich zuerst auf dem einen, dann auf dem anderen Arm und zuletzt unter dem hohen spitzen Hut erscheint, und zwar gerade in dem Moment, in dem *Sechs-Taubensechs* wiederhergestellt scheint.

Diese Darbietung bringt die Zuschauer immer zum Lachen und weckt Hoffnung auf noch mehr Freuden – und in der Tat war *Sechs-Tauben-fünf-und-die-Gans* in dieser Nacht im blauen Pavillon ein ganz wunderbarer Erfolg. Die Engel klatschten begeistert Beifall. Die Ministranten – typisch für Kinder – quietschten vor Freude – und sogar Japeth lächelte. Jahwe jedoch war nicht aufzumuntern. Seine Lippen versuchten tapfer Anerkennung zu vermitteln – aber kein Laut kam über sie.

Also versuchte es Noah noch einmal.

Diesmal spielte er buchstäblich mit Feuer – er zog Feuer aus der Luft und verbannte es in einen großen durchsichtigen (auch hervorgezauberten) Luftballon, woraus er es dann wieder in Gestalt einer erneuten Stichflamme herausholte.

Nichts.

Jahwe war so völlig niedergeschlagen, dass ihm nicht einmal *Das Seil von Endor* ein Lächeln entlocken konnte, was bei allen anderen gelang.

Noah verzweifelte allmählich, dennoch wusste er ganz genau, dass er noch über einen Zaubertrick verfügte, den er nicht nur aus den Ärmeln schütteln, sondern auch außerhalb des Pavillons darbieten konnte, und dass dieses Kunststück garantiert begeistern würde. Aber der erhoffte Erfolg würde ausbleiben, wenn man Jahwe nicht dazu bringen konnte, gleich am Anfang des Programms in die allgemeine Begeisterung einzustimmen.

Genau in diesem Augenblick, als Jahwes Gemütsverfassung den Tiefpunkt erreicht hatte, erschien Mrs Noyes wieder auf

der Bildfläche – mit kaum merklichem Taumeln –, sie hatte ihre Schafe im Schlepptau und diese begannen wie auf Kommando zu singen:

*Sammeln wollen wir uns am Flusse
wie dereinst die Engelschar,
wo er fließt vor Gottes Throne,
sein Wasser ewig kristallklar...*

Noch immer keine Reaktion.

Es gab sogar ein ganz leises Anzeichen dafür, dass die singenden Schafe Jahwe missfielen. Er rümpfte die Nase und machte Anstalten zu niesen.

Hannah hielt ihm eine Serviette hin.

Der Niesreiz legte sich.

Obwohl er merkte, wie sehr sein Freund litt, konnte Noah das Lied nicht mittendrin unterbrechen; er wusste, wenn Schafe einmal angefangen hatten, konnte man sie nicht mehr stoppen, bis sie das Ende eines Stückes erkannten. Sie waren ja so blöd! Fast in Panik näherte sich Noah dem Podium, während das Lied weiterging.

Es war eindeutig nötig, Jahwes Depression frontal anzugreifen, und so schritt Noah ganz nach vorne und stellte einen seiner kleineren Magiertische direkt neben Jahwes Knie.

Hannah rückte auf ihrer Stufe zur Seite.

Das Lied ging weiter.

*Dort, am Ufer von dem Flusse
krieg'n wir unsrer Mühe Lohn,
legen bin die schwere Bürd
und erhalten Rob' und Kron.*

Noah zog eine hohe Flasche aus allerfeinstem Glas hervor. Danach noch einen großen geprägten Kupferpfennig. Er stellte die Flasche und legte den Pfennig auf den kleinen Tisch.

*Ja, wir sammeln uns am Flusse,
am herrlichen, herrlichen Flusse...*

Noah lenkte Jahwes Aufmerksamkeit zuerst auf den Pfennig so – und dann auf die Flasche – so, indem er den Pfennig auf den Tisch legte und die Flasche dar auf stellte.

»Herr, mein Gott, seht Ihr den Pfennig immer noch ganz deutlich durch das Glas der Flasche...?«

Jahwe nickte; ja.

»Dann – schaut, Herr, welch äußerst erstaunliche und magische Wirkung, während ich diese Flüssigkeit langsam in die Flaschenöffnung hineingieße. Darf ich Eure Aufmerksamkeit auf den Pfennig lenken? Majestät, behaltet den Pfennig im Auge, und nur den...!«

Dann streckte Noah den Arm aus und brachte einen silbernen Krug mit reinstem Wasser zum Vorschein, das er, wie angekündigt, in die Flasche goss.

Bald sind wir am Silberflusse, unsre Pilgerschaft vorbei...

Jahwe stockte der Atem.

unsere Herzen werden singen eine Friedensmelodei.

Jahwe lehnte sich nach vorn, um besser zu sehen, was er noch nicht erkennen konnte.

Der Pfennig war verschwunden.

»Noch mal!«, krächte Jahwe. »Mach es noch mal!«
Erfolg, endlich.

*Ja, wir sammeln uns am Flusse,
am herrlichen, herrlichen Flusse,
mit allen Heiligen am Flusse,
der fließt an Gottes Thron vorbei.*

Noah wiederholte den Trick – nicht einmal, sondern noch dreimal – und jedes Mal faszinierte er Jahwe mehr.

»Nur durch das Hinzufügen von Wasser...«, sagte er.

»Ja, Herr. Ja...«

Und Noah führte den Trick ein letztes Mal vor.

»Wie ein Wunder...« Jahwe flüsterte jetzt fast, als sich der letzte Rest der Flüssigkeit aus der Tülle des Silberkrugs in die Öffnung der hohen Glasflasche ergoss... im Innern hinunterlief... die Flasche füllte und das Bild des Pfennigs ganz und gar auslöschte, der immer noch auf derselben Stelle unter der Flasche lag. »Nur durch das Hinzufügen – von Wasser...«, sagte Jahwe, »... verschwindet er...«

*Mit allen Heiligen am Flusse,
der fließt an Gottes Thron vorbei...*

Später, als die Schafe sich zurückgezogen hatten und Mrs Noyes – beschwipster denn je – ihren Platz im Pavillon wieder eingenommen hatte, ließ Noah die großen blauen Zeltwände aufrollen. Dann zog er als Höhepunkt des magischen Abends eine solche Schau ab, dass sogar seine Frau mächtig beeindruckt war, welche Menge an Wunder und Schönheit ihr Gatte zustande bringen konnte, wenn er nur wollte.

Und draußen hinter dem Pavillon, unter freiem Himmel, zeigte er nichts Geringeres als *Das Maskenspiel der Schöpfung*; er fing mit einem Windstoß an, der sämtliche

Kerzen ausblies – so dass alle wie mit einer Stimme »Ah!« riefen.

Als Nächstes kam eine schwebende Gestalt mit undeutlichen phosphoreszierenden Konturen, die sich wie beim Schwimmen seitlich fortbewegte: Sie stellte den Geist Gottes dar, der auf dem Wasser schwebte.

Und als Gott das Licht erschuf, gab es eine so herrliche chinesische Explosion – sie war weniger ein plötzliches helles Leuchten, als eine sich allmählich steigernde, glanzvoll aufberstende Erscheinung – dass diese Darbietung sowohl laute Zurufe als auch Applaus von schwimmhäutigen Händen und sogar das Stampfen begeisterter Füße erntete.

Himmel und Erde waren Banner aus Samt und Seide – Bäume und Gras und Reben aus bemaltem Tuch stiegen empor, ja blühten sogar, und nach der Blüte erschienen Früchte: gläserne Pflaumen und Kirschen, Messingbirnen und Kupferpfirsiche, kandierte Weintrauben und glasierte Beeren...

Dann die Planeten, Mond und Sonne, einige im Wettstreit mit ihrem himmlischen Gegenstück – aber das machte nichts. Jede neue Erscheinung entlockte den Zuschauern einen Seufzer des Vergnügens, jedes neue Aufsteigen war von einem Zuruf der Begeisterung begleitet.

Vögel aus Segeltuch flogen in die Luft und umkreisten die bemalten Bäume, verschwanden dann in einem strahlenden Band aus vielen Farben, das am Himmel einen Bogen beschrieb. Hölzerne Hirsche wurden von mechanischen Bären und tapsigen Drachen über die samtene Erde gejagt. (Die Drachen zogen, wie alle Bösewichter, Gelächter und Buhrufe auf sich.) Endlich stieg ein riesiger blauer Papierwal aus dem Meer und diese Erscheinung fand so viel Beifall, dass sie das Spektakel ganz zum Stillstand brachte.

Vor allem die Ministranten wollten den Wal noch mal sehen – und während er zum dritten oder vierten Male gezeigt wurde, tauchten plötzlich die Feen auf, die vielleicht durch die Lichter aus dem Wald angezogen worden waren – und außer Mrs Noyes nahm jeder an, ihr Erscheinen sei inszeniert und mit Hilfe der *laterna magica* zustande gebracht – ihr allein war klar, dass es echte Feen waren.

Endlich war es Zeit, den Menschen zu erschaffen, und diesmal traute Mrs Noyes kaum ihren Augen: Denn aus den Tiefen des Schaukastens, den Noah im Dunkeln versteckt hatte, stieg Ham – er war von Kopf bis Fuß mit einem entsetzlichen Rosa bemalt und trug ein riesiges Feigenblatt aus Pappe, das ihm fast bis zu den Knien reichte.

Bis hierher ging die Darbietung nach Plan – und Noah wollte gerade die passenden Schnüre oder Fäden ziehen – oder den Hebel betätigen, der seine Eva zum Vorschein bringen würde ~, doch als die Papierpuppe, die aus Ham-Adams Seite erstehen sollte, ihr Stichwort erhielt – geschah nichts.

Stattdessen trat Luci in Erscheinung – in einem langen durchsichtigen Gewand und mit einer Krone aus goldenem Haar, die sie völlig umgab und bis zum Boden fiel und dabei geschickt jeglichen Hinweis auf ihr Geschlecht verbarg.

Das Schlusstableau mit Adam, Eva und der gesamten Schöpfung – mitsamt dem riesigen blauen Papierwal, der sich hinter ihnen in voller Länge ausstreckte – löste bei allen und jedem tosenden Beifall aus, und sogar Jahwe hob die Hände und klatschte mit den Handflächen auf die Knie – Er wagte es nicht, Seine Hände gegeneinander zu schlagen, aus Angst, sich die Finger zu brechen.

Nur Michael Archangelis, der inzwischen mit Abraham zurückgekommen war, blickte argwöhnisch zur Gestalt von Eva hin. Seine Bedenken behielt er jedoch für sich. Dass Jahwe endlich gelächelt hatte, war eine zu wichtige

Begebenheit, als dass er sich hätte entschließen können, den Indizienbeweis in Form der langen bronzenen Feder in seiner Tasche herzuzeigen oder die Identität des Engels, der Eva spielte, preiszugeben.

Jahwe war jetzt so entspannt, dass Er länger als eine Stunde redete, und ein Kreis begeisterter Zuhörer saß unter dem von Kerzen beleuchteten Pavillon und hörte Ihm gebannt zu – sowohl Engel als auch Sterbliche waren von der Weisheit und Herrlichkeit Seiner Worte gefesselt.

Lange nach Mitternacht wandte sich Jahwe mit folgender Geschichte direkt an Noah, dabei ruhte Seine Hand weiter auf Hannahs Schulter.

»Es ist allen Ältesten und Rabbinern und Priestern bekannt, dass Fähigkeiten, wie du sie hier heute Abend vorgeführt hast, seit Anbeginn der Zeit nur von einigen Wenigen beherrscht werden. Welche Gefahren diese Fähigkeiten in sich bergen, kann man erahnen, indem man allein nur daran denkt, wie viel Böses Uns jetzt umgibt, während Wir einander hier oben auf diesem Berg Gesellschaft leisten und Uns so sicher wähnen. Die Städte stinken nach dieser bösen Gefahr. Und trotzdem kann auch Herrliches darin enthalten sein: in diesen Fähigkeiten.

Denk jetzt nach, und beschwöre einen Obstgarten herauf! Jenen Ort, der seit Anbeginn der Zeit, deren Anfänge du Uns heute Abend hier gezeigt hast, die heiligste Zuflucht alles Heiligen ist. Jenen Obstgarten, in dem nur diejenigen, die wahrlich vorbereitet und wahrlich weise sind, in Sicherheit wandeln können. Denk an diesen Obstgarten – mit all seinen Wundern und all seinen Geheimnissen!...«

Jahwes spröde Finger spielten, während Er sprach, mit Hannahs Haaren – und Seine andere Hand streichelte die

Köpfe Seiner schnurrenden Katzen, die man ihm zurückgebracht hatte.

»Stellt euch im Geiste vier Männer vor – Weise alle vier, die Weisesten unter den Weisen. Lasst Uns ihnen sogar Namen geben: Denn beim Erschaffen einer Legende sind Namen alles. Lasst sie Uns zusammen am Tor zum Obstgarten aufstellen – zum Heiligen Obstgarten der Weisheit – und seht, da sind Rabbi Akiva, Simeon Ben Zoma, Simeon Ben Azai und Elischa Ben Abuya – vier große Weise, die Mir zufälligerweise einmal bekannt waren...«

(Er hatte »Mir« gesagt; Mrs Noyes sprach es fast laut aus. Er hatte »Mir« gesagt...)

»Der allerweiseste unter ihnen, Rabbi Akiva, wird sie in diesen Obstgarten geleiten – ein sanfter und gewissenhafter Mann, dessen Liebe Wir fast so sehr geschätzt haben wie die von Noah Noyes. Und Rabbi Akiva – als Weisester unter den Weisen, breitete alle überlieferten Warnungen vor seinen Brüdern aus – so wie man Teppiche ausrollen würde, um die Füße der Geliebten vor Brennnesseln zu schützen. Er berichtete von allen Gefahren – und von allen Fallstricken. Vor allem aber warnte er seine Freunde, die anderen Weisen, vor den Gefahren, die in *Wörtern* lauern... im unüberlegten und unbedachten Gebrauch von Wörtern... im stolzen Gebrauch von Wörtern; vor den Wörtern, die selbst Wir nicht verwenden, um die Schöpfung nicht zum Stillstand zu bringen – oder um zu verhindern, dass sie womöglich in einem finsternen Tunnel verschwindet, aus dem sie vielleicht nie mehr zurückgeholt werden kann. Da riefen alle: ›Wir hören dich.‹ Alle riefen: ›Wir werden ganz bestimmt tun, was du sagst.‹ Und so – traten sie in den Obstgarten...«

Jetzt lehnte sich Mrs Noyes nach vorne und schloss in der Aufregung des Augenblicks ihre Finger zu jenem Zeichen zusammen, für das sie noch keine Erklärung hatte: das

Zeichen, welches ihr die Feen über den Dächern und Kaminen ihres Hauses erst ein paar Abende zuvor bedeutet hatten.

Und Sarah, die dieses Zeichen erblickte und wusste, dass es Teil des Allerheiligsten war, hüpfte verstohlen von Jahwes Schoß und bewegte sich auf Mrs Noyes zu. Das alles wurde Jahwe nicht bewusst; Er war so in Seine Geschichte vertieft, dass, selbst wenn ein Tiger von Seinem Schoß gesprungen wäre, Er es nicht bemerkt hätte.

»Die Menschen sind Menschen und allein nur Menschen«, sagte Jahwe. »Und selbst die Weisesten unter ihnen müssen scheitern. Stolz, Torheit und Wagemut sind Fallen, in die sogar Adam – zu Unserem Entsetzen – zu Unserem Leidwesen – hineingetappt ist. Während sie also im Heiligen Obstgarten wandelten, wo alles, was es nur geben kann, verborgen liegt, wurden die Weisesten unter den Weisen – Simeon Ben Zoma – Simeon Ben Azai – Elischa Ben Abuya – in Versuchung geführt, ebenso wie Eva in Versuchung geführt wurde, obwohl sie doch als Männer mehr Kraft hatten, dieser Versuchung zu widerstehen. Jetzt stellt euch mal vor, wie Ben Azai sich im Erschaffen des Menschen versuchte – und dabei starb. Wie Ben Zoma beim bloßen Gedanken an das verbotene Wort – den Verstand verlor. Wie Elischa Ben Abuya zu Boden fiel, sich vergaß, als er all die wunderbaren Pflanzen und Kräuter unter seinen Fingern erblickte und sie von ihrem Platz im heiligen Boden zu reißen begann und sie aß –, dabei brachte er das Gleichgewicht seines Körpers völlig durcheinander und blieb für den Rest seiner Tage verkrüppelt und nutzlos. Nur Rabbi Akiva kam ungeschoren von diesem Wandeln unter den Bäumen davon. Allein er, der wusste, dass man die Hände nicht verlangend ausstreckt; der wusste, dass man nicht übermäßig auf das Wort eingehen soll; der wusste, dass man nicht zu Boden fallen und essen soll – nur er – nur er...«

Jahwes Stimme wurde immer leiser, verstummte schließlich ganz.

Sarah ging, die Krallen ausgefahren, auf das Symbol des Unendlichen zu.

Als die Ordnung wiederhergestellt war, musste Mrs Noyes weggeführt werden und ihre blutenden Finger mussten in ein Glas Essig getaucht und später verbunden werden.

Sarah wurde von Jahwe – ganz behutsam – zurechtgewiesen, und nachdem sie und Abraham es sich in Jahwes großem Sessel bequem gemacht hatten, wandte Jahwe sich Noah zu und bat ihn: »*Zeig* mir doch noch einmal deinen Trick mit der Flasche und dem Pfennig!«

Nach dem Spiel von der Erschaffung der Welt, und nachdem Jahwe das Gleichnis von Rabbi Akiva und dem Obstgarten erzählt hatte, schlich sich Michael Archangelis wieder in die Dunkelheit hinaus.

Er war zutiefst beunruhigt – denn obwohl Doktor Noyes und seine Familie es bis zu einem gewissen Grad geschafft hatten, Jahwe aus Seiner Depression zu erlösen, steckte noch immer etwas Unheilverkündendes hinter alledem, was im blauen Pavillon stattgefunden hatte. Michael konnte das Gefühl nicht loswerden. Seine Intuition sagte ihm nach wie vor, dass etwas nicht stimmte, einfach nicht stimmen konnte. Dass Abraham verschwunden und wieder aufgetaucht war, war nur ein Teil davon. Sogar die Feder – von größter Bedeutung – war nicht alles. Und dass Luci die Rolle Evas übernommen hatte, eine erschreckende Unbedachtsamkeit und Frechheit, stellte wiederum bloß einen Beweis dafür dar, wie begründet Michaels Verdacht war.

Nein – es war mehr als nur das. Mehr sogar als die Summe all dessen. Es waren die Fragen, die Jahwe, dem immer mehr

vor der Menschheit schauderte, angedeutet hatte und die gefürchteten Antworten darauf, die im Zusammenhang mit Lucis Anwesenheit an diesem Ort standen.

Michaels Stellvertreter waren bei Jahwe geblieben. Man musste immer Wache halten, selbst in den Pavillons von Jahwes engsten und vertrautesten Freunden. Michael Archangelis stand allein in der Finsternis – sein Schwert an seiner Hüfte, seinen Jagdspeer in den Händen.

Die Sterne und der Mond (echte Sterne, echter Mond) spiegelten sich sanft und diffus im goldenen Glanz seines Brustharnischs, der mit geschmiedeten Darstellungen vergangener Schlachten und unvermeidlicher Siege dekoriert war. Michael hatte nie, doch, nur einmal, eine Schlacht verloren. Sein Krieg gegen Lucifer – der im Himmel als Sieg gefeiert wurde – obwohl er in Michaels Augen überhaupt keiner war. In Michaels Augen war sein Bruder nicht bezwungen worden; er war entkommen.

Der Berg war voller Geräusche – einige kamen aus dem blauen Pavillon, andere aus der Dunkelheit. Vögel, die nicht schlafen wollten oder konnten, fingen plötzlich an zu singen. Auch Grillen und Frösche sangen, obwohl ihre Lieder aus allen Richtungen ertönten, ganz unmöglich zu orten waren – mal dort, dann weiter drüben, dann unten am Berg, in der Nähe des Waldes. Links von ihm bellte die Füchsin – und der Fuchs gab hinter ihm Antwort, hoch oben im Zedernhain. Aus dem Wald ertönte ein Todesschrei und die Eule flog in die Bäume hinauf, um zu schmausen. Aus weiter Ferne – vielleicht von jenseits des Flusses, kam ein weiterer Schrei: *»Ich bin hier – wo bist du?«* – von einem ziemlich großen Tier. Michael stand da und hörte das alles und er sah die Sterne und er sah den Mond – und er konnte den Geruch der Bäume in den großen Hainen riechen, der halb gemähten Felder, selbst der Erde, der Blumen in Mrs Noyes' Garten, des Staubes und der Asche im Vorhof

und des widerlichen Rätsels, das im Teich verborgen war, und er dachte: Von allen Wohnstätten Gottes ist diese die geheimnisvollste. Der Himmel mit seinen vielen Sonnen und dem schattenlosen Weiß war vollkommen und voraussehbar – war bekannt; der Garten Eden war ein überwuchertes Wunder – jedoch leer; und die Straße ins Land Nod, mit ihrem Kokainstaub und das Land Nod selbst mit seinen dunkelgrünen Verstecken und seinen roten mohnübersäten Feldern war ein Zufluchtsort – gewiss, aber im Land des Vergessens gab es keinen Herausforderer; es war ein Ort allein nur für Schlafende. Und Michael war hellwach. Er schlief nie; wollte auch nie schlafen.

Er machte sich auf den Weg bergab; durch seine Tasche hindurch fühlte er die Feder, wie sie an seinem Oberschenkel brannte. Aber das Feuer kümmerte ihn nicht. Es erinnerte an andere Zeiten – an bessere und an schlechtere –, als er gegen die Heere seines Bruders in die Schlacht gezogen war und den Sieg davongetragen hatte – als er gegen seinen Bruder gekämpft und verloren hatte.

Nicht einmal Jahwe konnte er davon überzeugen, dass er die Schlacht verloren hatte. »Er ist doch weg, nicht wahr? Ausgestoßen und gefallen?«

»Ja, Vater.«

(Nein, Vater: gefallen nur, weil er gesprungen ist.)

»Wir haben seinen Stern mit eigenen Augen untergehen sehen.«

»Ja, Vater.«

»Und wo ist er gelandet?«

(Da drüben.)

»In der Hölle.«

Gott, Unser Aller Vater, darf die Wahrheit nie erfahren, beschloss Michael. Der Älteste der Ältesten war jetzt so geschwächt und verzweifelt, wegen der Sünden, welche die

Menschheit auf sich geladen hatte, so außer Sich; wenn man Ihn jetzt sagen, Ihn zwingen würde, der Tatsache ins Gesicht zu sehen, dass Lucifer Mensch geworden war – so würde diese Wahrheit Jahwe über den Rand stoßen und wo – wo landen lassen?

Im Wahnsinn?

Abgründe.

Jahwe am Abgrund.

Aus dem Gleichgewicht.

Und ohne die Kraft, springen zu können (falls er wollte), nur mit der Neigung des Alters, zu fallen.

Dennoch, Michael Archangelis konnte ihn retten.

Am Berghang wimmelte es von Nachtgestalten: Mäuse, Frettchen, Käfer, Eulen. Unten, bei den Zäunen waren die Feen ganz aufgeregt. Aus dem Wald taumelte etwas und die Feen waren offensichtlich die Ursache dafür, dass es ins Freie getrieben wurde. Aber es konnte weder über noch durch den Zaun gelangen; und als es stecken blieb, geriet es ziemlich in Panik.

Michael sah einen riesigen, um sich schlagenden Schwanz, der durch die Lichter der Feen hin- und herdrosch – und plötzlich erkannte er einen uralten Feind: den Drachen.

»Ha!«, rief er laut – und all seine Körpersäfte gerieten in Wallung. Hier stand eine Schlacht zu erwarten: der allerbeste Zeitvertreib.

Michael hob den Speer in seiner Hand, balancierte ihn aus, noch während er bergab zu laufen begann. Mit der anderen Hand löste er sein Schwert aus der Scheide, bereit, den Drachen zu köpfen, beim Laufen sah er das Bild im Geiste schon vor sich.

Wenn die Feen mitmachten, könnten sie den Drachen direkt auf seinen Speer zutreiben – obwohl die Jagd ohne Verfolgung, ohne Umzingeln, ohne den unterwürfigen Schrei des Besiegten nur halb so viel Spaß machen würde. Trotzdem, ein Drache war eben ein Drache – und der Tod eines jeden Drachen bedeutete einen weiteren Schlag gegen Lucifer. Und wer weiß? Vielleicht war genau *dieser* Drache der Verräter.

Aber die Feen machten nicht mit. Als sie sahen, wie der Engel direkt aus dem Berg auftauchte, mit dem Speer in Kampfstellung und halb gezogenem Schwert, hielten sie inne und staunten.

Wenn ein Mensch den Berg herunterlief, konnte das nur Ham oder Sem sein. Schlimmstenfalls Japeth. Aber ein Engel in dieser Größe – der im Licht von Sternen und Mond glänzte, als er auf sie zugeflogen kam, ein bewaffneter Engel –, das war etwas ganz anderes. Im Wald gab es schon einen bösen Engel – den Hundetöter – und nun kam da noch ein anderer.

Obwohl die Feen genauso wenig wie Michael Archangelis bereit waren, eine Niederlage einzugestehen, waren sie von Natur aus scheu und vorsichtig. Ihre Beflissenheit, ihr Bestehen auf einer ganz bestimmten Art von Ordnung – ihr Pflichtbewusstsein – würden sie viel eher in Schwierigkeiten bringen als etwaiger Wagemut oder Leichtsinn. Sich mit Drachen anzulegen war für sie kein Vergnügen – es war eher eine Verpflichtung. Es brauchte eine gehörige Portion Mut, um einen Drachen anzugreifen – aber es half nichts, einer musste es schließlich tun.

Der Drache, um den es hier ging – dem so viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde –, war sehr groß, oder besser gesagt fett. Seit Wochen schon ernährte er sich von Forstbewohnern und nun war er über den Fluss gekommen, um ein paar kleinere, süßere, sich von Früchten und Rinde nährende Tiere zu ergattern – zur Abrundung seines Mahles,

bevor er sich schlafen legte. Auf dem Weg zu den Suhlen hatte besagter Drache angehalten, um einen jungen Lemuren zu schnappen, dem die Feen, wie es der Zufall wollte, gerade honigüberzogene Mücken zum Geschenk machen wollten.

Als sie sahen, dass der junge Lemur vom Drachen bedroht wurde, ließen die Feen die Mücken fallen und griffen an. Bei Drachen basierte ihre Strategie auf dem Wissen, dass diese zu Anfällen neigten und sich leicht desorientiert und konfus verhielten, wenn man sie mit bestimmten Lichtmustern konfrontierte. Durch das plötzliche Erscheinen der Feen aufgeschreckt und geblendet, wurde der Drache von seiner beabsichtigten Beute abgelenkt und zum Zaun getrieben. Fast im selben Augenblick verfiel er sich völlig in den Zaunstangen, denn er war in Verwirrung geraten angesichts der ersten sicheren Anzeichen einer Attacke.

Als Michael Archangelis auftauchte, musste der Drache erkannt haben, dass es sich womöglich um keine Attacke handelte, er aber auf jeden Fall eine Unheil verkündende Erfahrung machte. In alle Richtungen begann er mit Zaunstangen zu werfen – einige landeten sogar in den Bäumen. Da Feuer und Lärm seine wichtigsten Waffen waren, versuchte er schleunigst beides zu produzieren, aber entweder hatte er zu viel gefressen oder er war völlig aus der Fassung geraten – nichts von beidem wollte ihm gelingen. Ein paar trockene Funken – ein bisschen kümmerliches Gebrüll –, mehr schaffte er nicht.

In der Zwischenzeit zogen sich die Feen in eine nahe gelegene Pappel zurück, wo sie mit Bip und Ringer und noch ein paar anderen beobachteten, wie sich die Situation entwickelte.

Jetzt war Michael Archangelis sicher, dass er einen so großen, so geschmeidigen, so schönen Drachen noch nie gesehen hatte. Seine ganze Phantasie war damit beschäftigt, zu

begründen, warum gerade dieser Drache sein Bruder Lucifer sein sollte – sein musste – *war*.

Erst einmal war es seine Größe – Lucifers Stolz hätte es darunter nicht getan. Seine schöne schuppige Haut, sein wunderbares, Ehrfurcht weckendes Antlitz ermöglichten es ihm, sich zu verstellen. Im Paradies gab es keine Drachen. Aber als sie Kinder waren, hatte Lucifer beim Spiel immer ihre Rolle beansprucht, während Michael den Part des Drachentöters wählte.

Jetzt aber, hier, war es kein Spiel mehr: Lucifer mit seinen Schuppen – Michael in seiner Rüstung. Sämtliche weißen Sonnen des Paradieses hatten nie ein so helles Licht verbreitet wie der Erdenmond in diesem Augenblick in Michaels Augen – als er über seinem Bruder verharrte, der, im Zaun gefangen, um sich schlug. Ein Stoß – genau zwischen die Schulterblätter – die Speerspitze tief durch Rückenmark und Herz getrieben – ganz durch, bis in die weiche, aufgewühlte Erde, wo der Drache in seinem letzten verzweifelten Kampf gescharrt hatte –, und die Bestie war tot. Nur eine letzte schwache Stichflamme kam noch – ein ganz harmloses Aufbäumen –, dann fiel der Drache zu Michaels Füßen auf die Seite.

Er roch nach Pinien und Flussalgen und versengtem Moos und seine großen blauen Augen waren tatsächlich – obwohl das eigentlich nicht sein konnte – mit Tränen gefüllt.

Michael Archangelis zitterte vor Staunen und Entsetzen über das, was er getan hatte. Er zitterte so sehr, dass er den Speer nicht herausziehen konnte – ja er konnte nicht einmal das Bein hochheben, um seinen Fuß in schöner klassischer Tradition auf der Bestie zu platzieren: *Der Drachentöter als Sieger* – die Hand auf der Scheide, den Fuß auf dem Hals.

Um dem Pochen in seiner Brust Einhalt zu gebieten, atmete er tief ein und aus, bis er sich endlich wieder bewegen konnte.

Hoch ging sein Fuß, auf die Schulter – hoch ging seine Hand, zum Schwert an seiner Taille. Seine Zehen tasteten sich über den tiefenden Rücken, bis sie die gesuchte Vertiefung fanden, wo der Speer eingedrungen war und die Knochen nachgegeben hatten; und er stand dort, in perfekter Haltung vollkommen im Licht von Mond und Sternen, im goldenen Licht, über seinem Bruder, dessen Kopf er Jahwe zu Füßen legen würde.

»Vollbracht«, sagte er. »Vollbracht für immer und ewig.«

»Hast du etwas gesagt?«, fragte eine Stimme.

Michael Archangelis erstarrte auf der Stelle.

War es die Stimme des Drachen?

»Ich glaubte, eine Stimme zu hören«, sagte die Stimme. Wo kam sie nur her?

»Bist du das?«, fragte Michael den Drachen schließlich.

»Hast du gesprochen?«

»Nein, *ich* war's. Hier, über dir.«

Michael schaute hinauf und verlor dabei fast das Gleichgewicht.

In den Ästen direkt über seinem Kopf saß Luci – sie trug etwas Blasses und starrte mit breitem Grinsen aus einem weiß bemalten Gesicht herunter.

»Wunderbare Szene«, sagte sie. »Sehr schöner Versuch, Schätzchen. Ich nehme an, du dachtest, der Drachen sei ich. Aber so war's nicht, ich bin's nicht.«

Michael trat vom Drachen zurück und ließ dabei den Blick nicht von ihr. »Ja«, sagte er. »Ich dachte wirklich, ich hätte dich erwischt. Aber ich bin nicht ganz blöd. Irgendwie wusste ich, er konnte unmöglich du sein. Für dich war er nicht stolz genug. Er hat überhaupt nicht gekämpft. Du hättest zumindest das Feuer besser eingesetzt...«

»Darauf kannst du Gift nehmen.«

Michael machte Anstalten, den Speer aus dem Leib des Drachens herauszuziehen.

»Willst du das wirklich tun?«, fragte Luci. »Ich meine herauskriegen, wen du eigentlich umgebracht hast?«

Das Herausziehen des Speeres würde die Form, die im Drachen gefangen gehalten wurde, befreien – falls es überhaupt eine gab – und das Opfer würde bei seinem Entkommen ein paar Augenblicke sichtbar werden. Nicht alle Drachen beherbergten gefangene Formen, aber man vermutete sie besonders bei den größeren Exemplaren.

»Na?«, spottete Luci.

»Da ich weiß, dass ich dich wieder verfehlt habe«, sagte Michael, »ist es mir ganz egal, um wen es sich hier handelt.« Sprach's und zog den Speer heraus.

Luci neigte sich nach vorne und starrte die im Gras liegende Bestie an, deren Schwanz noch immer in den Zaunstangen verfangen war. Bip und Ringer und die Feen neigten sich ebenfalls nach vorne; sie hofften auf die Befreiung eines freundlich gesinnten Gefangenen – oder zumindest auf den Nervenkitzel beim Anblick eines getöteten Teufels. Aber es kam nichts. Überhaupt keine Veränderung.

Der Drache lag einfach da – er dampfte und war einfach nur ein Drache. Ein toter.

»Was für eine Enttäuschung«, sagte Luci. »So etwas wie doppelte Enttäuschung für dich, lieber Michael. Weder ich noch *irgendjemand*. Schade. Mehr Glück beim nächsten Mal.«

Michael wischte den Speer im Gras ab und schaute dann zu seinem Bruder im Baum.

»Du scheinst dich ja gut zu amüsieren«, sagte er.

»Großartig«, sagte Luci und glitt vom Baum zu Boden.

»Was willst du mit alldem erreichen?«, fragte Michael.

»Mit alldem was?« Luci schüttelte ihre feinen Röcke aus und führte ihre Hand zu ihrem Haar.

»Na – erst einmal, dass du dich als Frau verkleidest. *Und* als Fremde.«

»Ist doch nichts Verkehrtes dabei, sich als Frau zu verkleiden. Ebenso gut eine Frau wie sonst etwas. Und was, wenn man fragen darf, verstehst du unter ›Fremde‹?«

»Jemand, der nicht aus dieser Gegend stammt«, sagte Michael, als zitierte er aus einem Handbuch für Grenzposten.

»Die schrägen Augen und so weiter? Die pechschwarzen Haare? Das schneeweiße Gesicht? Gefällt es dir nicht? Ich *liebe* es.« Luci machte ein paar Schritte durchs Gras und stellte das Kleid zur Schau, das einen sehr weiten Rock hatte und um die Taille mit einer breiten, dunklen Schärpe sehr eng gegürtet war. Beim ersten Schritt schon geriet sie fast ins Stolpern, fiel aber nicht hin. »Verzeih!«, sagte sie. »Ich habe den Dreh noch nicht ganz raus. Kommt noch...«

Michael schaute zu, wie sie zwischen dem Mondlicht und dem Schatten der Bäume hin- und herwechselte, und bemerkte: »Es geht das Gerücht, dass du heiraten wirst.«

»Stimmt.«

»Aber – er ist – er ist ein...«

»Ein Mann. Ja. Na und?« Luci zupfte an ihren Handschuhen, um die Finger noch länger zu machen.

»Aber du bist ein... *du bist* ein...«

»Sag nicht *Mann*.«

»War auch nicht meine Absicht. Aber du *bist* männlich.«

Luci zuckte mit den Schultern. »Ich verkleide mich gern«, sagte sie. »Hab ich schon immer gern getan. Das weißt du doch. Ich als Papst – ich als König. Warum nicht? Es ist doch ganz harmlos.«

»Es wird nicht harmlos sein, wenn er mit dir schläft. Menschen tun das, weißt du.«

Luci lächelte. »Ja«, sagte sie. »Ich weiß.«

»Und? Was wirst du dann tun?«

»Ich glaube, das geht dich überhaupt nichts an, aber wenn du es unbedingt wissen willst: Ich werde improvisieren.« Luci

schaute den Berg hinauf zum blauen Pavillon, der halb durchsichtig in der Finsternis leuchtete. Ihre Stimmung änderte sich; der scherzhafte Schlagabtausch mit Michael war zu Ende. »Sag, wie geht es Ihm?«, fragte sie. »Er sah so alt aus... so krank...«

»Er stirbt«, sagte Michael.

Luci blickte ihn an und sah dann, ganz langsam, wieder zum Pavillon hinauf.

»Er kann nicht sterben«, sagte sie; sie flüsterte es fast.

»Warum nicht?«

»Er ist nicht fähig zu sterben...«

»Das dachte ich auch. Aber Er *ist* Gott. Und wenn Gott sterben will...«

»Dann ist Gott fähig dazu.«

»Ja.«

Jetzt war es fast still. Nur Insekten; nur Frösche. In den Bäumen schliefen die Feen und die Lemuren.

»Wäre es nicht wunderbar«, sagte Luci nach einer Weile, »wenn du und ich weinen könnten?«

»Wenn du und ich weinen könnten«, sagte Michael, »bezweifle ich, dass du um Ihn weinen würdest. Um dich vielleicht, mit deinem verdammten und verdammenswerten Stolz – du meinst, du bist ihm ebenbürtig...«

»Das dachte ich nie. Niemals. Ich habe nur gedacht und gesagt...«

»*Warum?* Du hast immer nur *warum?* gesagt. Warum dies und warum das und warum alles. Wie wagst du es. Wie *wagst* du es.«

»*Nicht*, Michael. Ich mag nicht. Du langweilst mich... das hier ist langweilig.«

Weiter oben auf Noahs Berg krächte ein Hahn – trotz der Finsternis – und zum ersten Mal wurde den Brüdern bewusst, wie spät es war. Und wie früh.

»Das hätte ich wissen müssen«, sagte Luci. »Ich spüre immer noch ein leichtes Zucken gleich vor der Morgendämmerung. Aber seitdem mein Stern gesunken ist, vergesse ich immer, wie spät es ist.«

Sie schauten einander an.

»Geh!«, sagte Luci.

Michael drehte sich um und schritt davon – konnte aber nicht widerstehen und schaute zurück. »Ich habe geschworen, Ihm nicht zu sagen, dass du hier bist«, sagte er. »Es würde Seine letzten Tage verderben, wenn Er wüsste, dass du hier und nicht in der Hölle bist.«

»Schade«, sagte Luci. »Ich wollte Ihm gerade meine liebsten Grüße ausrichten.«

»Diese Botschaft würde ich nie überbringen«, sagte Michael. »Nie.«

»Ja. Dann...«, sagte Luci. »Ich nehme an, wir werden einander wieder begegnen – du und ich. Und ich vermute, du wirst mich wieder verfehlen.«

Michael drehte sich wortlos um und ging den Berg hinauf. Luci sah ihm nach, teils erleichtert, teils bedauernd. Menschliche Gesellschaft war nicht dasselbe wie die Gesellschaft von Engeln. Nur ein Engel konnte das ermessen. Luci würde Michael mehr vermissen als alle ihre anderen Brüder. Wie bei allen Feinden lag in ihrem Hass auch Zuneigung. Sogar Liebe.

»Auf Wiedersehen!«, rief sie.

Michael lief weiter, drehte sich nicht um.

»Auf Wiedersehen!«, rief Luci nochmals. »Vergiss nicht – vergiss nie –, nur Michael Archangelis kann mich töten! Sonst niemand! Niemand! Niemals!«

Wieder krächte der Hahn.

Das erste blasse Licht schien silbern aus östlicher Richtung.

Michael hob seinen Speer – zu einer Art Abschiedsgruß –, drehte sich aber dennoch nicht um. Er lief weiter. Den Berg hinauf.

Das Gras bewegte sich. Ein Vogel sang. Ein erstes Tier betrat das Feld. Luci klammerte sich ganz fest an das Bild, das sie jetzt verkörperte. Hier würde es einsam sein – aber wunderbar. Schließlich hatte sie sich nicht ohne Grund der Menschheit angeschlossen.

Etwas Junges saß auf dem Zaun: ein Vogel. Eins dieser großen, schlaksigen Vogelbabys, die nur aus großen Flecken und Glotzaugen und stummeligen Flügeln bestanden. Noch keinen Schwanz hatten. Ein Rabenkind vielleicht – mit einem nackten gelben Schnabel, der unaufhörlich aufging und schrie: *Futter! Futter! Füttere mich! Futter! Futter!* Währenddessen stöberte seine Mutter in der Drachenleiche nach Leber- und Herzstückchen. *Füttere mich! Füttere mich! Futter! Futter! Futter!*

Es war der große Schrei des Lebens: der Schrei alles Lebendigen.

Füttere mich!

Deswegen war Luci Mensch geworden. Um zu überleben. Um den Holocaust im Himmel zu überleben. Um den Holocaust auf Erden zu verhindern.

Keiner hatte die Erlaubnis zu schlafen.

Jahwe saß auf den Stufen Seines Podiums, während Hannah auf dem Boden zu Seinen Füßen ruhte und Noah auf der untersten Stufe saß.

Die hohe Glasflasche, der runde Kupferpfennig und der Krug mit reinem Wasser standen auf einer anderen Stufe auf ihrem Tisch – wie die Figuren in einem Spiel zwischen Menschen und Göttern.

Jahwe hatte einen Großteil der Nacht – zumindest den Rest, der davon übrig war – mit Weinen verbracht; jetzt redete er wie im Fieber.

Hatte Noah die Geschichte vom Obstgarten verstanden? War es nicht monströs, dass sogar die Allerweisesten unter den Weisen danach trachteten, ihren Gott zu verdrängen? Dass sie Gott fragten: *warum und wie?* Hatte Noah *wirklich* verstanden?

Ja, das hatte er.

Und wieder berichtete Jahwe von den Gräueln seiner Reise – dem Hohngelächter – den Meuchelmorden – den Gewalttaten – den entsetzlichen Szenen der Verworfenheit und des Bösen. Und die ganze Zeit spielte er mit dem Pfennig – spielte mit der hohen Glasflasche – spielte mit dem Wasserkrug – goss Wasser ein – noch einmal – und noch einmal...

Endlich stand er auf.

Noah tat es ihm nach.

Und Hannah wurde aus einem Zustand, der dem Schlaf sehr nahe kam, aufgefordert auf die Füße zu kommen.

Alle drei standen sie beisammen.

Und Jahwe sagte zu Noah: »In Unserer Geschichte vom Obstgarten haben Wir nicht von der Moral gesprochen. Die Moral – wie sie zwischen Uns beiden steht: dir und Uns – dir und deinem Gott. Und diese Moral ist: Nur der einzige Auserwählte des Herrn darf das Wort hören...«

Noah spürte, wie ihn ein entsetzlich kalter Schauer durchlief – die Kälte der Erkenntnis.

Er war eben auserwählt worden.

»Lass uns jetzt zusammen spazieren gehen, alleine, in deinem Obstgarten«, sagte Jahwe. Er legte Seinen Arm um Hannahs Schultern, um Sich zu stützen. »*Du*«, sagte Er zu ihr, »darfst

mit Uns kommen und am Tor stehen bleiben – hineingehen darfst du nicht.«

Als sie sich vom Pavillon entfernten, war die Sonne gerade dabei aufzugehen, trotz der Abwesenheit des Morgensterns – und Jahwe sagte gerade zu Noah: »Dein Trick... die Flasche... der Pfennig... nur durch das Hinzufügen von Wasser...« Er verschwindet.

Sie sammelten sich dort, wo der Weg eine Biegung machte und bergab führte: Jahwe und Doktor Noyes in der Mitte – Hannah und Sem, Japeth und Emma in einer Gruppe auf einer Seite; Ham im Schatten des Pavillons – alle warteten sie.

Michael Archangelis beaufsichtigte die Aufstellung der Vorreiter – jeder war zehn Schritte vom nächsten entfernt, bereit, der Kutsche und dem Gefolge der Engel und Diener voranzureiten. Ein Teil der Letzteren würde zu Fuß gehen, während andere in von Maultieren gezogenen Wagen fuhren. Alle großen Tiere in ihren großen Käfigen wurden in Noahs Obhut zurückgelassen. Dafür gab es keine Erklärung im Sinne einer öffentlichen Ankündigung, obwohl Doktor Noyes selber den Grund offensichtlich kannte, und soweit man sehen konnte, gefiel es ihm, dass die Unterbringung und Pflege so vieler und so verschiedener Tiere ihm zufielen.

Die Sonne war emporgestiegen, aber nicht weiter als bis zur Mittagsposition, während Jahwe und Noah im Obstgarten hin- und hergingen. Von ihrem Platz am Tor hatte Hannah zwar nichts mitgehört, konnte aber bezeugen, dass das Gespräch sehr intensiv verlaufen war. Wieder weinte Jahwe; wieder war er gezwungen, lange Pausen einzulegen, um die Fassung wiederzuerlangen. Doch das war alles, was Hannah erkennen konnte. Als sie wiederkamen, lächelte Jahwe; Noah war sehr blass und erschöpft und verschwitzt – und beide schwiegen.

Als sich der Augenblick von Jahwes Abschied näherte, kam Mrs Noyes mit Mottyl in den Armen vom Haus herunter. Sie hatte einen Krug voll Kamillentee gemacht und Eisstücke hineingegeben, um ihn kühl zu halten. Diesen überreichte sie Jahwe.

Dann schenkte Jahwe Noah seine beiden Katzen – Abraham und Sarah. Traurig verabschiedete er sich von ihnen mit Küssen und vielen Lebewohls. Dann wandte er sich seiner Kutsche zu.

Endlich wurde Mrs Noyes erlaubt, ihren rechtmäßigen Platz einzunehmen, und so stand sie mit Mottyl einen Schritt hinter und einen Schritt links von Noah.

Jahwe war jetzt fertig mit Reden. Seine Gesten waren groß und ausladend: hatten etwas Endgültiges. Vielleicht war es Seine Absicht, einen bleibenden Eindruck von Seiner Person zu hinterlassen. Er war sehr müde.

Michael Archangelis hielt eigenhändig die Tür der Kutsche auf, und gerade als Jahwe die Arme nach oben streckte, um die Schlaufen zu fassen, mit deren Hilfe Er sich hineinziehen würde, war da ein Geräusch, das zunächst niemand deuten konnte.

Es kam aus dem verdunkelten Innern der Kutsche, wie Stimmen am Ende eines unbeleuchteten Ganges, deren Entfernung nicht abzuschätzen war. Mottyl erkannte als Erste, woher das Geräusch kam.

Es waren Fliegen. Tausende von Fliegen: Sie warteten.

Als Er sie hörte, hielt Jahwe inne, aber dann zog Er sich hinauf, ohne sich umzudrehen, während Michael Ihn emporhievt, und Er verschwand.

Mit einem hohl klingenden Schlag ging die Tür der Kutsche zu.

Eine Menge Staub wirbelte empor. Vorreiter, geflügelte Pferde, die Kutsche selbst und alle Engel zu Fuß und alle

Wagen setzten sich den Berg hinunter in Bewegung; Noah und seine ganze Familie folgten und winkten – und alle Schafe riefen: *Hosanna!*

Mottyl fragte sich: Wusste es sonst niemand? Verstand nur sie – außer Jahwe – die Bedeutung der Fliegenkrone?

So war es. Indem er in die Kutsche stieg, sich trotz der Fliegenkrone darin niederließ und die Tür zumachte, hatte Gott, der Vater der Schöpfung, Seinem eigenen Tod zugestimmt.

Buch Zwei

*Von den reinen Tieren und von den unreinen,
von den Vögeln und von allem Gewürm auf Erden
gingen sie zu ihm in die Arche paarweise, je ein Männchen
und Weibchen, wie ihm Gott geboten hatte.*

Genesis 7,8-9

Viele gute Gründe – sowohl strategische als auch praktische – sprachen dafür, die Arche oben auf dem Berg zu bauen. Zum einen war der Berg am Kamm kahl. Dort oben befand sich nichts außer dem Familienaltar der Noyes und der Pinie. Genau unterhalb des Altars und der Pinie – auf der anderen Seite – lag eine kreisrunde, nicht eingezäunte Wiese, die vor dem Bau der Arche mit blassblauen Blumen und bauchhohem Knistergras übersät war. Vor Baubeginn hatte Sem diese Wiese vorsichtshalber gemäht; als die Fuhrleute mit den Ochsenkarren ankamen, die das Holz aus dem Forst jenseits des Flusses brachten, konnte man die Ochsen mit Blumen und Gras füttern. In den Tagen, bevor der Regen einsetzte, sah die Wiese aus wie der staubige Hof einer florierenden Holzhandlung – was bei den einfachen Leuten, die auf der Straße hin- und hergingen, keinen Argwohn weckte. »Schau nur«, sagten sie, »da wird jemand mit Holzhandel ein Vermögen verdienen.«

Als Baumaterial war Tannenholz gewählt worden, ein kräftiges, leicht gemasertes Holz, das gewisse Eigenschaften von Kork aufweist. Balken und Planken wurden aus riesigen Bäumen mit giftgrüner Rinde und gelbem Holz gehauen. Für solche Bäume musste man sehr weit suchen – sie wuchsen nur jenseits des Flusses und tief drinnen im Forst. Aus den Randbezirken des Forstes – einer Gegend, in der fast ausschließlich blonde Riesen und zwergwüchsige Ausländer mit einer unverständlichen Sprache lebten – wurden ganze Mannschaften von großen blonden Männern angeheuert, die kaum jemals den Mund auftraten. Die Riesen und die Zwerge hatten nicht immer dort gewohnt – aber niemand hätte sagen können, wann das nicht der Fall gewesen war. Einst war der Forst den Drachen vorbehalten gewesen – doch kein Lebender konnte sich an eine solche Zeit erinnern.

Einige der großen blonden Männer waren Emmas Brüder, allerdings hatte ihr Doktor Noyes verboten, mit ihnen zu sprechen. Die Verbindung von der natürlichen Wortkargheit der Waldbewohner mit Doktor Noyes führte dazu, dass die Menschen bei ihrer Arbeit seltsam schweigsam waren. Sem gab zwar die Befehle – aber da er einem Ochsen ähnlich war, war er fast so wortkarg wie die Arbeiter. Das Ganze ähnelte einem Treffen von Stummen.

Was Noah gefiel. Denn so wurden keine Fragen gestellt – Fragen über die Arche, die er unmöglich hätte beantworten können. Gewiss wurde spekuliert: *Warum machen wir das?* Aber die Frage wurde nie offen artikuliert. Gelegentlich bemerkte Noah, dass man ihn anstarrte – einige kratzten sich am Kopf, die Miene anderer wiederum spiegelte die allgemeine Verwunderung über das Unternehmen wider. Ganz offensichtlich dachten sie: »Der Alte spinnt«, aber dieser Meinung waren sie schon immer gewesen. Die Arche war also nur ein weiterer Hinweis für seine Spinnerei. Und wenn schon. Noah kümmerte es nicht. Nach einiger Zeit würden diese Männer alle nach Hause gehen – und er würde sie nie wiedersehen. Sie würden ertrinken – und ihre Meinungen mit ihnen.

Für Emma, die ihre Brüder liebte und sie schrecklich vermisste, war das alles viel schwerer. Sie und Mrs Noyes – die Emmas Familie auch sehr gern mochte – stiegen frühmorgens auf den Berg hinauf und schauten im Verborgenen zu, wie die Männer ankamen. Sobald sie sich ans Werk machten, gab es zu viel Staub und Durcheinander, um die einzelnen Gesichter zu erkennen, die sie suchten. Zumal jeder von ihnen groß und blond war – und ihre Gesichter sehr bald zu Masken aus Schweiß und Schmutz wurden, welche die letzten Spuren von Eigenart und Persönlichkeit verbargen.

Eines Tages war sich Mrs Noyes sicher, Emmas Vater gesehen zu haben, der ihr vor Jahren Brennholz geliefert hatte. Als sie ihn sah, lenkte er eine der Holzfuhren – ein gut aussehender Mann mit einem gütigen Gesicht, das man nicht vergessen konnte. Er war so bestürzt gewesen, als man seine Tochter an das andere Ufer des Flusses geholt hatte, um Japeth Noyes zu heiraten – und Mrs Noyes hatte seinetwegen ein schlechtes Gewissen. Er hatte nur die zwei Mädchen – Emma und ihre Schwester Lotte; all seine anderen Kinder – hunderte, so schien es! – waren Jungs.

Als sie ihn entdeckte, gab sie Emma Bescheid und zusammen warteten sie am Weg oberhalb des Obstgartens, wo Bäume standen, die sie vor Noahs Blicken schützten. Zwei ganze Stunden harnten sie dort aus und riskierten dabei den Zorn des Doktors – und endlich, als es schon fast dämmerte, kam der letzte Wagen den Weg heruntergefahren; eine ganze Horde junger Männer hockte auf der hinteren Ladefläche; ihre Beine baumelten seitlich herunter. Der Fahrer konnte nur Emmas Vater sein – ihr »Pa«, so nannte sie ihn.

Mrs Noyes trat vor die Ochsen, die sich langsam vorwärts bewegten, und schwenkte ihre Schürze, um sie zum Stehen zu bringen.

Als der Wagen anhielt und die große Staubwolke sich legte, kam Mrs Noyes mit Emma im Schlepptau hervor; sie ging direkt auf den Fuhrmann zu und sagte: »Lass uns mit euch den Berg hinunterfahren! Wir laufen danach gerne wieder hoch.«

Zur Begrüßung von Mrs Noyes zog Emmas Vater an seiner Stirnlocke und grinste – sagte aber kein Wort. Er reichte ihr die Hand und zog sie – als wäre sie eine Stoffpuppe – neben sich auf den Bock, während Emma von ihren Brüdern auf die Ladefläche gehoben wurde, wo auch sie die Beine über die Kante hängen ließ; die ganze Strecke den Berg hinunter kam ihr himmlisch vor.

Mrs Noyes erkundigte sich nach Emmas Mutter und Lotte und den Zuständen auf der anderen Seite des Flusses.

Emmas Mutter gehe es gut; sie sei ganz damit beschäftigt, die Horde Jungs, die hinten auf dem Wagen saß, satt zu kriegen. Die Worte von Emmas Vater klangen amüsiert und liebevoll. Er war seiner Frau sehr zugetan und schätzte sie. Das Leben jenseits des Flusses war »furchtbar hart«, wie er sich ausdrückte, »furchtbar hart und wunderbar, wenn man sich dahinter klemmt. Sie würde nirgendwo sonst leben wollen und ich auch nicht...«

Lotte, das sei etwas anderes. Sie vermisse ihre Schwester Emma »ganz schrecklich«, aber gesundheitlich gehe es ihr gut. »Ansonsten das Übliche...«, sagte er, etwas rätselhaft. Lotte würde niemals heiraten. Sie würde immer zu Hause bleiben. Der Grund dafür wurde nie erwähnt, doch Mrs Noyes kannte ihn.

»Ach, ich wünschte so sehr«, sagte Mrs Noyes, »dass Emma euch besuchen dürfte. Es ist verrückt, dass ich sie euch so herbringen muss – so verstohlen, so kurz. Aber er lässt es einfach nicht zu, und wir müssen ihm gehorchen...«

»Das habe ich bemerkt«, sagte Emmas Vater; er schaute Mrs Noyes an, und wie er sie anlächelte, war wunderbar.

Mrs Noyes errötete. Was sie da gerade tat – wie sie so neben einem anderen Mann auf einem Holzwagen mitfuhr –, war ungehorsam, wie könnte eine Frau weniger gehorsam sein? Trotzdem platzte das Lachen aus ihr heraus – sie bedauerte keine Minute. Allein nur zu hören, dass Lotte und Emmas Mutter noch lebten und dass es ihnen gut ging – allein nur Emmas so seltenes Lachen hinten auf dem Wagen zu vernehmen –, nur diese wenigen kurzen Augenblicke neben diesem großen, vernünftigen, liebenden Mann zu sitzen – ja, das war jede Minute des Risikos und der Gefahr wert.

Sie waren unten angekommen.

Mrs Noyes stieg ab und ging diskret nach hinten zur Ladefläche, um Emmas Brüder zu begrüßen, während Emma und ihr Vater einander begrüßten und gleich wieder Abschied voneinander nahmen.

Sie warf nur einen kurzen Blick auf sie – und was sie sah, brach ihr fast das Herz. Der staubbedeckte blonde Riese hielt seine Tochter – die klein und dunkel war wie ihre Mutter –, so wie er sie wohl auch als Kind gehalten hatte, er drückte sie an seine Schulter, während sie sich an ihn klammerte und weinte.

Endlich war Emmas Vater so vernünftig einzusehen, dass sie unmöglich noch länger zusammen sein konnten – und er bat Mrs Noyes, Emma nach Hause zu bringen.

Plötzlich war »nach Hause« nicht mehr oben auf dem Berg, sondern jenseits des Flusses – und das machte ihren Abschied so traurig.

Mrs Noyes stand da und hielt Emmas Hand und gemeinsam schauten sie zu, wie das große Holzfuhrwerk in der zunehmenden Dämmerung und im Staub verschwand, und beide riefen: »Auf Wiedersehen!« Emma sagte: »Liebe Grüße an Ma und Lotte!« All die blassen Hände hinten auf dem Wagen gingen in die Höhe, dann machte der Weg eine Biegung und weg waren sie.

Das Einzige, was Emma auf dem Rückweg den Berg hinauf von sich gab, war »danke«.

Mrs Noyes drückte dem Kind die Hand und meinte: »Gern geschehen, Liebes. Aber lass uns beide dankbar sein!«

Emma wusste nicht, dass ihr Vater und ihre Mutter, ihre Brüder und Lotte ertrinken sollten. Mrs Noyes wusste es, hielt aber den Gedanken nicht aus, dass es wahr sei, und sah mit Schrecken dem Tag entgegen – sie wusste, dass er kommen würde –, an dem Doktor Noyes die Worte aussprechen würde.

Es gab danach keine Begegnung mehr mit Emmas Vater und ihren Brüdern. Japeth hatte Verdacht geschöpft, als er eines Abends seine Frau mit einem Korb voller Obst am Wegrand sitzen sah. Da er wusste, dass ihr Vater und ihre Brüder am Bau der Arche beteiligt waren, verbot er ihr, sich jemals wieder in die Nähe des Weges zu begeben. Diesmal hatte das Verbot Wirkung. Emma wurde unter Hannahs strenge Aufsicht gestellt, und bei Anbruch der Dunkelheit sperrte man sie in ihr Zimmer.

Der Bau der Arche war ein monströses Unternehmen, und als der Rahmen für den Kiel einmal gelegt und die Rippen der eigentlichen Arche montiert waren, wurde ersichtlich, wie riesig sie sein würde: das größte Bauwerk, das jemals in der Region errichtet worden war. Die Arbeiter hatten jetzt so viel Ehrfurcht davor, als ob sie an einem Tempel bauten, und diese Einstellung hatte eine durchweg befriedigende Atmosphäre zur Folge: *»Es werden keine Fragen mehr gestellt – keine Fragen mehr gebraucht.«* Noah war jetzt in der Lage, jedem Arbeiter direkt in die Augen zu sehen und ihn mit seinem Blick aufzufordern, die Größe des Projekts anzuerkennen. Als ob die Größe der Arche sie allein schon rechtfertigen würde.

In der Zwischenzeit, während dieser ganzen Hektik und rasanten Betriebsamkeit, heirateten Ham und Luci. Doktor Noyes sträubte sich dagegen, Hannah weigerte sich davon zu sprechen und Japeth war vor Eifersucht wütend. Er vermutete zu Recht, dass es in der Ehe seines Bruders zwischen der Freude über die Eheschließung und den Freuden des Ehebettes keine Pause geben würde. Und warum hatte ausgerechnet Ham, der noch nie eine Frau überhaupt angeschaut, den Namen einer Frau niemals erwähnt hatte, so viel Glück? Es war unfair. Japeth würde Ham und Luci – zuerst heimlich,

dann ganz offen – für immer und ewig hassen. Alles, was Japeth wollte, hatte ein anderer entweder mit in die Wiege gelegt bekommen oder mit einem bloßen Fingerschnippen erreicht. Nur *sein* Leben war mit Problemen beladen – nur *sein* Leben war die Hölle.

Was Doktor Noyes und Hannah betraf, so konnten sie, auch wenn sie die Aussicht, dass Schwester Luci (wie man sie jetzt nennen musste) bald Mitglied der Familie war, weder guthießen noch freudig aufnehmen, nichts anderes dagegen tun, als die ganze Nachbarschaft nach einer anderen Kandidatin abzusuchen. Was jedoch Wochen in Anspruch genommen – und womöglich nichts Besseres als eine zweite Emma zum Vorschein gebracht hätte. Jahwes Edikt hatte eindeutig festgelegt: »Noah, seine Frau, seine drei Söhne und *die Frauen seiner Söhne*.« Dem musste die Familie Noyes beim Besteigen der Arche entsprechen – und jetzt, da Ham Luci geheiratet hatte, war diese Forderung erfüllt.

Hannah hatte ihre eigenen Probleme. Als der Bau der Arche den zweiten Monat erreicht hatte – das war etwa die Zeit von Hams Eheschließung –, hatte Hannah sich selbst endlich eingestanden, dass sie schwanger war. Im dritten Monat – oder war es schon der vierte? Könnte sie sich täuschen...? Jeden Monat, wenn ihre Regel wieder ausblieb, versuchte sie mit ihrer ganzen Geisteskraft zu leugnen, dass es schon vor vier Monaten angefangen hatte. Im ersten Monat waren ihre Tage einfach so ausgeblieben; sie war im Stress; sie hatte den Überblick verloren – sich verrechnet... Auf jeden Fall war *drei* die Zahl, die sie Sem nannte. Falls die Zeit sie Lügen strafen sollte, dann wäre sie – natürlich – nicht die erste Frau, die ein Kind vorzeitig zur Welt brächte, und bis dahin würde die

Aufregung über die Ankunft des Kindes das Interesse der anderen für Zahlen dämpfen.

Dennoch betete Hannah jeden Abend: »Bitte, mach, dass ich mich täusche!«

Die Arche wurde an einem Tag vollendet, an dem Staubstürme tobten.

So etwas Hässliches hatte es noch nie gegeben. Verlassen stand sie auf ihrem Berghang, ihr Afterdeck und Kastell waren formlos, die Farbe war abscheulich und wurde durch breite tiefende Pechbahnen, die wie eine Unmenge ungenießbarer Creme auf einer Gifftorte seitlich hinuntersickerten, noch schlimmer.

Noah ließ sich von Hannah den Berg hinaufbegleiten – beide gegen den Staub in Tücher gehüllt –, nur damit er das Uding segnen und sich dann gleich wieder entfernen konnte.

Noah starrte es an und in einem Augenblick der Schwäche wünschte er, dass er seinen Vertrag mit Jahwe nochmals aushandeln könnte. Wenn dieses erbärmliche Machwerk – von Staubwolken umtost – für die nächsten hundert Jahre sein Zuhause sein sollte, so konnte er nur hoffen, dass es schwimmen würde.

Mrs Noyes und Emma, Ham und die elegante Luci standen unten im Hof, auch sie gegen den Staub in flatternde Tücher gewickelt, und schauten wortlos zu, wie die letzten Holzwagen mit ihren schweigenden Arbeitertrupps den Berg hinunterrollten. Keiner winkte, keiner rief einen Abschiedsgruß. Zuletzt sah man von all diesen Männern nur noch ihre baumelnden Beine und ihre gesenkten Köpfe – zuletzt sah man von den Wagen und den Ochsen nur noch das Geisterbild einer Flotte flacher Holzboote, die in Zeitlupe einen Sandfluss hinuntergerissen wurde.

Der Wind tobte zwei oder drei Tage ununterbrochen – ein am Boden entlangwehender, heißer, nicht nachlassender Wind, der den Berg hinuntersauste, als ob sich sein Ursprung am Gipfel befände. In der Nacht machte er eigene Geräusche – und tagsüber war er von den Schreien verirrter Vögel erfüllt, die weit über die Bäume hochgetrieben wurden, wo der Himmel erstaunlich klar und blau war. Unter ihm verschwand die Erde, durch windgepeitschten Mutterboden und hochgewirbelten Staub und Zweige verdeckt.

Es war ziemlich schwierig, etwas zu sehen – es gelang nur, wenn man sich gegen den Wind kehrte und rückwärts lief. Den Berg hinaufzugehen war also sehr schwer, das Hinuntergehen aber war ein Kinderspiel.

Noah hatte im Edikt nachgeschaut – es bestand teils aus einem Zeitplan, teils aus einer Regelsammlung – und war zu dem Schluss gekommen, dass man – trotz Staub und Wind – nicht umhinkonnte: Sie mussten damit anfangen, die Tiere aufzuladen.

Was auf der Stelle ein Chaos verursachte.

Zumal nur die Familienmitglieder da waren, um zu helfen. Alle Waldarbeiter und Wanderarbeiter waren bereits entlassen worden und schon meilenweit weg, wo sie, ohne es zu wissen, die paar Tage verlebten, die ihnen noch bleiben sollten.

Dass die Sicht ein Problem war, lag auf der Hand – und dazukam, dass sie den Weg zur Arche festlegen und ihn dann genau befolgen mussten. Die Entscheidung fiel so aus: Wenn man zwischen den Bäumen Seile und Ketten spannte, könnte man ganz einfach den schon vorhandenen Pfad benutzen. Er hatte zumindest den Vorteil, dass er streckenweise schon auf einer Seite, manchmal auch auf beiden, eingezäunt war – und er führte die ganze Strecke entlang, vom Fuß bis zum Kamm des Berges.

Das schlimmste und größte Problem waren aber die Tiere selbst.

Es war schön und gut, dass das Edikt »je ein Paar« vermerkte – aber Tiere kommen nicht paarweise vor, und sich für diese Stute und jenen Hengst zu entscheiden war leichter gesagt als getan.

Die Schafe waren ein Alptraum. Mrs Noyes hatte ihnen allen das Singen beigebracht. Sie hatte ihre Lieblinge unter ihnen – wie sich aber herausstellte, waren *alle* ihre Lieblinge –, doch nur sieben durfte sie mitnehmen. Einen Widder, sechs Mutterschafe – keine Lämmer. Schließlich musste Mrs Noyes mit Gewalt von ihnen entfernt werden und Sem erhielt den Auftrag, sie auszuwählen.

Alle großen Tiere mussten aus den Käfigen auf der Wiese befreit werden: Elefanten und Löwen; Giraffen und Kamele; Nilpferde und Wasserbüffel... siebzig Tierpaare insgesamt, wovon mehr als die Hälfte böartig und alle außer sich waren vor Angst.

Japeth war so klug, seine Jagdtechniken in Anwendung zu bringen – er setzte seine Brüder und Luci jeweils auf ein Pferd und versah sie mit einem Speer, den sie als Stock zum Treiben benutzten. Mrs Noyes und Emma wurden dem Federvieh und den kleineren Tieren aus der Käfighaltung – Hasen, Meerschweinchen, Ratten und so weiter – zugeteilt. Wobei das »und so weiter« sich über viele Seiten erstreckte, und jedes Tier – jede Art und jedes Geschlecht – auf Hannahs Liste abgehakt werden musste, wenn es an Bord geschoben, getragen oder getrieben wurde.

Etliche Tiere wurden auf dem Berghang zu Tode getrampelt. Etliche wurden von anderen, die in Panik geraten waren, angegriffen; man ließ sie an Ort und Stelle krepieren. Etliche entwischten unter den Seilen, andere sprangen über die Zäune und verschwanden meilenweit in der Ferne. Wieder andere

verirrten sich in die verschiedenen Höfe, sogar ins Haus. Mrs Noyes brachte den Pfau an Bord, konnte aber die Pfauhenne nicht finden. Als sie sie endlich gefunden hatte, war der Pfau entwichen und sie musste ihn wieder einfangen.

Draußen auf der Wiese kauerten Pfeifer und die Füchsin in ihren Bauten; sie glaubten, die Erde selbst sei zum Leben erweckt. Mäuse wurden lebendig begraben und Dämonen randalierten in panischer Angst.

Der Lärm der großen Prozession, des großen Zusammentreibens, war in der Tat jenseits des Forstes zu hören; er hielt eine Nacht und zwei Tage an.

Einmal kletterten Emma und Mrs Noyes auf das Hausdach, um ein Paar Störche herunterzuholen, und da hielten sie inne und schauten zum Berg hin, zur Arche hinauf und zum Fluss hinunter. Sie erblickten eine sich endlos bewegende Masse aus Rücken und Schultern und Köpfen, die sich gegen den Wind stemmte und durch den Staub nach oben drängte; einige, mit Hörnern oder Geweih, hielten den Kopf hoch oben; andere, mit massiver Stirn und vom Sand geblendeten Augen, stießen mit gesenktem Kopf nach vorne. Alle schrien, aus Verwirrung und Angst, und viele riefen nach ihren verlassenen Jungen oder in Pferchen, Korralen oder Ställen eingesperrten – zum Untergang verurteilten – Artgenossen. Der weite Himmel über ihnen füllte sich mit Vögeln, und von Wolken gab es keine Spur, nur die unbarmherzige Sonne brannte, die partout nicht untergehen wollte.

In diesem Augenblick wandte sich Mrs Noyes Emma zu, legte ihr einen Arm um die Schulter, hielt sie fest und sagte zu ihr: »Liebes, vergiss nie, was du da unten gesehen hast – denn dies ist der Anfang einer neuen Welt!«

Emma starrte hinunter und Mrs Noyes ging auf die andere Seite des Daches, wo sie sich in den Schatten des Kamins setzte und weinte.

In der Küche hielt sich Mottyl während der ganzen Geschehnisse hinter dem Ofen versteckt. Selbst ihr blindes Auge blieb die ganze Zeit offen.

Mrs Noyes stürzte durch die jetzt schon finsternen Gänge – ihre Röcke und Schürzen um die Oberschenkel hochgezerrt; sie rannte in der blinden Panik einer Mutter, die ihre Kinder nicht finden kann, obwohl sie ihre Hilfeschreie hört. Rauch waberte durch das Haus, von einer Haustür zur andern. Zuerst war Mrs Noyes überzeugt, dass das Feuer drinnen sein musste, aber als sie die offene Tür erreichte und den lodernden Scheiterhaufen erblickte, wusste sie, dass nicht das Haus, sondern etwas anderes – etwas Lebendiges – in Flammen stand.

Sie zögerte nur eine Sekunde – gerade so lange, um die Arme als Schutz gegen die Hitze hochzureißen und sich eine Schürze um den Kopf zu binden, denn die Luft war voller Funken, groß wie Vögel, und ihre Haare waren zundertrocken – dann rannte sie erneut los – raste durch den dichter werdenden Rauch und versuchte verzweifelt herauszufinden, welches Geschöpf dieses hohe Wehklagen hervorbrachte; sie kannte diesen Schrei – und kannte ihn auch wieder nicht. Sie versuchte auch die Gestalten zu zählen, die mit ihr durch den Ofen (so kam es ihr jetzt vor) drängten – um festzustellen, ob es menschliche Gestalten – ihre Söhne – ihr Mann – ihre Schwiegertöchter waren...

Nichts von dem, was sie sich bewegen sah, hatte Füße oder Beine – nur Arme und Hals und Kopf –, und alles trieb dahin – stemmte sich durch die Rauchschwaden hoch wie Tiere, die beim Ertrinken an die Oberfläche schnellten, dann versanken und wieder hochkamen. Und wieder versanken und nochmals hochkamen – und endgültig verschwanden.

Es war zwecklos, Namen zu rufen. Ihre Stimme war zu schwach, und jedes Mal, wenn sie den Mund aufmachte, füllte er sich sogleich mit Asche. Und der Wind – gleichviel, ob er die Flammen anfachte oder durch die Flammen überhaupt ausgelöst worden war – machte ein ganz eigenes Geräusch, das aus dem Feuer entstand und fast greifbar schien.

Mrs Noyes fiel hin – ganz plötzlich, ohne Vorwarnung. Auf einmal lag sie unter dem Rauch auf dem Boden und ihre Handflächen wurden versengt – und was sie versengte, das war ein brennendes Stück Fleisch, und als sie aufblickte, erkannte sie endlich die Gestalten, die sich um sie her bewegten. Es waren Schafe und Rinder und Ziegen und Hunde...

Mrs Noyes zwang sich auf die Knie, dann auf die Füße, dann stand sie da – wie angewurzelt, starrte von einer Seite zur anderen, die Hand gegen den Mund gedrückt. Und während sie schaute und lauschte, wurde sie allmählich von einer furchtbaren Gewissheit überwältigt. Sie kapierte, was hier vor sich ging – und die Panik, die sie jetzt fühlte, verwandelte ihre Beine in Stein und ihren Verstand in Brei und sie erstarrte vor der einen Erkenntnis: *Alles, was hier passiert, geschieht mit Absicht und dieses Feuer bedeutet, dass hunderte geopfert werden.*

Noah...

Wenn nur ihre Stimme zurückkäme! Wenn sie nur ein Restchen davon aufbringen könnte...

Noah...!

Hör auf!

Aber es kam nichts. Die Worte kamen nicht zustande – und das Einzige, was zu hören war, war, wie um sie herum all ihre Rinder – all ihre Schafe – all ihre Pferde – all die Hunde und all ihre Schreie im Namen Gottes in den Tod durch Verbrennung getrieben wurden.

Endlich war Mrs Noyes fähig sich zu bewegen; sie streckte die Hände dem nächsten Tier entgegen, ohne überhaupt zu wissen, was es war, und eine Stimme sagte: »*Mutter, deine Röcke brennen*«, mit einer Seelenruhe, so als würde sie sagen: »Deine Bänder sind aufgegangen...«

Das Gesicht vor ihr war ein Gesicht, das sie erkannte, obwohl die Züge mit Ruß verschmiert und mit Blasen bedeckt waren. Es war Ham und er hatte gesagt, dass ihre Kleider brannten, und fiel auf die Knie, um die Flammen mit seinen Händen zu ersticken – aber bevor er sich hinkniete, drückte er etwas Lebendiges in ihre Arme und sie presste es ganz automatisch an ihre Brust, ohne zu wissen, was es war, und dort hielt sie es fest, während Ham die Flammen um ihre Füße ausdrückte.

Als er wieder aufstand, legte er ihr den Arm um die Schultern, zog ihre Schürze weiter über ihre Haare und führte sie weg von der Mitte zum Rand des Hofes auf der Windseite des Rauches, und erst jetzt hörte sie das Geschöpf an ihrer Brust und sah, dass es Mottyl war, blind und trächtig, und sie sagte: »Wollte er auch Mottyl umbringen? Für Jahwe?«

Ham schaute weg – er schämte sich.

Mrs Noyes stieß einen Schrei aus. »Ich werde ihn umbringen«, sagte sie. »Ich werde – ihn umbringen.«

Ham schaute zu Boden und tat, als hätte er es nicht gehört.

Mrs Noyes hielt Mottyl jetzt ganz behutsam und beruhigte sie mit einem Stückchen Stoff – wischte ihr die milchigen erblindeten Augen und verlagerte das Gewicht des trächtigen Körpers, so dass die Katze flach an ihrem Körper lag. In Sicherheit war.

»Hat er wirklich die Absicht sie alle – all diese Tiere – zu töten?«, fragte sie Ham – und sie schaute um sich, um festzustellen, ob sie irgendeine Spur von Doktor Noyes oder ihren anderen Söhnen entdecken konnte. »Jedes einzelne?«

»Er sagt, es sei das letzte Opfer, bevor wir an Bord gehen«, sagte Ham zu ihr. »Das ist sein Geschenk an Jahwe, dafür, dass...«, und gegen seinen Willen konnte er ein Lächeln nicht unterdrücken, »dafür, dass er uns verschont hat.«

Mrs Noyes ächzte und drückte ihr Kinn gegen Mottyls Kopf.

»Ich gehe nicht mit«, sagte sie. »Zum Teufel mit ihm. Zum Teufel mit seinem *wer schont wen*. So einfach ist das. Ich gehe *nicht* mit.«

Mrs Noyes machte ein paar Schritte, drehte sich noch einmal um und schaute Ham an.

»Kommst du mit mir?«

Ham rührte sich nicht.

Er war schließlich jung und frisch verheiratet. Er wollte die Arche besteigen – verschont werden. Mrs Noyes konnte ihm nachfühlen – und sie wusste es zu schätzen, dass er zu ihr hielt; als ob ein Teil von ihm ihr folgen würde, wenn nur seine Lebensumstände andere wären.

»Na gut«, sagte sie – und lächelte. Beim Lächeln verengten sich ihre Augen und sie schaute Ham kurz an – prägte sich seine Gesichtszüge und Körperhaltung ins Gedächtnis ein. Dann sagte sie: »Auf Wiedersehen«, drehte sich um und wollte mit Mottyl in ihren Armen den Berg hinuntergehen, als sie – plötzlich – von einer Hand gepackt wurde und jemand sich ihr in den Weg stellte.

Es war Sem, und er sagte nur: »Er will dich sehen.« Dann drehte er sie an der Schulter um und führte sie weg.

Sie stiegen den Berg hinauf – bis ganz nach oben, wohin sich Noah zurückgezogen hatte, um so weit wie möglich vom Holocaust da unten entfernt zu sein. Er stand auf dem Familienaltar – fast, als wollte er sich selber opfern, obwohl

Mrs Noyes wusste, dass das höchst unwahrscheinlich war. Die Opferglocke läutete.

Noahs Arme waren über seinen Kopf erhoben und sein Gesicht war dem Himmel zugewandt – so dass Mrs Noyes nur seine verschmutzte weiße Robe, seinen verfilzten Bart und seine nach hinten geworfene weiße Mähne sehen konnte.

Sem hielt sie noch immer an der Schulter fest, die Finger seiner großen schwieligen Hand drangen bis an ihre Knochen – und sie roch den Geruch des Feuers an seinem Arm und auch sonst überall war brennendes Fleisch und Grasfeuer und die Angst und der Schrecken der Tiere zu riechen. Mrs Noyes drückte Mottyl noch fester an ihre Brust und versuchte, den zerrissenen Stoffetzen noch näher an ihr Kinn zu ziehen, um sie zu verbergen.

Als das Gebet, das er sprach, zu Ende war – Mrs Noyes hatte es mit offenen Augen und hoch erhobenen Hauptes angehört –, ließ Noah die Arme fallen und betrachtete seine Frau.

»Du warst verschwunden«, sagte er.

»Ich hatte zu tun.«

»Aha.«

(Dass sie damit beschäftigt war, die Vorräte für eine monatelange Seereise zu besorgen, war für ihn nicht einmal einer Erwähnung wert.)

»Du wolltest mich sehen?«

»Ja. Ich hatte gehofft, du würdest das Opfer mit ansehen, daran teilnehmen.«

»Ich hatte keine Lust, daran teilzunehmen – und ich habe es gesehen. Danke.«

»Du bist ziemlich kurz angebunden, meine Liebe.«

»Das stimmt.«

Hannah half Noah vom Altar herunter. Mrs Noyes merkte gleich, dass sie in makellostes Weiß gekleidet war.

»Du bist zweifellos übermüdet«, sagte Noah und meinte damit ihre Reizbarkeit.

»Nein«, sagte Mrs Noyes. »Eigentlich bin ich ziemlich aufgewühlt, danke.«

»Hat dich das Opfer erbaut?«

»Kaum.«

Doktor Noyes ging nicht auf ihre Bemerkung ein, sondern setzte einfach unbeirrt seine Erklärung der Ereignisse des Nachmittags fort, während er sich auf dem Altar niederließ.

»Solltest du wissen wollen, worum es hier geht – bei diesem größten Opfer, das wir dem Herrn jemals dargebracht haben –, kann ich es dir in einem Satz erklären.«

»Mir wäre es lieber, du tätest es nicht.«

»Nein, meine Liebe. Das können wir nicht hinnehmen. Schließlich bist du meine Frau, ich bin für deine Erziehung verantwortlich.«

In diesem Moment trat Hannah vor; sie brachte Wasser, in dem der alte Mann sich die Hände wusch – und dann kniete sie sich hin und wusch ihm die Füße, während er sein Gespräch mit Mrs Noyes fortführte.

»Es war unsere Pflicht, meine Liebe, diese Tiere nicht zu vergeuden – schließlich waren sie erstklassige Opfertiere, zu diesem Zweck gezüchtet. Etwa hundert Schafe und fünfzig Rinder. Verschiedenes Federvieh, von den Ziegen ganz zu schweigen... sie wären sonst alle ertrunken, meine Liebe. Was für eine Verschwendung. Unverzeihlich. Und – als Abschiedsgeste – und, wie ich sagen würde, als eine Geste der Dankbarkeit gegenüber dem Herrn...«

»Du hast die Pferde nicht erwähnt.«

»Was?«

»Die Pferde – du hast die Pferde nicht erwähnt. Die anderen, nicht die Opfertiere. Die Schweine. Und die Ochsen. Und die

Maultiere. Und die Puten. Und die Hunde. Und die Pfaue.
Und...«

»Hör auf!«

»*Und meine Katze!*«, brüllte Mrs Noyes – und obwohl ihre Stimme bei diesen Worten versagte, hatte sie sie ausgesprochen und er wusste, dass sie wusste, was er getan hatte – und was es ihr bedeutete.

»Deine Katze, meine Liebe?«

»Ja.«

Mrs Noyes schlug den Stofffetzen zurück und offenbarte einen Teil von Mottyl, die an ihrer Brust kauerte – in Panik, wegen der Gegenwart von Doktor Noyes.

Der atmete durch sein hölzernes Gebiss ein und machte dabei das zischende Geräusch, das immer ein Zeichen für großes Missfallen war. Dann wies er Mottyl mit einem Wink ab und sagte: »Wir haben schon zwei Katzen, meine Liebe. Zwei ganz besondere Katzen, darf ich hinzufügen... und das Edikt sagt ganz eindeutig *zwei – nur zwei*.«

»Du könntest eine Ausnahme machen.«

»Wirklich? Warum sollte ich?«

»WEIL SIE MIR GEHÖRT!«

Hannah schrak zurück – und die Hälfte des Wassers in der Schüssel wurde verschüttet.

Keiner bewegte sich – nicht einmal Noah.

Als sie merkte, dass weder ihre Worte noch die Art, wie sie sie ausgesprochen hatte, eine Veränderung in ihrem Mann bewirkten – schloss Mrs Noyes schließlich im Flüsterton: »Ich werde nicht mit dir mitkommen, Noah. Wenn meine Katze – wenn Mottyl nicht mitkommen darf, dann werde ich auch nicht mitkommen.«

Hannah zuckte zusammen. Sie hielt es für möglich, dass die Erde sich jetzt auftat.

Noah stieß die Schüssel mit dem Fuß beiseite und richtete sich zu voller Größe auf, als ob er nie alt gewesen, sondern immer noch jung und ein Riese wäre, und er holte weit aus und traf Mrs Noyes mit einem Rückhandschlag.

Sie fiel zu Boden – natürlich – und Mottyl hatte Angst, sprang aus ihren Armen und war weg.

Mrs Noyes lag regungslos dort, wo sie hingefallen war. Das Einzige, was sie denken konnte, war: *Sie ist blind – und ich werde sie nie wiedersehen.*

Doktor Noyes setzte sich hin. Ehrlich gesagt, konnte er nicht anders. Die Anstrengung, die es ihn gekostet hatte, seine Frau zu schlagen, hatte ihn fast gelähmt und – auf einmal war er wieder alt.

Trotzdem sammelte er sich, und als Hannah seine Füße fertig gewaschen hatte (sie hatte aus dem Krug frisches Wasser eingegossen), versuchte er, Mrs Noyes vernünftig zuzureden, auch wenn sie ihn kaum hörte.

»Es gibt doch andere Katzen... sehr schöne Katzen, Abraham und Sarah – und deine Katze ist trächtig; alt – und dahergelaufen – und blind noch dazu, meine Liebe. Sie wäre nur über Bord gefallen.« Fast musste er dabei nachsichtig kichern. »Und überlege, wie schlecht du dich *dann* erst gefühlt hättest: *vom Meer verschluckt...*«

»Sie wird ohnehin vom Meer verschluckt werden – wenn wir sie zurücklassen.«

»Na – sei es, wie es ist, *du* bist ohne sie besser dran und *sie* ist besser dran, wo sie ist. Sie wird mit ihresgleichen sterben – dort, wo sie hingehört.«

Mrs Noyes schwieg – und Doktor Noyes lächelte – und damit war das Thema offensichtlich beendet. Sie stand auf und er stand auf und beide standen da – allerdings nicht

nebeneinander – und schauten den Berg hinunter; hinter ihnen ragte die große Arche empor und unter ihnen flammten die Opferfeuer auf. Er sagte: »Es ziemt sich so. Es ist recht so. Wir sind Gott gegenüber gehorsam. Und wenn wir die Arche zusammen besteigen, werden wir unseren Auftrag hier ausgeführt haben. Wir haben in der Zukunft einen weiteren Auftrag auszuführen und wir werden froh sein, dass wir unsere Pflicht hier erfüllt haben. Ja?«

Nein.

Sie würde nicht froh sein.

Und sie würde ihm nicht verzeihen.

Nie.

Ganz langsam fing es zu regnen an.

Da seit so vielen Wochen Dürre herrschte, brachte der erste Regen eine Welle der Erleichterung. Ham und Luci und Emma stiegen auf das Deck der Arche und Emma tanzte und sang alle Regenlieder, die sie kannte: »*Es regnet, es regnet, es regnet seinen Lauf*« und »*Regen, Regentröpfchen, fall mir auf mein Köpfchen!*« In der Tat wurde so viel gesungen und gelacht und in Pfützen geplansch, dass offensichtlich keiner merkte, was das für ein seltsamer Regen war. Bis Emma mit dem Finger auf Luci zeigte, die ein langes weißes Gewand trug, und sagte: »Schau! Der Regen ist farbig!« Und das stimmte. Er war lila.

Am dritten Tag des Regens senkten sich die Regenwolken, bis sie die oberen Äste der Pinie und das Dach der Arche fast berührten. In den tiefen Furchen aus lila verfärbtem Ton, durch die der Regen jetzt Bäche und Wasserfälle bahnte, fing es – zuerst nur sehr langsam – mit weniger Farbe und mehr Gewalt zu fließen an. Donner war überall, aber noch weit weg, sein

Echo umgab die Berge. Jetzt begann der Regen, der seine Durchsichtigkeit und die lila Farbe verloren hatte, trüb und milchig auszusehen. Noah sagte, der Regen, der vorher »böse« gewesen sei, werde jetzt als »leidenschaftlicher« Regen aus dem Himmel geschüttet – er werde auf der sterbenden Erde verschwendet und vergeudet, und er nannte ihn »den Regen des Onan«.

Mrs Noyes war verschwunden. Keiner konnte sie finden. Doktor Noyes war außer sich.

Zugegeben, nicht weil er den Verlust einer Person befürchtete, die er liebte – sondern weil er den Verlust einer Person befürchtete, die er brauchte. Ohne Mrs Noyes konnte die Arche nicht losfahren, ihre Reise wäre zum Scheitern verurteilt. Jahwes Edikt lautete: »Du und deine Söhne und deine Frau und die Frauen deiner Söhne...« Diese acht – sonst würde keiner gerettet werden.

Hannah kam und stellte sich neben Doktor Noyes unter seinen Regenschirm; vom Deck über dem Landungssteg aus stierten beide durch den Regen.

»Sie wird uns alle umbringen«, sagte Doktor Noyes.

Hannah zog ihr Tuch über ihren Bauch.

»Sie wird uns alle umbringen!«, schrie Doktor Noyes dem Himmel zu. »SIE WIRD UNS ALLE UMBRINGEN! VERHINDERE ES!«

Zuerst streifte Mrs Noyes am Fuß des Berges herum, während der Regen weiter fiel und der Wald sich allmählich mit abtrünnigen Hunden und Truthähnen füllte, die von verlassenen Heimstätten weit unten an der Straße vertrieben worden waren. Auch andere Tiere erschienen allmählich am

Ufer des angeschwollenen Flusses und im Wald – bald waren es so viele, dass die ortsansässigen Lemuren anfangen in die Baumwipfel zu klettern und von dort zu schreien: »*Kein Platz mehr! Kein Platz mehr!*«

Irgendwo in Mrs Noyes' Kopf hatte sich die vage, jetzt allerdings nur mehr verzweifelte Hoffnung gehalten, Mottyl könnte irgendwie mitten aus diesem Ansturm herren- und obdachloser Tiere auftauchen; vielleicht könnte ein Wunder des Zufalls ihnen helfen, einander wiederzufinden.

Aber weder das lange Gras – bis in den Boden getreten – noch die Randbezirke des Waldes und die rapide kürzer werdenden Strecken der Straße, die sie bei ihrer zunehmenden Erschöpfung noch schaffte – nichts brachte eine Spur von Mottyl zutage. Mrs Noyes' Kleidung war jetzt völlig durchnässt, und da sie nach nasser Wolle, verbrannter Schürze und angesengten Haaren roch, fühlte sie sich wie ein gelöschttes Feuer. Ihr hätte kalt sein müssen, doch dem war nicht so. Der Regen war erstaunlich warm und kam ihr – zuweilen – fast heiß vor. Im Tal trieben Nebelschwaden, die in Fetzen hingen wie früher der Dampf, der aus den köchelnden Töpfen auf ihrem Herd hochstieg.

Jedes Mal, wenn das Gras sich bewegte oder ein Zweig knackte oder ein Ast herunterfiel, blieb Mrs Noyes abrupt stehen und flüsterte: »*Mottyl? Mottyl?*« Es war zwecklos, lauter zu sprechen, besonders gegen das Schreien der Lemuren anzukämpfen. Die Welt war eine Wildnis geworden – und sollte sie ihre Katze finden, dann hätte sie das allein nur dem Zufall zu verdanken.

Im Finstern – und finster war es immer – rannte Mottyl davon; sie rannte weg vom Klang von Doktor Noyes' Stimme, vom Geruch des Feuers und vom Gestank brennenden Fleisches.

Das Feuer war jedermanns Feind – aber Doktor Noyes war schon immer ihr ganz persönlicher Feind gewesen: der Schöpfer ihrer Blindheit und der Mörder ihrer Kinder. Und jetzt hatte er versucht auch sie umzubringen.

Die Finsternis, in der sie sich bewegte, war nicht völlig dunkel. Es gab Übergänge – blasse, wässrige Übergänge, die Formen unbeweglicher, manchmal auch sich bewegender Dinge erkennen ließen: einen Schwarm fliegender Vögel, einen laufenden Hund, die springende ruckartige Bewegung eines Lemuren. Bäume und Felsen und Mauern waren ihre allerschlimmsten Feinde – fast ohne Vorwarnung tauchten sie plötzlich auf – flach und ohne Dimensionen; sie bedeuteten drohende Zusammenstöße und verursachten diese auch allzu oft.

Mottyl machte sich davon, den Berg hinunter – und beschwor all ihre Erinnerungen an Mauern und Bäume und Tore und ihre Standorte – versuchte sich ins Gedächtnis zu rufen, wo die Öffnungen waren, die kleinen Lichtflecken, die sie durchließen –, aber sie musste einen großen und nicht vertrauten Umweg um die Stelle im Hof machen, wo ihresgleichen dem Feuertod anheimfiel und verfiel sich fast augenblicklich in den Leichen, die da schwelten.

Mottyl schrie sehr selten. Sie war schon immer eine stoische Katze gewesen und meistens schwieg sie, wenn sie Angst hatte – und wenn sie Schmerzen hatte, verkroch sie sich. Doch hier im Hof, wo ihre Nüstern vom gewaltigen Gestank schwelenden Fells überwältigt waren, wo das Geräusch brennender Innereien in ihren Ohren sang und das sickernde, kleisterartige Knochenmark an ihren Pfoten festklebte, in Panik wegen des Rauches und aus Angst vor dem Feuer, das sie nicht ganz sehen konnte, war sie ergriffen und blieb – bewegungsunfähig – stehen, warf den Kopf in den Nacken und heulte.

Keiner hörte sie.

Es war niemand in der Nähe außer den Toten und – in der Luft – das stille Kreisen der Geier, die warteten.

Als Mottyl sich endlich bewegen konnte, hatte es zu regnen begonnen und jeglicher Orientierungssinn war ihr abhanden gekommen.

Mrs Noyes musste nach Essen suchen, denn alles Essbare war aus den Gärten und Speisekammern und Vorratskellern geholt worden. Jedes Ei aus dem Hühnerstall – jeder Sack Mehl aus dem Lagerraum – jedes Stückchen Fleisch aus der Räucherammer und jedes Bündelchen Kräuter, das von den Balken ihrer Sommerküche gehangen hatte – alles war weg. Und jedes Korn aus dem Getreidespeicher. Nichts war übrig geblieben: Es war entweder verbrannt worden oder lag tief im Laderaum der Arche. Der bloße Gedanke, dass sie an dieser Aktion teilgenommen hatte – sogar bereitwillig teilgenommen hatte...

Nun gut.

Es gab jedoch durchweichtes Gras und bittere Wurzeln in der Erde und saure gelbe Beeren, die an Reben hingen, und es musste Äpfel geben...

Wie dumm von ihr!

Sicher gab es noch Äpfel im Obstgarten... Schließlich war so vielen verboten, Äpfel zu essen, dass nur sehr wenige überhaupt verzehrt wurden. Frauen war es vollkommen untersagt, Äpfel zu essen, ebenso Kindern und Haustieren.

Nur die Ältesten wie Noah – Männer, die in die Mysterien eingeweiht waren – durften Früchte aus dem Obstgarten verzehren. Nun aber war der Obstgarten voller Apfelbäume. Dutzenden – im Frühling blühten sie so schön und im

herbstlichen Regen konnte man den Duft der Apfelschalen riechen. Warum hatte sie daran nicht gedacht?

Sie stürzte los – ohne auf den Schlamm und das rutschige Gras und den Blumenwirrwarr überall auf dem Berghang zu achten. Auf dem Weg bergauf durchquerte sie die Felder Richtung Fuhrweg mit den niedrigen Steinmauern, auf denen Glasscherben lagen und dem Tor, das immer abgeschlossen war, das sie aber im Geiste jetzt schon aufbrach.

Alle Äpfel werden mir gehören, dachte sie.

Als sie den Fuhrweg erreichte, war sie so außer Atem, dass sie anhalten musste; sie fiel auf die Knie, dann auf die Hüfte – nur einen Augenblick... *»Nur einen Augenblick Pause«*, flüsterte sie. Und dann – mit einem Schlag – riss es sie hoch – stand sie kerzengerade.

Ben Azai war gestorben... Ben Zoma hatte seinen Verstand verloren... Ben Abuya hatte die Pflanzen der Vernunft ausgerissen...

So hatte Jahwe erzählt – *weil sie den Obstgarten betreten hatten.*

Wieder sackte Mrs Noyes zusammen – ihre Hüfte stieß gegen einen großen runden Stein – und beim Schmerz, ausgelöst durch den Stein, der auf ihre Knochen drückte, fuhr der Gedanke durch sie hindurch: *Aber sie haben den Obstgarten doch nicht wegen der Äpfel betreten... sie sind hineingegangen, um zur Erkenntnis zu gelangen, und ich will nur etwas zu essen! (Sie stand auf.) Und – außerdem: Ist nicht einer am Leben geblieben? Ist nicht einer heil aus dem Obstgarten gekommen?*

Ja.

Mrs Noyes drehte sich um und schaute den Weg hinauf, zum Tor mit seiner Kette und seinem Schloss.

Rabbi Akiva ging heil in den Obstgarten hinein und kam heil wieder heraus.

Das würde sie auch.

Mrs Noyes riss einen ihrer Unterröcke in lange, breite Streifen und hängte sich vorsorglich ein paar davon um den Hals. Vielleicht würde sie die Streifen einmal brauchen, wer weiß? Sie war lange genug Hausfrau und Mutter gewesen, um zu wissen, dass es überhaupt nichts gab, was nicht irgendwie von Nutzen sein konnte. Den Rest des Unterrocks wickelte sie in mehreren Lagen als Verband um die Hände und ließ dabei nur die Daumen frei. Das Ganze wirkte wie Fäustlinge aus Baumwolle – etwas unförmig zwar, aber sie würden ihren Zweck schon erfüllen.

Ihr kam der Gedanke, dass das Aufbrechen des Tores womöglich die Wirkung eines magischen Fluches auslösen könnte, den Jahwe oder Noah über das Schloss ausgesprochen hatten. Das Elmsfeuer oder die Große Schlange von Eden könnte heraufbeschworen werden – und dieser Gedanke behagte ihr gar nicht. Es war besser, ihr Glück bei der Mauer mit den Glasscherben zu versuchen.

Blinde können durch Willenskraft eine Art Sehen erzwingen. Obwohl sie nichts klar erkennen, kann dann ein Schatten Form annehmen und eine Lichtquelle wahrgenommen werden.

Mottyl hatte den Obstgarten ebenfalls gefunden – aber früher als Mrs Noyes. Früher hatte sie diesen Ort nicht oft aufgesucht – vor allem wegen der Tatsache, dass Doktor Noyes und Hannah auf allen Wegen ihren Geruch zurückgelassen hatten und die Torpfosten nach ihren Handabdrücken rochen. Vor sehr langer Zeit einmal hatte sie die Mauer ausprobiert und sich dabei an den Scherben ihre Fußballen aufgeschnitten – aber damals war sie noch ein Kätzchen, und sie hatte nur noch eine vage Erinnerung daran. Als sie sich der Mauer jetzt früh am Morgen nach der Tierverbrennung näherte, rieten ihr die

Flüsterstimmen, sie solle sich vor der Mauer in Acht nehmen – mehr nicht.

Es war noch vor Morgengrauen und am Himmel war nur ein ganz blasser Lichtschimmer erkennbar. Mottyls Gesamteindruck von der Welt war grau – alles verschwamm, doppelt benebelt: Alles dampfte, weil der Regen darauf fiel – alles wurde durch die getrübbten Linsen des grauen Stars wahrgenommen. Die Nacht – den finstersten Teil davon – hatte sie an den Ast eines Nadelbaums geklammert verbracht; keine Minute hatte sie richtig geschlafen – die Ohren gespitzt und ihre ausgestreckten Krallen tief in die Rinde geschlagen – so tief, dass das ausströmende Harz ihre Träume färbte. In ihrem Fell mit den roten, schwarzen und weißen Flecken hing noch der Geruch nach Feuer und Rauch, doch je länger sie im Regen auf ihrem Ast kauerte, desto weniger war davon wahrnehmbar. Und jetzt – als sie sich zur Mauer des Obstgartens aufmachte – bemerkte man den Geruch kaum mehr. Wenn die Drachen, vor denen sie so viel Angst hatte, aufgetaucht wären, hätten sie sie gleich wittern können, denn die Nässe ihres Fells und die Wärme ihres Körpers, mit der sie die morgendliche Kühle ausgleichen konnte, verstärkten ihren Eigengeruch. Das könnte problematisch werden und sie überlegte, wo sie etwas Mist finden könnte, um sich darin zu wälzen oder, besser noch, irgendwelche Kräuter, die gleich zwei Vorteile hätten: sie würden ihre Flohbisse lindern und ihre Stimmung heben. Der Duft der Äpfel jenseits der Mauer war geradezu betörend, obwohl er für Mottyl nicht dieselbe Bedeutung hatte wie für Mrs Noyes. Für Mottyl hatte der Duft nichts mit Essen zu tun, sondern diente ausschließlich zur Bestimmung ihres Standorts. Er verlieh ihr einen Punkt, um den herum sie einen Kreis ziehen und dabei Entfernung und Richtung fast genauso wie früher feststellen konnte, als sie sich in Häusern und bei wenigstens einem Teil der Leute, mit denen sie lebte, sicher

fühlte – als sie ihren Standort am Geruch von Mrs Noyes abschätzen konnte, an den Gerüchen der Küche und ihrer geliebten Veranda, an deren Rand sie in der Sonne gelegen hatte – am Geruch des Schaukelstuhls mit der gewirkten Sitzfläche und den Armlehnen, die mit dem Schweiß von Jahrhunderten aus Mrs Noyes' Handflächen geölt waren. Als sie sich dem Obstgarten näherte, freute sich Mottyl also über den Duft seiner Äpfel. Ebenso erging es – offensichtlich – einer Vogelschar. Die Vögel waren nicht sehr groß – dafür aber umso lauter.

Wenn sie sich nur hätten entscheiden können, welche Art von Lärm sie machen wollten. Aus den Baumwipfeln ließen sie jeden nur erdenklichen Vogelruf ertönen und sogar ein paar andere Rufe – einen bellenden Hund – den Schrei eines Lemuren – ein Menschenweib. Und das Geräusch surrender Dinge – wie Uhren und Doktor Noyes' mechanische Geräte...

Stare.

Mottyl lief näher, den Hang hinunter auf die Mauer zu. Das Licht war jetzt stärker, obwohl sich die Sonne selber nicht zeigte.

Wenn nur ihre *Flüsterstimmen* nicht so laut wären, könnte sie ungestraft ihr Glück bei der Mauer versuchen. Aber sie wollten einfach nicht still sein, wurden sogar so laut, dass es allmählich lästig war.

Warum sagt ihr mir nicht, was los ist? Warum brummt ihr nur: »*Gib Acht! Gib Acht!*«? Sagt mir lieber, *warum* ich Acht geben sollte – *wovor* ich mich in Acht nehmen sollte. Ist da jemand? Der Engel? Ist der Engel da?

Nein. Nur Vögel. Nicht gefährlich.

Was dann?

Mauer. Mauer.

Mauer. Das ist mir eine große Hilfe! Sagt mir, *warum* die Mauer.

*Wir können nicht. Wir können uns nicht mehr erinnern.
Nur... die Mauer; die Mauer; gib Acht!*

Mottyl befand sich jetzt am Hang, etwa sechs oder sieben Sprünge oberhalb der Mauer, die sie als eine niedrige, dunkle Form »sehen« konnte, eine Form, die ein Band durch das Grau bildete. Der Apfelduft stieg ihr in die Nase, der Lärm der Stare in die Ohren.

Stare waren sehnig – drahtige kleine Dinger –, kaum Fleisch, und auch das Bisschen war nicht schmackhaft. Es war bitteres Fleisch, das etwas metallisch schmeckte – ungefähr wie der Rost, den man in bestimmten Quellen und Tümpeln vorfand. Es war sogar ein ganz schwacher Hauch von Aloe dabei – als ob sich Stare von giftigen Beeren und den Blättern der Stechpalme ernähren würden. Trotzdem...

Mottyl saß kerzengerade da – wie ein Hase –, das Gesicht auf die singenden Bäume gerichtet.

»Vogel!«, rief sie. »Vogel?«

Die Stare verfielen – sofort – in Schweigen.

Mottyl machte sich flach – überquerte im Laufenden den Hang – und blieb wieder stehen.

»Vogel...«, rief sie erneut – diesmal leiser. »Vogel?« – mit entstelltem Tonfall. Es war dieselbe Technik wie beim Mäuseanlocken, obwohl – notgedrungen – etwas schroffer, weil die Stimme nach oben in die Luft statt nach unten auf die Erde und durch das Gras gerichtet war.

»Vogel!« Sehr barsch dieses Mal. »Vogel!«

In ihren Bäumen murrten die Stare – verunsichert...

Jetzt wusste Mottyl, dass sie ihre Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, und sie fing zu schnattern an.

Schnattern konnte so herrlich verhängnisvoll sein – wenn man den richtigen Ton traf. Nicht jeder Vogel ließ sich in Versuchung führen. Zum Beispiel fiel eine Wanderdrossel niemals auf dieses Manöver herein – aber Stare, Kuhstärklinge

und Finken konnten ihm nicht widerstehen – sie krochen einem fast ins Maul, wenn sie angeschnattert wurden.

Ein Star erlag der Versuchung.

Er flog vom Apfelbaum herunter und ließ sich auf der Mauer nieder, schaute auf das Durcheinander von durchweichtem Gras und Gestrüpp und murzte.

Mottyl verfluchte ihre Blindheit. Sie wusste, der Vogel war da, erkannte es an seiner Stimme – aber seine Form ähnelte zu sehr der Form der hoch ragenden Steine ringsum. Wenn er sich nur bewegen würde! Mottyl verfluchte auch das Gewicht ihrer Kätzchen im Bauch, das jetzt genügte, um sie beim Springen aus dem Gleichgewicht zu bringen – obwohl das alles nicht schlimm wäre, wenn sie noch ihr Augenlicht hätte.

Sprich noch mal! Sprich, flehte sie den Vogel an. *Sprich!*

Als ob der Vogel ihr Flehen gehört hätte, rief er den anderen im Baum etwas zu.

Mottyl schlich sich an die Stimme heran und nutzte dabei die überhängenden Äste eines Myrtenhains als Deckung – sie ließ die Zweige gegen ihren Rücken drücken, so dass sie merken konnte, wenn das Gewicht der Zweige zu den Spitzen hin abnahm... *Red weiter! Sprich noch einmal! Sprich...*

Der Star beugte sich nach vorne – starrte auf die Erde unter der Mauer –, hielt unvorsichtigerweise nach Insekten Ausschau.

Mottyl war jetzt nur noch einen einzigen Sprung von ihrer Beute entfernt – und war sicher, dass sie deren Form erkannt und von den Formen der Steine unterschieden hatte.

Plötzlich stieß der Vogel einen Schrei aus.

Er hatte sie gesehen.

Mottyl sprang.

Der Star entfloß – und Mottyl, nur wenige Zentimeter von den Steinen entfernt, hörte plötzlich ihre *Flüsterstimmen* schreien...

GLAS!

Alle Stare wirbelten hoch – schrien empört die hochfliegende Gestalt Mottyls an – als sie die eingemörtelten Glasscherben übersprang – und auf der Gartenseite der Mauer zu Boden fiel. Die Vögel flogen weiter, in die Baumreihen hinein, wo sie sich wieder setzten und, zwischen Äpfeln und Blättern verteilt, wie Harpyien kreischten: »*Katze! Katze! Katze!*«

Mottyl, die auf den Pfoten gelandet war, war wie durchgerüttelt – neben der Mauer ging sie in Kauerstellung; ihr Herz pochte und ihre Zunge geiferte und ihre Ohren waren angelegt. Sie konnte kaum Luft holen – und der Dunst vor ihr wimmelte von kleinen weißen Pünktchen, die ihr schwindelig machten. Tief in ihrem Bauch spürte sie, wie ihre Kinder – durcheinander gewirbelt und beunruhigt – sich verlagerten, sich gegenseitig verschoben. Schnell legte sie sich auf die Seite und streckte ihre Flanken möglichst weit, um ihre Bauchhöhle zu vergrößern. Sie machte die Augen zu – hatte jetzt keine Lust auf Helligkeit – und versuchte tief und lang zu atmen; sie zog die Luft tiefer und fester in die Lungen ein und krümmte langsam ihre Pfoten – *ein – aus – ein – aus*, bis alles Zucken und Hüpfen und Zittern sich gelegt hatte und sie auf die Herzschläge horchen konnte, die nicht ihre eigenen waren.

Eins.

Zwei. Drei.

Vier. Fünf...

Nichts.

Sechs; es hätten sechs sein sollen.

Wo bist du, sechs? Wo bist du?

Nichts.

Mottyl drehte sich auf die andere Seite.

Sechs? Sechs?

Sechs?

Bedächtig zog sie den Kopf über ihren Bauch; sie lag jetzt auf der Rundung ihres Rückens und zwickte ihre Haut, damit die Kinder sich wieder bewegen mussten. *Bewegt euch! Bewegt euch!*

Sie verlagerten sich – diesmal ganz sanft –, trieben durch die Flüssigkeiten, in die sie gebettet waren – eins – zwei – drei...

Vier.

Fünf.

Sechs.

Mottyl lag gegen die Mauer gelehnt da und schlief volle fünf Minuten. Alle sechs Herzen und ihr eigenes schlugen im Rhythmus des fallenden Regens.

Mit seinen ordentlichen Baumreihen und den grasbewachsenen Wegen sah der Obstgarten so friedlich aus; es schien äußerst seltsam, dass Mrs Noyes vor einem solchen Ort Angst haben sollte. Aber sie hatte Angst. Ihr ganzes Leben lang hatte man ihrem weiblichen Gewissen eingebläut, dass nur Frauen mit dem Dispens von allerhöchster Seite erlaubt war, unter diesen Bäumen und auf diesem Gras zu wandeln: Frauen wie Hannah – in der Tat war sie das einzige weibliche Wesen, nach Kenntnis von Mrs Noyes, für das die erforderlichen Zugeständnisse gemacht worden waren.

Sie näherte sich der Mauer.

Die ganze Zeit über war sie sich im Klaren darüber, dass ihr jemand von der Arche aus möglicherweise nachspionierte, und folglich duckte sie sich bei jeder Bewegung zu Boden. Gebückt und ihre baumwollenen Fäustlinge durch den Dreck schleifend, überwand sie die letzte offene Wegstrecke und warf sich dann gegen die Mauer, wo ein paar Johannisbeersträucher üppig genug wuchsen, um sie zu verbergen.

Sie wartete.

Kein Geräusch außer dem Regen – und überhaupt kein Hinweis darauf, dass jemand sie gesehen hatte.

Die Mauer, die sich jetzt direkt über ihr am Hang befand, war nicht ganz so hoch, wie Mrs Noyes groß war. Die Steine darauf liefen spitz zu – und die Menge der Glasscherben war größer, als sie in Erinnerung hatte.

Nun gut: je früher begonnen, desto früher vorbei.

Sie richtete sich auf – bis zu ihrer vollen Größe – und zupfte an den Streifenenden ihrer Fäustlinge; sie band sie eng um die Handgelenke. Dann legte sie ihre Hände, sehr vorsichtig – aber fest – auf eine Stelle, wo ihr die Scherben am wenigsten bedrohlich vorkamen, und hob sich vom Boden ab...

Ach Gott.

Sie steckte fest.

Ihre Hüfte, von den Rücken heruntergezogen, war voll auf der Mauerspitze gelandet und sie fühlte das Glas ganz langsam wie eine Unmenge Drachenzähne in ihr Fleisch eindringen.

Sie lag ganz ruhig; sie hatte Angst davor, sich bei der geringsten Bewegung die Seite aufzureißen; dann hob Mrs Noyes – so wie man einen einarmigen Liegestütz ausführen würde – ihr Gewicht in die Höhe und ließ sich auf der anderen Seite der Mauer auf den Boden rollen. Bluten würde sie – aber wenn sie nicht hinschaute, würde sie nicht in Ohnmacht fallen.

Nach ihrem Fünf-Minuten-Schlaf wachte Mottyl auf – erleichtert und froh, dass alle sechs Kinder lebten – und immer noch hungrig.

Sie setzte sich auf, beschnupperte die Luft und merkte sehr schnell, dass sie nicht alleine im Obstgarten war.

Die Füchsin war auch drin.

Mottyl stand auf – und nahm eine drohende Haltung an. Das war eine automatische Reaktion. Wenn man die Füchsin

witterte, bereitete man sich am besten sofort auf die Verteidigung vor – obwohl die beste Verteidigung darin bestanden hätte, abzuhausen, und zwar so weit wie möglich. Das Problem war – sie wusste nicht genau, wo die Füchsin sich befand. Höchstwahrscheinlich suchte sie – genau wie Mottyl – nach Nahrung. Sie schnüffelte oft im Obstgarten und am Rand der Felder herum, ob es dort nicht junge Hasen gab. Aber die Luft war feucht und es war völlig windstill, was zur Folge hatte, dass der Geruch der Füchsin überall war – durch den Nebel gleichmäßig verteilt.

Aufgrund ihrer Blindheit war Mottyl mehr oder weniger wehrlos. Auf jeden Fall wäre sie ein allzu leichtes Opfer für jedes Tier, das ihr Blindsein bemerkte – und wenn besagtes Tier groß genug wäre, wären Mottyl und ihre Kinder verloren. Was nicht heißt, dass sie nicht kämpfen würde. Doch es gibt Kämpfe, die man nicht gewinnen kann...

Mottyl lauschte mit äußerster Konzentration. Aber kein Laut war zu hören. Jedenfalls nichts, was sie mit einem Fuchs in Verbindung bringen würde.

Mottyl schlich von der Mauer weg; sie vermied die bedrohlich hoch ragenden Konturen der Baumstämme und streifte unter den Ästen vorbei, redete sich ein, dass sie notfalls immer noch auf einen Baum klettern könnte.

Plötzlich stand die Füchsin vor ihr – sie kam offensichtlich aus dem langen Gras.

Mottyl sauste den nächsten Baum hoch, so hoch, wie sie es den Ästen überhaupt noch zutraute, ihr Gewicht zu tragen.

Am Fuß des Baumes drehte die jetzt bellende Füchsin durch. Sie war wütend auf Mottyl, weil sie ihr entkommen war, und warf ihr jeden Schimpfnamen, der ihr einfiel, durch die Blätter entgegen, während Mottyl – erst einmal in Sicherheit – sich auf eine lange Belagerung einstellte. Doch dann passierte etwas sehr Seltsames.

Obwohl ihre Schimpfkanonade gegen die Katze so heftig und böse war, brach die Füchsin mittendrin ab und sank auf die Seite ins Gras. Mottyl konnte ihr Keuchen hören – und dann, ganz langsam, nahm sie ein anderes Geräusch wahr: Die Füchsin war erschöpft. Sie murrte und klagte. Sie war dem Heulen nah. Weil es nichts zu fressen gab. Es keinen sicheren Ort gab, an dem man sich verstecken konnte. Sie war am Verhungern und ihre Jungen waren schon tot.

Mottyl hatte ganz zufällig eben ein ganzes Gelege Eier in einem Blauhähernest entdeckt.

»Füchsin?«

Die Füchsin blickte zu ihr auf.

Mottyl stieß zwei Eier aus dem Nest – und ließ drei für sich übrig.

»Iss!«

In all seiner geordneten Herrlichkeit breitete sich der Obstgarten vor Mrs Noyes aus.

Sie lief – humpelte eher – schnell zum nächsten Baum, wo die Äpfel eine blasse, liebliche gelbe Farbe hatten, nahm einen – zwei – drei in rascher Folge ab und aß sie; sie benutzte beide mit Fäustlingen versehenen Hände, um die Äpfel zum Mund zu führen. Sie aß nicht nur, sie trank auch – die Säfte triefen von den Mundwinkeln über ihr Kinn den Hals hinunter und in die Spalte zwischen ihren Brüsten. Es war fast wie ein Bad in Nektar, sie schwelgte darin – und hätte die Butzen am liebsten über ihren Haaren ausgedrückt. Das Fruchtfleisch der Äpfel war besser als alles, was sie jemals gekostet hatte – obwohl wahrscheinlich fast jedes Nahrungsmittel dieselbe Wirkung gehabt hätte, denn das halbe Vergnügen lag darin, dass sie Durst und Hunger mit etwas anderem als Wasser stillen konnte.

Sie blickte um sich und sah, wie viele Bäume noch immer Früchte trugen, und sie dachte: *Ich muss mir einen Vorrat jenseits der Mauer anlegen – dann muss ich nicht jedes Mal, wenn ich Hunger habe, diese blöden Fäustlinge anlegen und mir die Beine aufschlitzen.*

Rote Äpfel, grüne Äpfel, violette Äpfel, gelbe Äpfel, sogar weiße Äpfel – hingen von den Ästen – und fielen ihr in die Schürze, als sie die Äste schüttelte und sich dann bückte, um die Äpfel aufzulesen, die unter dem Gewicht des Regens schon zu Boden gefallen waren. Und das Gras war süß, wegen der Äpfel und auch wegen seines eigenen nassen Geruchs, und Mrs Noyes dachte, dass es keine bessere Erinnerung an die Erde geben könne als diese: an die Wohlgestalteten Äste ihrer Bäume und den Geschmack ihrer Früchte und den Duft ihres Grases und die Wärme ihres Regens.

Zwei Schürzen voller Äpfel würden sie einen ganzen Monat lang durchfüttern; allerdings konnte sie nicht glauben, dass sie dann noch am Leben wäre, um sie zu essen. Mrs Noyes setzte sich auf den Boden und aß hintereinander ein Dutzend Äpfel. Die Röcke hochgezogen, saß sie da, der Regen konnte ihre Beine abwaschen, und sobald sie einen Apfel aufgegessen hatte, rieb sie ihre Wunden ganz sanft mit dem Butzen ein. Die Säure brannte, doch sie wusste, dass sie helfen würde, die Schnittwunden zu heilen.

Es war nicht vorauszusehen, ob der Regen noch an Stärke zunehmen würde – aber Mrs Noyes kannte Noahs Gerissenheit und erinnerte sich, wie wütend Jahwe gewesen war: Das gab ihr wenig Zuversicht, auf Mäßigung hoffen zu können. Es könnte sehr wohl sein, dass es noch tagelang weiterregnete – so weich und warm –, in späteren Zeiten würde man es als »schottischer Nieselregen« bezeichnen. Aber es würde auf

Dauer nicht so bleiben. Sicher würde der heilige Donner kommen, auch Jahwes rasende zackige Blitzschläge, mit denen er so oft versuchte, seine Leute in Angst und Schrecken zu versetzen. Und es würde herabstürzende Wasserfälle geben. Und gefrierenden Regen, der in undurchsichtigen Strömen herunterkommen würde. Und heftige Wolkenbrüche, von lärmendem Sturm und peitschendem Wirbelwind begleitet. Und schließlich... was? Die Tümpel würden über ihre Ränder treten – alle Flüsse über die Ufer – alle Teiche würden die Berge hinunterstürzen – und die Wasserfälle würden verstummen, verschluckt von den ansteigenden Seen und den versinkenden Bergen. Und dann...

Mrs Noyes stand auf.

Und dann...

Sie warf das letzte Kerngehäuse weg, wischte den Mund mit dem Handrücken und rülpste. *Ich bin wie eine Kuh*, dachte sie. *Ich stehe im Regen und starre vor mich hin. Gleich fange ich noch an, wiederzukäuen!*

Und dann...

Mrs Noyes konnte sich nichts mehr vorstellen, obwohl sie ganz genau wusste, dass noch mehr vorstellbar war – und Jahwe und Noah es sich schon vorgestellt hatten. Aber das ging sie nichts an. Ihr würde der Regen, ganz gleich, wie viel fallen sollte, für immer genügen; die Absicht, die dahinter stand, war vom Augenblick des ersten Tropfens an klar gewesen.

Sie drehte sich kurz um und blickte auf den Obstgarten zurück, sog einen letzten Zug seines süßen Duftes ein. Außer Äpfeln lag noch etwas anderes in der Luft. »Ich rieche ein Tier«, sagte sie. Groß? Klein? Gefährlich? Gutmütig? Wie konnte sie es wissen? Es war einfach – ein Tier.

»Mottyl?«

Nein – der Geruch war wilder.

Mrs Noyes schüttelte ihre Röcke aus, warf die mit Äpfeln gefüllten Schürzen über ihre Schultern und ging den Berg hinunter. Aus irgendeinem unerklärlichen Grund, fand sie, war – seltsamerweise – etwas Tröstliches in der Mischung aus Apfelduft und dem Geruch eines Tiers. Vielleicht war dies gerade das Zeichen, dass außer ihr noch etwas anderes am Leben war und auf dem Berg herumzog. Wenn es nur ihre Katze gewesen wäre.

Mottyl trottete zum Waldrand hinunter. Es wurde jetzt Abend, und die Lemuren schrien nach der Sonne. Mottyl dachte gerade an Bip und Ringer – wünschte, sie wären in Sicherheit an Bord der Arche.

Der ständige Regen und das durchtränkte Gras hatten sie bis auf die Haut durchnässt; also setzte sich Mottyl, bevor sie den Wald betrat, auf den kaputten Zaun, wo Michael Archangelis den Drachen getötet hatte, und fing an sich zu trocknen; sie benutzte die Pfote, um das Wasser aus ihrem Fell zu drücken.

Bip und Ringer schauten aus ihrer Pappel auf sie hinunter; sie waren sich nicht ganz sicher, ob es wirklich Mottyl war. Sie sah so lächerlich klein aus.

»Bist du es, Mottyl?« Bip ließ sich an einem der eher rutenähnlichen Äste hinabgleiten und überschüttete alles darunter mit einem Schauer von nassen Blättern.

»Bip?«

»Wieso bist du nicht zu Hause?«

Mottyl erklärte ihm nicht, dass sie vor Doktor Noyes geflohen war. Im Moment war es wichtiger, ihre Freunde dazu zu bewegen, an Bord der Arche zu gehen.

Sie berichtete Bip und Ringer, wie die Tiere paarweise an Bord geholt wurden; sie sei sicher, dass Ringelschwanzlemuren noch keine darunter wären; Bip und

Ringer müssten sich retten, müssten möglichst schnell zur Arche gehen.

Bip hatte Zweifel. »Es ist nur Regen. Zugegeben, der schlimmste, den wir je erlebt haben. Aber die Dürre war auch die schlimmste, die wir je erlebt hatten, kein Wunder also, dass es jetzt so regnet.«

»Nein.« Mottyl blieb hartnäckig. »Dies werdet ihr nicht überleben, glaubt mir! Schreckliche Dinge ereignen sich.«

Da schwang Ringer sich herunter und gesellte sich zu ihnen. »Was? Was Schreckliches denn?«

Mottyl überlegte, ob sie ihnen von dem bevorstehenden Tod Jahwes erzählen sollte – und von dem Pakt, den er mit Doktor Noyes geschlossen hatte, um die Welt zu vernichten. Aber der Pakt war nur eine Vermutung – ein Gerücht; die Arche dagegen war echt – und der Regen war echt und spürbar; mit diesen Informationen konnte man etwas anfangen.

Schließlich sagte sie zu Bip und Ringer, falls sie an Bord der Arche gingen und sie, Mottyl, Unrecht hätte, bräuchten sie ja nur wieder auszusteigen. Wenn sie aber Recht hätte, wären sie schon an Bord und sicher, wenn die Katastrophe losging.

»Was ist mit dir?«, wollte Bip wissen.

»Ich warte noch«, log Mottyl. »Ich werde schon rechtzeitig oben sein, muss noch ein oder zwei Dinge erledigen.«

»Deine Kätzchen auf die Welt bringen?«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

Bip warf Ringer einen Blick zu. Der Klang von *vielleicht auch nicht* gefiel ihm nicht.

»Geht's dir gut?« Auch Ringer machte sich um Mottyl Sorgen. »Hast du Probleme?«

»Nein. Keine Probleme. Ja. Es geht mir gut. Aber euch wird es nicht gut gehen, wenn ihr *jetzt* nicht zur Arche geht.«

Endlich, wenn auch gegen ihren Willen («Wir würden lieber auf dich warten»), ließen sich Bip und Ringer dazu überreden, den Berg hinaufzugehen.

Der Wald war zum Ziel fast jeder Wanderschaft geworden: Er wurde ein Schutzort für jede Art von flüchtendem Getier in jeglichem Zustand – ein Schlafplatz für die Vögel – ein Versteck für die Verletzten und ein Marktplatz für die Raubtiere. Sumpftiere – Wiesentiere – Flusstiere – Haustierte zogen ein – jedes einzelne zwangsvertrieben. Jäger und Beute; Wirte und Parasiten; eine große Vielfalt an Vögeln und anderen Tieren und Insekten – alle um dasselbe Futter ringend – durchstreifte die Dämmerung. Jede Beere, jedes saftige Blatt, jeder Frosch und jede Maus wurden vertilgt. Eichhörnchen, Kaninchen, Affen, Maulwürfe und dutzenderlei Vögel konnten kein Versteck mehr finden – überall waren ihre Schreie zu vernehmen – und der Gestank von Blut und Innereien.

Dennoch konnten selbst die potenziellen Opfer sich nicht entschließen, den Wald zu verlassen. Gerade so, als ob die Bäume – und nur die Bäume – in der Lage wären, sie zu retten.

Nachdem sie sich von Bip und Ringer verabschiedet hatte, ging auch Mottyl in den Wald; sie war auf der Hut, fühlte sich aber ganz ruhig. Ihre Erfahrung mit der Blindheit hatte ihr eine Art Beharrlichkeit gegeben, wenn es darum ging, im Wald zu überleben. Sie hatte hier schon so viel mitgemacht – und ging jetzt direkt auf ihr Ziel zu, den Kopf gesenkt und die Schultern nach vorne gestreckt. Ihr Ziel war der Baum nicht weit vom weitesten Waldrand, nahe der Straße, wo Krähe ihr Nest hatte. Wenn jemand ihr helfen könnte, war es Krähe. Und Krähe würde es tun. Nicht umsonst waren sie die ganzen Jahre über Freundinnen gewesen. Sie waren einander so oft behilflich, hatten so oft Essen und Warnungen getauscht. Was Mottyl jetzt vor allem brauchte, waren Krähes Augen und Krähes Nest.

Und sie hatte so viel Hunger. Die Eier waren nicht sehr groß gewesen, hatten nur ihren Appetit angeregt.

Mit festem Schritt und eingezogenen Krallen – ihre Kinder schaukelten in ihrem Bauch – machte sich Mottyl auf den Weg; sie war fest entschlossen, wenn sie unterwegs sonst nichts finden würde, Insekten zu fressen.

Vor ihr huschten Feen kreischend auseinander. In ihren Wald waren so viele Fremde eingefallen, dass sie nicht wussten, wo sich verstecken. Einigen hatte es schon das Leben gekostet, andere waren so geschwächt, dass sie sich kaum vom Boden lösen konnten. Alles, was sie gewöhnlich aßen – die sonst so reichlich vorhandenen Honig- und Harzsorten –, war vertilgt, und, was Nahrung anging, war der Wald für sie zu einem Ödland geworden. Mottyl begegnete mindestens drei Gruppen von Feen, die so erschöpft und vor Hunger so geschwächt waren, dass sie um sie herumgehen musste. Sie konnten sich nicht mehr bewegen.

Es war eine sehr seltsame Zeit für Mrs Noyes – da sie so völlig allein war, nicht wusste, welcher Tag es war, sich ausschließlich von Äpfeln ernährte und auf den Bäumen schlief. Es gab allerdings Augenblicke – während sie durch die Felder ging oder irgendeinem jungfräulichen Pfad folgte, in denen sie merkte, dass nach und nach die Zivilisation von ihren Schultern abfiel, und dafür war sie dankbar. Welch eine Last sie gewesen war! »Das kann ich euch sagen!« (Sie rief es laut den Vögeln zu.) All diese *Manieren* – all diese Benimmregeln: »mein Herr« und »gnädige Frau« – Kratzfüße und Handküsse – auf Befehl hinfallen und wieder aufstehen – das alles einhalten zu müssen. Messer und Löffel und Teller in der richtigen Reihenfolge zu benutzen – die Haare hochzustecken und Hauben und Kopftücher und Schleier tragen zu müssen, um dies, das und jenes zuzudecken, damit die Herren der Schöpfung nicht verleitet würden – und

zuzulassen, dass das alles weggerissen wurde, wenn dein Ehegatte sein Vergnügen haben wollte. Der zeitliche Druck – der tägliche Ritus der Gewalt – das ganze Beten und das Blut und der Wein – die Eintönigkeit des Protokolls: um Erlaubnis bitten zu müssen, wenn man sprechen, etwas berühren, sich bewegen wollte. Und die Lügen... und das leere Lächeln... und die versteckten Ginkrüge...

Eines Morgens hob Mrs Noyes ihre Röcke hoch, hockte sich voll im Blickfeld der Fenster eines verlassenen Wagens hin – und pinkelte.

War das herrlich!

Einfach dort zu hocken, die Knie auseinander, Oberschenkel und Scham dem Regen dargeboten – und die süße Erleichterung beim Gießen des Grases...

... als ob das Gras gegossen werden müsste...

Doch dann – plötzlich – stand Mrs Noyes blitzschnell auf und ließ den Saum ihrer Röcke fallen. Sie merkte sogar, wie ihre Hand – unwillkürlich – hochfuhr, um ihr Haar zu befühlen und den Verschluss ihrer Kleidung am Hals zurechtzurücken.

Da war jemand.

Ging zu Fuß...

Mrs Noyes lehnte den Arm an die Stirn, versuchte auf diese Weise ihre Augen vor dem Regen zu schützen.

Jenseits des Flusses am anderen Ufer bewegte sich eine Gestalt, gebückt – stehend.

Mrs Noyes war nahe daran zu rufen. Zu winken. Den Berg hinunterzulaufen. Aber sie tat es nicht. Gerade noch rechtzeitig hielt sie inne und blieb stocksteif stehen.

Vielleicht war das, was da war, gefährlich.

Was könnte es sein?... Oder wer?

Wirkte es nur so klein, weil es so weit weg war – oder war es ein Tier... ein Zwerg... ein Kind?

Eine Sinnestäuschung? Der Geist von irgendjemand? Ihrer Mutter?...

»Ach! Meine Mutter...«

Mrs Noyes rieb sich die Augen.

Nein. Es war nicht der Geist ihrer Mutter und es war kein Trugbild. Es war wirklich jemand da. Eine Person.

Der Fluss war stark angeschwollen und die Strömung inzwischen so schnell, dass selbst die größten Gegenstände flussabwärts getrieben wurden – ganze Bäume, landwirtschaftliche Fahrzeuge, Wegweiser und öffentliche Hinweisschilder aus den fernen Städten: MARKTSTRASSE und BEKANNTMACHUNG: HIERMIT TEILEN WIR MIT, DASS...

Die Person – wer immer es auch war – versuchte offensichtlich den Fluss zu überqueren, fand aber keine Möglichkeit dazu. Die Untiefe, die sich früher an der breitesten Stelle der Biegung befunden hatte, war jetzt zu einem tiefen, reißenden Wasserfall geworden. Auf und ab ging die Person an der Uferböschung – gelegentlich wagte sie sich bis ins Wasser hinein – und wich dann voller Angst schnell wieder zurück. Mrs Noyes blieb auf ihrem Hang und schaute hinüber, ging unbewusst ein paar Schritte auf die Flussauen zu, wobei sie ihre Schürzen voller Äpfel mitschleppte.

Soweit sie es erkennen konnte – obwohl der Dunst das Sehen sehr erschwerte, jede Gewissheit unmöglich machte –, musste das die Gestalt eines Zwerges sein. Die Beine waren extrem kurz. Vielleicht war es auch ein Kind, dachte Mrs Noyes, und ging wieder unwillkürlich ein paar Schritte weiter. Inzwischen war Mrs Noyes, ohne dass sie es gemerkt hatte, ganz unten am Berghang angekommen; jede neue Gewissheit über die Gestalt am Flussufer brachte sie dazu, wie von einem Magnet

angezogen, auf sie zu zu gehen. Die Gestalt trug eine Art Kinderkleid: etwas zerrissen und aus heller Baumwolle. Das Kleid hatte kleine Puffärmel, am Saum eine Rüsche und einen weichen weißen Kragen. Ein ganz schönes Kleid eigentlich, das um die Taille ein breites blaues Band mit einer Schleife hinten hatte.

Eine verstörende Erinnerung stieg in Mrs Noyes' Kopf auf, während sie das Geschöpf beobachtete, wie es langsam und geduldig zum Fluss hinunter- und wieder zurückging... wie es das Wasser anstarrte... wie es sich bückte – ungeschickt – um es zu berühren, um sicher zu erfahren, dass es wirklich da war... und dann wieder zurückwich – das langsame, fast traurige Grübeln, als es die Steine absuchte und nachdachte, wie es sie nutzen könnte...

Sie.

Lotte.

Es war Lotte, Emmas Schwester.

Mrs Noyes rannte, ließ beide Apfelschürzen fallen, hob ihre Röcke hoch, um schneller über das Gras und über die Straße und über die Steine laufen zu können.

Du lieber Gott – es war Lotte. Allein.

Lotte war Emmas ältere Schwester – obwohl keiner der Noyes jemals erfahren hatte, wie alt sie wirklich war. Sie wussten nur, dass Emma elf war, als sie Japeth angetraut wurde – und das war etwa ein Jahr her. Aber Lottes Alter war unwichtig. Zumindest das Alter ihres Körpers. Was zählte, war ihr geistiges Alter – und das wurde als »irgendwo zwischen zwei und null« geschätzt, wie Noah es beschrieben hatte, ihre eigenen Eltern allerdings sprachen niemals so über sie. Lottes Eltern liebten sie – auch wenn es gefährlich war, ein solches Kind zu lieben. Man musste seine Existenz verheimlichen, und für Lotte hatten ihre Eltern ein Leben abseits vom Leben ihrer anderen Kinder – abseits von jedermann – eingerichtet. Mrs

Noyes wusste Bescheid über diese Dinge, denn auch sie hatte vor vielen Jahren ein Kind wie Lotte bekommen. Und sie hatte das getan, was die meisten Leute in dieser Lage taten.

Sie hatte es getötet.

Wenn man es nicht selber tötete, kamen manchmal andere Leute und nahmen einem das Töten ab. Dies war die Regel allerdings nicht Gesetz. Das Gesetz schwieg über so etwas – vielleicht, weil man davon ausging, dass jeder zivilisierte Mensch die Regeln kannte. Eine kurze Zeit hatte Mrs Noyes die Regeln missachtet; sie hatte es ihrem verbotenen Kind erlaubt zu leben, so wie es Lotte erlaubt wurde zu leben; die Folgen waren tragisch. Sie hatte das Kind in seinem allzu kurzen Leben lieben gelernt – und das war ihr Verhängnis. Mrs Noyes hatte ihr unwillkommenes Baby ihren Paria – nie vergessen – und auch nicht, wie sie es verloren hatte. Deshalb hatte sie Lottes Eltern, weil sie den Mut hatten, sie zu behalten, bewundert, doch sie hatte sich ihretwegen auch Sorgen gemacht («um sie getrauert« wäre ein noch besseres Wort), denn das Schicksal eines solchen Kindes war unerbittlich.

Mrs Noyes konnte sich noch erinnern, wie sie das allererste Mal auf Lotte aufmerksam wurde.

Eines Abends – Monate vor Japeths und Emmas Hochzeit – Monate vor ihrer Verlobung – war sie zum Fluss gegangen, um in der Dämmerung nach Flusskrebse zu suchen. Mottyl war bei ihr. Es war Frühling oder vielleicht gerade Frühsommer. Alle Bäume am Waldrand jenseits des Flusses trugen blasse junge Blätter und ihr Duft, der Duft ihres süßen triefenden Harzes, erfüllte die Luft. Mit seinem Vogelgezwitscher und Lemurengeschnatter, mit seinem Dunst und seinem blassen orangefarbenen Licht war der Abend wie verzaubert. Mrs Noyes hatte zusätzlich zu ihrem Eimer auch eine Laterne

mitgenommen – obwohl sie diese erst später würde anzünden müssen. Sie nahm an, dass man sie nicht zu deutlich sehen konnte (ihre Röcke waren gerafft und ihre Sandalen hatte sie weit hinter sich auf die Steine geworfen), denn hell war es nur am anderen Ufer. Am Wasserrand bückte sie sich. Sie hob Kieselsteine auf, versuchte die Krebse nicht zu erschrecken, und ihre Finger tasteten durchs Wasser, als ein Schatten – oder eine Spiegelung – ihren Blick anzog... Mit dem Kopf nach unten gingen Leute im Wasser spazieren... sie hörte Lachen.

Mrs Noyes schaute auf und da erblickte sie Lotte zum allerersten Mal. Lotte – mit dem Holzfäller und seiner Frau – erst dachte sie, die beiden würden ein Haustier spazieren führen. Bis sie bemerkte, dass das »Haustier« ein Kleid trug.

Da bummelten, trödelten, schlenderten die drei im Abendlicht, so wie Mrs Noyes es auch gerne tat – Vater und Mutter hielten Lotte an einer Hand –, und Mrs Noyes stand wie verwandelt da, denn dieses Bild zeigte ihr eine Art von Wonne und Glück, die sie selbst hinter sich gelassen hatte, die sie sich und ihrem Kind durch ihre Einwilligung in seine Ermordung verweigert hatte.

Mrs Noyes drang durch den Dunst – behielt das Kind ständig im Blick, bewegte sich zwischen Vergangenheit und Gegenwart. *Warum schreist du nicht? Vielleicht hört sie dich...*

Nein. Es würde sie erschrecken.

Mrs Noyes stolperte zum hundertsten Mal und fiel auf die Knie, dort, wo das Gras an den Hochwasser führenden Fluss grenzte. Als sie sich im Knien zurücklehnte und auf die Fersen setzte, dachte sie, dass ihr Körper von Schmerzen und blauen Flecken allmählich genug hatte.

»Verdammt noch mal – es tut weh, wenn man hinfällt«, sagte sie laut.

Jemand hörte sie – und da war eine Geräuschfläche, die durch das Gras huschte.

Feen? Am Fluss? Das war unerhört. Sie gingen niemals zum Fluss. Sie könnten von der geringsten Strömung erfasst und weggespült werden.

Kletterten sie etwa an ihr empor?

Mrs Noyes tastete mit ihren schmerzenden Fingern die nassen Falten ihrer Röcke und Schürzen ganz sorgfältig ab – und fühlte in ihren Taschen. Doch sie fand nur ihre schmutzigen Stofffetzen und die übliche Sammlung von zerrissenen Spitzenhauben und Schnurresten... Sie tastete auch ihre Schultern ab – aber auch da waren keine Feen.

Keine.

Trotzdem war sie sicher, dass sie ganz in der Nähe waren, und sie sprach zu ihnen. »Ihr solltet besser nicht hier sein«, sagte sie – ohne genau zu wissen, wohin gewandt sie es sagen sollte. »Es ist gefährlich...«

Wieder eine Geräuschfläche – sie bewegte sich links von ihr und dann parallel zu ihrer hockenden Gestalt in einer Entfernung von etwa acht Schritten. Mrs Noyes sprach sie direkt in ihrem »Mutterton« an; ausnahmsweise war sie froh, dass sie ihre Stimme fast verloren hatte. Bestimmte Sorten von Menschenstimmen – jede Stimme, wenn sie laut war – konnten die Feen wie ein Orkan wegblasen und sie in die Bäume schleudern. Mrs Noyes dachte an das letzte Mal, als sie den Feen zugerufen hatte – damals, als sie über das Haus flogen und das verbotene Zeichen für das *Unendliche* gemacht hatten, was – wie Luci ihr später erklärt hatte – eine Warnung war: *Die Zeit ist nicht das, wofür du sie hältst. Sei auf der Hut!* Jetzt war es an Mrs Noyes, die Feen zu warnen.

»Ihr solltet über die Straße und in den Wald zurückgehen, wo ihr hingehört und wo ihr sicher seid«, sagte sie. »Der Fluss birgt Lebensgefahr.«

Sie konnte sie jetzt sehen – das heißt, sie konnte die Druckstelle sehen, wo sie standen; es war offensichtlich eine sehr große Versammlung – vielleicht sogar eine ganze Gemeinde: hunderte, die mindestens einen Quadratmeter durchnässten Grases bedeckten. Das Geräusch kam näher – aber nur ein Teil, und es kam grüppchenweise. Vielleicht schickten sie ihr eine Delegation. Das Geräusch, das sie machten, klang, als würden sich Kristalle bilden – Klänge wie von Glas, »fast wie Windspiele«, hatte Mrs Noyes Hannah einmal erklärt, die noch nie Feen gesehen oder gehört hatte. »Windspiele – aber ohne...« Mrs Noyes fand es sehr schwierig, das Geräusch zu beschreiben. Der Klang war einmalig.

»Ja?« Mrs Noyes sprach zum Boden gewandt; ganz aufrecht saß sie auf ihren Fersen und zog ihr Tuch um die Schultern. »Klettert bloß nicht an mir hoch«, sagte sie. »Ich werde gleich gefährlich für euch. Ich werde jetzt den Fluss überqueren, um das Kind da drüben zu holen – ihr würdet ertrinken.«

Irgendwo unten an ihrer Hüfte fand eine Konferenz statt.

Mrs Noyes wartete und spähte durch den Dunst nach Lotte, die immer noch am anderen Ufer auf und nieder ging. Ihr Kleid war jetzt triefnass. Vielleicht hatte sie versucht den Fluss zu überqueren, während Mrs Noyes von den Feen abgelenkt wurde.

»Sagt mir schnell, was ihr von mir wollt!«, sagte sie.

Im Gras war ein Raunen, dann spürte Mrs Noyes, wie ein Zittern über ihre Haut lief. Die Delegation bestieg sie – wie die Arche –, sie kletterte an ihrem Oberschenkel empor und auf ihren Arm...

»Aber – ich werde doch durch den Fluss gehen«, protestierte sie; sie hatte Angst um die Feen. »Versteht ihr denn nicht – ihr werdet *sterben*...« Dann dachte sie: Warum fliegen sie nicht? Was ist nur mit ihnen los? Vielleicht sind sie krank... »Ich werde schwimmen müssen«, sagte sie. »Versteht ihr nicht?« Aber all ihre Proteste waren vergebens. Die Delegation stieg weiter hoch, an ihrem Ellbogen vorbei und über die Falten ihres Tuches auf ihre Schultern zu. Sie fühlte, wie sie dort verharrte – und sie wartete, ohne sich zu rühren.

Dann wurde ein Signal gegeben – eine Art gläserner Schrei –, und Mrs Noyes sah, wie das Gras wogte – und sie hörte ein wellenhaft ansteigendes Feengeräusch. Sie strömten auf sie zu – alle –, eilten herbei, um sich den anderen auf ihren Schultern hinzuzugesellen.

»Dann beeilt euch!«, sagte sie. »Wenn ihr unbedingt mitkommen wollt, müsst ihr euch beeilen. Das Kind wird nicht warten – und ich auch nicht.«

Sie konnte fühlen, wie hunderte von ihnen sich auf ihren Oberschenkel, die Rippen hoch, auf ihren Arm und über ihr Tuch drängten, genauso wie die anderen zuvor, und sie warnte sie, sich in ihren Taschen zu verstecken, auch wenn sie ihnen bequem und sicher vorkamen. »Die werden unter Wasser tauchen«, sagte sie.

Als alle Feen »an Bord« zu sein schienen, erklärte sie: »Ich richte mich jetzt auf. Haltet euch fest!« Und schwankend erhob sie sich auf die Füße. Die Feen waren fast gewichtslos, doch ihre Menge genügte, um sie etwas aus dem Gleichgewicht zu bringen. Sie konnte fühlen, dass sie sich über ihre Schulter zu ihrem Hals bewegten; einige klammerten sich schon an ihren Haaren fest.

»Jetzt gehe ich vorwärts«, sagte sie. »Ich mache einen Schritt nach vorn.«

Sie tat es – und währenddessen kletterten die Feen in ihre Haare und banden sich fest.

Der Fluss war warm – so warm wie der Regen –, aber die ehemals seichten Stellen reichten Mrs Noyes jetzt bis zu den Knien und dann, sehr bald, bis zu ihren Oberschenkeln, ihrer Taille, ihrer Brust... Auf halber Strecke – nein, so weit war sie noch nicht gekommen – wurde ihr klar, dass sie einen furchtbaren Fehler gemacht hatte. Sie hätte Lotte erst rufen müssen, denn wegen der Feen in ihren Haaren konnte sie jetzt überhaupt nichts mehr von sich geben. Die Lautstärke ihrer Stimme würde die Feen sofort abwerfen. Sie konnte nur...

Beten, dachte sie beinahe, darum, dass Lotte keine Angst hat, wenn sie mich kommen sieht.

Aber ich werde nicht beten: nicht zu Dir, der Du dort oben vor lauter Rache verrückt geworden bist. Nie mehr werde ich zu Dir beten. Ich werde zu irgendwem – irgendwas – beten – beten werde ich...

Zum Fluss.

Ja.

Lieber Fluss – bitte – lass zu, dass ich bis zur anderen Seite durchkomme. Ich bitte um deine Barmherzigkeit und deine Vergebung – dass ich dich unbefugt überquere. Aber dort drüben ist ein Kind – und das Kind hat Angst vor dir – und es will – es muss zur anderen Seite gebracht werden. Nur ich kann es hinüberbringen – bitte – lass mich durch... Amen.

Und – ach ja – ich bitte auch um deine Barmherzigkeit für diese erschrockenen Geschöpfe, die mich begleiten.

Aus ihren Haaren kam ein singendes Geräusch, als hätten die Feen ihr Gebet gehört, und sie fühlte, wie sie sich noch fester anklammerten, sich in ihre Kopfhaut hineindrückten, als sie

genau die Mitte des Flusses – und den allerschlimmsten Teil der Strömung – erreichte.

Einen entsetzlichen Augenblick lang spürte Mrs Noyes, wie ihre Füße weggezogen wurden, und sie wandte sich stromaufwärts und drückte sich gegen die Strömung und bewegte sich seitlich – wie ein Krebs.

Lotte schaute jetzt vom Ufer aus zu – sie war die Böschung hinaufgestiegen. Sie starrte durch den Regen und hatte die Hände auf den Kopf gelegt, es sah aus, als hätte sie Mrs Noyes erkannt – vielleicht –, denn sie wartete und machte keine Anstalten wegzulaufen.

»Lieber Fluss, bitte...«, betete Mrs Noyes.

Und die Feen flüsterten, vielleicht beteten sie auch. Wenn nicht – so sollten sie es schleunigst lernen.

Die Kleidung von Mrs Noyes war mit Wasser voll gesogen – in der Strömung bauschte sie sich – zog an ihr – zerrte sie stromabwärts. Wieder drehte sie sich, ihre Arme, gerade noch über dem Wasser, streckten sich nach dem anderen Ufer, und Lotte schaute zu. *»Bitte – lass nicht zu, dass ein Kind sieht, wie ich ertrinke...«*

Mrs Noyes stemmte sich gegen die Wucht des Flusses, mit all der ihr verbleibenden Kraft, bis sie ganz allmählich merkte, dass die Tiefe nachließ. Ihre Achselhöhlen und das Brustbein ragten bereits aus dem Wasser, dann waren ihre Brüste frei, und der Wasserdruck verlagerte sich, bis sie ihn hauptsächlich um ihre Taille spürte, und sie dachte, dass sie jetzt in Sicherheit sei – dass sie das andere Ufer erreicht hätte und noch lebte –, als sie ganz plötzlich absackte und vollkommen untertauchte.

Die Feen werden ertrinken! Oh, Jahwe – du Bastard!

Sie schlug um sich, bis sie wieder an die Oberfläche kam – sie fuchtelte gegen den reißenden Sog der Untiefe unter ihr – irgendwo war da ein großes Loch. Verzweifelt versuchte sie mit den Zehen den Boden zu erreichen, doch er sackte immer wieder weg.

Als die letzte Kraft ihre Arme und Beine verließ und ihre Lungen gerade dabei waren, sich mit Wasser zu füllen – sie hustete und spuckte und war sich sicher, dass sie sterben würde –, fühlte Mrs Noyes endlich feste Felsen unter ihren Fersen. Das Loch lag hinter ihr.

Sie musste sich ans Ufer ziehen; als Haltegriffe benutzte sie die Äste ufernaher Sträucher – zu denen sie betete: »*Haltet, bitte!*« Mit einem letzten Zug hievte sie sich auf den Lehm oberhalb des Wasserpegels, die Arme ausgestreckt und ihre Hände im platt gedrückten Unkraut.

Lotte steckte die Finger in den Mund und starrte.

Mrs Noyes blickte auf und sah sie – und ein großes, breites Lächeln brachte Lottes Zähne alle zum Vorschein und ganz langsam fing sie an, vor Vergnügen auf und ab zu wippen.

Mrs Noyes kroch über den Lehm und das Unkraut und die Felsen, bis sie dachte, dass sie genug Kraft hätte, um aufzustehen. Als sie stand, bedeutete sie Lotte, zu schweigen, und führte ihre Finger zu ihren Haaren.

»Seid ihr noch da? Seid ihr noch da?«, flüsterte sie den Feen zu.

Zuerst sah es aus, als würde sie keine Antwort erhalten, aber dann – ganz langsam – bewegte sich etwas, etwas kitzelte, und ein Geräusch wurde hörbar, ganz schwach.

Mrs Noyes ging die Uferböschung weiter hinauf und, so nahe sie es wagte, an die Bäume heran; deren Anblick verursachte auf ihrer Kopfhaut große Aufregung.

»Soll ich euch zu Boden lassen?«, fragte Mrs Noyes. »Die Bäume könnten gefährlich sein, wisst ihr. Dies ist der Forst, nicht euer Wald.«

Die Antwort war ein Ziehen an fast jedem Haar auf ihrem Kopf.

»Gut – dann werde ich hier niederknien und euch runterlassen.«

Mrs Noyes kniete sich hin und senkte den Kopf wie beim Gebet, bis er den Boden berührte. Die Feen drängten allesamt nach vorne, schrien und sangen und standen schließlich vor ihr im Gras. Mrs Noyes blickte auf und schaute sie an. Lotte kam und stellte sich neben sie – streckte die Hand aus, damit sie sie festhielt. Offensichtlich verstand sie, dass die Feen anwesend waren, denn auch sie starrte den Boden vor Mrs Noyes an, die Stelle, wo das Unkraut niedergedrückt und ganz besonders nass war.

»Auf Wiedersehen«, sagte Mrs Noyes. »Auf Wiedersehen – und alles Gute!«

Ein Glockenton schwoll an – ganz gläsern –, ganz eindeutig: ein Hurraruf!

Danke.

Mrs Noyes nickte und stand auf; immer noch hielt sie Lottes Hand. Die Erde vor ihnen wurde von einem breiten Schweif des immer leiser werdenden Feengeräusches gefegt – und weg waren sie.

Aber nicht weit weg. Als hätte die Zerreißprobe im Fluss ihre Kräfte auf magische Weise wiederhergestellt, gingen die Feen auf die Riesenbäume los, deren heraussickerndes bernsteinfarbenes Harz offensichtlich ihre Grundnahrung war. Einige Feen schafften es sogar zu fliegen – aber ihr Flug war sehr kurz und sie hoben kaum vom Boden ab.

Jetzt kletterten sie – flatterten, kämpften sich hoch zu den klebrigen Harztropfen, und als sie sie endlich erreichten,

entstand eine solche Aufregung und ein solches Entzücken, dass es wie ein Aufstand war – fast eine Orgie. Irgendwie würde das Harz sie retten – das war sicher: so wie die Äpfel Mrs Noyes gerettet hatten. Und Mrs Noyes fragte sich, wie es möglich war, dass sie den Bäumen in ihrem Leben so wenig Achtung geschenkt hatte.

Lotte begann zu plappern und zu weinen. Sie war so lange allein am Fluss gewesen, dass sie alle Hoffnung aufgegeben hatte, jemand würde kommen und sie retten.

»Wo sind denn deine Eltern?«, fragte Mrs Noyes.

Lotte schwieg.

»Sind sie in die Stadt gegangen?«

Lotte schüttelte den Kopf und sah auf ihre Füße.

»Sind sie zu Hause?«

Wieder schüttelte Lotte den Kopf; sie wich Mrs Noyes' Blick aus.

»Bist du weggelaufen?« (Nein.) »Weiß jemand, wo du bist?« (Vielleicht.) »Solltest du hier auf jemand warten?« (Eigentlich nicht. Nein.) »Lotte. Sag mir die volle Wahrheit!...« Mrs Noyes biss sich auf die Lippe, bevor sie die letzte Frage stellte. Sie fürchtete, dass sie die Antwort kannte – und sie wollte sie nicht bestätigt haben. Dennoch – die Frage musste gestellt werden. »Haben sie dich hier zurückgelassen?«

Lotte legte die Arme hinter den Rücken und scharfte mit den Füßen auf dem Boden, während sie die Lippen spitzte und über die Antwort nachdachte.

»Lotte...? Sag es mir!«

Lotte blickte auf. Ihre Augen waren voller Tränen.

»Haben sie dich verlassen?«

Ja.

Mrs Noyes lief zu ihr hin, warf sich vor dem Kind auf die Knie und umarmte es. »Keine Sorge«, sagte sie. »Ich werde dich durch den Fluss bringen. Ich werde dich durch den Fluss

und auf den Berg bringen... siehst du, wohin ich meine?« Mit dem Finger zeigte sie in die Ferne und Lotte schaute ihm nach. »Wir werden zusammen den Berg hinaufgehen und dort in Sicherheit sein. Das verspreche ich dir. In Ordnung?«

Lotte nickte und legte ihre Arme um Mrs Noyes' Hals. Mrs Noyes küsste sie und erhob sich, das Kind hielt sie noch immer. Sie schaute auf den Fluss; er war jetzt noch breiter und tiefer als vorher. »Das kann ich wirklich gut – Flüsse überqueren und Leben retten...« Um Lottes willen versuchte sie zu lachen. »Gerade habe ich all diese Feen gerettet. Hast du sie gesehen? Es waren hunderte.«

Lotte nickte. Sie spielte herum – fingerte an Mrs Noyes' Kleid – nahm die Kordeln am Halsausschnitt und lutschte daran.

»Du musst nur eines tun«, sagte Mrs Noyes: »Auf meine Schultern klettern und dich festhalten! In Ordnung?«

Lotte nickte.

»Also rauf mit dir!«

Mrs Noyes hievte Lotte auf ihren Rücken und ging die Uferböschung hinunter.

»Hab keine Angst!«

Das Erste, was sie beim Überqueren der Böschung sahen, war eine große Gruppe Schafe, alle tot, die den Fluss hinuntertrieben.

Weiter draußen war eine große, flache Leiche, die man nicht erkennen konnte – langsam drehte sie sich in der starken Strömung –, eine Leiche so groß, dass sie eine ganze Sammlung von Schutt vor sich herschob – kaputte Stühle und eine Glasvitrine; Schuhe, die irgendjemandem gehört hatten, und einen Sonnenhut.

Mrs Noyes wich zurück. Etwas – eine menschliche Hand vielleicht – hatte unter der Wasseroberfläche ihren Knöchel ganz leicht berührt. Sie konnte es nicht riskieren, Lotte in so etwas hineinzuziehen; das Kind würde vor Angst verrückt werden. Schon jetzt brüllte sie und schlug Mrs Noyes aus Protest auf die Schulter.

Nein.

Es musste eine andere Möglichkeit geben hinüberzukommen. Die nächste Brücke war meilenweit weg. Sie würden sie vor Einbruch der Dunkelheit niemals erreichen.

Mrs Noyes setzte Lotte auf den Boden und hielt sie an der Hand fest.

»Hab keine Angst!«, murmelte sie. »Ich verlange nicht von dir, dass du durchs Wasser gehst. Ich werde irgendeine Methode finden, eine Brücke zu machen...«

Sofort sah Lotte verständig zu den Bäumen hoch. Schließlich waren ihr Vater und ihre Brüder Holzfäller gewesen. Lotte hatte bestimmt oft zugeesehen, wie Bäume gefällt wurden. Vielleicht auch, wie Brücken gebaut wurden. Aber wie sollte Mrs Noyes das ohne Axt schaffen? Es war unmöglich. Vielleicht durch Drücken?

Trotz ihrer Zweifel ging sie hin und begutachtete die Bäume, um zu sehen, ob man irgendwelche durch Drücken bewegen könnte – und während sie das prüfte, war ihr Rücken dem Fluss zugekehrt. Lottes Rücken dagegen nicht – und nach einem Augenblick fing sie an, Mrs Noyes sehr fest an ihrem Ärmel zu ziehen.

Schließlich drehte sich diese um und schaute und sah: ein Wunder auf dem Fluss – ein Mann in einem Ruderboot.

»Hallo!«, rief sie.

Der Mann hörte sie nicht.

Mrs Noyes lief zum Flussufer, Lotte klammerte sich an sie, und rief nochmals: »*Hallo!*«

Der Mann reagierte auch diesmal nicht.

Vielleicht war er taub. Vielleicht war das Geräusch des tosenden Wassers auf dem Fluss lauter als am Ufer.

Mrs Noyes winkte.

Nichts.

Der Mann saß allein in dem Ruderboot – er saß genau in der Mitte und er hielt die Ruder in seinen Händen. Er schien sich auf seine Tätigkeit zu konzentrieren, obwohl sehr wenig Kraft hinter seinen Bemühungen erkennbar war. Das Ruderboot hatte sogar angefangen, sich in den Strudeln herumzudrehen und kam jetzt langsam auf das Ufer zu.

Mrs Noyes betrachtete den Mann im Boot genauer – dazu musste sie sich weit nach vorne lehnen...

Und dann traf sie eine Entscheidung.

»Du musst hier warten, Lotte. Versprich mir, dass du dich nicht vom Fleck rührst! Ich gehe nur hin, um dem netten Mann dabei zu helfen, sein Boot ans Ufer zu bringen. Dann können wir ans andere Ufer rudern. Wird das nicht wunderbar sein?«

Schon rutschte und glitt Mrs Noyes die Böschung hinunter; dann tauchte sie bis zur Taille ins Grauen des Wassers ein. Etwas berührte sie ständig – zupfte an ihr – klatschte unter der Wasseroberfläche gegen sie, und verbissen stieß sie dieses Etwas mit dem Fuß weg und ignorierte es.

Das Boot zu erreichen war relativ einfach. Es war sehr nahe herangetrieben, sie musste es lediglich am Heck packen und einmal kräftig ziehen.

Als sie das tat, fiel der Mann über seine Ruder nach vorne. *Ich werde sagen, dass er schläft*, entschied Mrs Noyes. *Ich werde ihn einfach in den Bug setzen und ihr sagen, dass der arme Mann erschöpft ist, weil er von den Städten bis hierher gerudert ist.*

Es war offensichtlich ein Mann aus der Stadt mit sehr feiner Kleidung und gepflegten Fingernägeln. Er konnte noch nicht

sehr lange tot sein, denn seine Leiche war noch ziemlich beweglich, als Mrs Noyes ihn in den Bug verlagerte und ihm eine würdige Haltung – den Kopf gesenkt und die Arme gefaltet – verlieh.

Herzinfarkt, meinte sie. *Glück gehabt*.

»Komm, Lotte, es geht los!«

Lotte kauerte im Heck, Mrs Noyes saß ihr gegenüber und ruderte. Glücklicherweise verdeckte Mrs Noyes' beachtliche Gestalt den Bootsbesitzer wirksam vor den Augen des Kindes. Lotte hatte die Geschichte von der Überanstrengung und Erschöpfung offenbar völlig akzeptiert.

Mrs Noyes versuchte nicht das Wasser, sondern nur das gegenüberliegende Ufer anzuschauen, als sie sich ab und zu umdrehte und über ihre Schulter sah.

Es waren keine Schafe mehr da – das war ein Segen. Allerdings gab es viele Gegenstände – am erstaunlichsten eine komplette Wäscheleine; die Kleidung einer ganzen Familie – Mutter, Vater, Kinder, Säuglinge – hing noch daran und winkte aus dem schlammigen Wasser.

Als sie am anderen Ufer ankamen, erklärte Mrs Noyes Lotte, dass der schlummernde Herr (»Ist er nicht ein Bild der Bequemlichkeit?«) seine Reise wahrscheinlich gerne fortsetzen möchte, auch wenn er schlief. Er würde sicher vor Erreichen seines Zieles wieder aufwachen – also sollten sie ihn ruhig weiterfahren lassen.

»Ade«, sagte sie. »Geh in Frieden!« Worauf sie das Ruderboot sanft in die Mitte des reißendes Stromes zurückstieß. Binnen weniger Augenblicke war es fort und mit ihm ihr ahnungsloser Retter.

Nachdem sie ein paar Äpfel gegessen hatten, gingen Mrs Noyes und Lotte – Hand in Hand – den Berg hinauf. »Hab keine Angst!«

Emma wurde hinausgeführt und musste mit Doktor Noyes und Hannah unter dem schwarzen Regenschirm stehen und vom Deck der Arche hinunterschauen.

Als sie Lotte erblickte, schrak Emma zurück. Sie hatte Angst. Lotte war ein Geheimnis und schon vor langer Zeit hatte Emma schwören müssen, dass sie niemals von Lottes Existenz erzählen würde. Und jetzt stand sie hier, wo jeder sie sehen konnte. Auch wenn Emma sich freute, als sie ihre Schwester erblickte, machte sie Anstalten, sich zu verstecken. Doch Hannah schob sie auf ihren Platz zurück und Doktor Noyes hielt sie mit einer Hand am Nacken fest.

»Bist du sicher«, fragte Mrs Noyes – an ihren Mann gewandt –, »dass Hannah mithören soll, was ich zu sagen habe?«

Das warf Noah förmlich um. Er hatte zwar gehant, dass hinter Mrs Noyes' Schachzug ein Trick steckte, doch einen Trick unter der Gürtellinie, darauf war er nicht gefasst. Er überlegte einen Augenblick, ob es schaden könnte, falls Hannah bleiben würde. Er und seine Frau hatten sich so endgültig entschieden, das Thema Lotte und... andere Lotte-ähnliche Kinder... niemals zu erwähnen. Er konnte nicht glauben, dass Mrs Noyes wirklich vorhatte, ihr Geheimnis zu verraten. Und doch – sie kämpfte um ihr eigenes und Lottes Leben – was nur bedeuten konnte, dass ihr alle Mittel recht waren.

Er nickte und wandte sich an Hannah.

»Geh hinein!«, sagte er. »Ich werde dich rufen, wenn das hier vorbei ist.«

Hannah musste eine Menge Selbstbeherrschung aufbringen, um ihre Neugierde zu bändigen und ein höfliches »Ja, Herr

Schwiegervater« als Antwort herauszupressen. Widerwillig reichte sie Emma den schwarzen Schirm und schärfte ihr ein: »Vergiss nicht, es gibt viel zu tun! Wenn das hier vorbei ist, erwarte ich dich in der Kombüse.«

Emma zog ihr Taschentuch (einen Lumpen) heraus und putzte sich die Nase, dabei nahm sie den Schirm in die andere Hand. Doktor Noyes ließ ihren Nacken los und sie stand jetzt duldsam neben ihm und hoffte, dass das, was jetzt geschehen würde, ein gutes Ende nehmen möge.

Als Hannah sicher außer Hörweite war, blickte Doktor Noyes auf seine Frau und Lotte hinunter und sagte: »Na gut. Sag mir, was du zu sagen hast! Aber denk dran... Emma ist hier, um sich von ihrer Schwester zu verabschieden – nicht um sich wonders was anzuhören.« Er zog seine Roben zurecht, seufzte ganz tief und fuhr fort: »Ich nehme an, du möchtest verhandeln. Also...«

»Hier wird nicht verhandelt«, sagte Mrs Noyes. »Ich habe vor, an Bord zu kommen – und Lotte kommt mit mir.«

»Träum nur weiter!«, sagte Doktor Noyes. »Das wird nicht geschehen.«

»Oh, doch. Wenn nicht, werde ich nämlich Emma sagen, warum sie wirklich als Japeths Frau ausgewählt wurde...«

»Bitte, dann sag es ihr!«, sagte Noah.

Mrs Noyes war verblüfft, doch sie versuchte ihre Reaktion nicht zu zeigen. Stattdessen lachte sie kurz auf und wies den Vorschlag zurück. »Das kann nicht dein Ernst sein«, sagte sie. »Du kannst unmöglich wollen, dass es bekannt wird.«

»Ich sagte: ›Bitte, dann sag es ihr!‹, oder?«

»Ja. Aber...«

»Bitte, sag es ihr!«

Mrs Noyes – unsicher geworden – drückte Lottes Hand ein bisschen fester und hustete, bevor sie wieder sprach. Ihre nächsten Worte waren an Emma gerichtet.

»Es tut mir Leid, dir das sagen zu müssen«, fing sie an. »Es kommt mir unfair vor. Du und ich, wir haben unsere Meinungsverschiedenheiten gehabt – aber ich liebe dich, Em – das muss ich sagen, bevor ich anfangе.«

Die Worte bewirkten, dass es plötzlich still wurde. Selbst Doktor Noyes war beeindruckt. Emma hörte mit nüchternem Interesse zu und offensichtlich mit einer Ehrfurcht seiner Frau gegenüber, die er nie zuvor bemerkt hatte.

Mrs Noyes fuhr fort – sie musste die Stimme nur so viel heben, dass man sie bei dem Regen verstehen konnte.

»Man hat dir immer eingeredet«, sagte sie zu Emma, »dass eure Familie die einzige sei, die ein Lotte-Kind gekriegt hat. Das ist schlicht und einfach nicht wahr. Andere Leute bekommen sie ebenfalls – auch Doktor Noyes (sie sah ihn fast zärtlich an) und ich. Wir hatten ein Lotte-Kind. Vor achtzehn Jahren.«

Emma erschrak, aber sie schwieg. Es stimmte: Man hatte ihr immer erzählt, dass Lotte einzigartig sei – und dass man sie nie erwähnen dürfe. Andere Leute würden das nicht verstehen... Sie blickte erst Mrs Noyes an, dann Lotte, die sie abgöttisch liebte – und zum Schluss Doktor Noyes, der sich abwandte.

»Es gibt etwas, was du vielleicht weißt, vielleicht auch nicht«, sagte Mrs Noyes. »Vor vielen Jahren hatten der Doktor und ich eine ganz andere Familie. Viele viele Kinder – zehn, um genau zu sein. Aber sie sind alle gestorben. Die Pest ging um, weißt du, und hat sechs getötet. Sechs wunderbare Kinder – tot, einfach so.«

Doktor Noyes warf ihr einen missmutigen Blick zu und sagte: »Mach weiter!«

Mrs Noyes fuhr fort: »Die anderen vier Kinder starben aus anderen Gründen: Unfälle, Fieber, Tiere. Doktor Noyes und ich brauchten sehr viel Zeit, um uns von all diesen Todesfällen zu erholen. Wir liebten unsere Kinder sehr...«

»Mach weiter, meine Liebe!«

Mrs Noyes hustete. Dann sagte sie: »Mit der Zeit fingen wir wieder an. Andere Kinder. Mehr. Eine ganz neue Familie. Als erstes dieser Kinder kam Sem – eine Zeit lang war er der Einzige, der am Leben blieb. Wir bekamen – ich weiß nicht mehr genau – noch zwei oder drei, die starben. Dann Ham. Und dann...«

Plötzlich hustete Doktor Noyes, sehr heftig und laut.

»Willst du nicht, dass ich es sage?«, fragte Mrs Noyes.

Doktor Noyes forderte sie mit einem Wink auf weiterzureden, dann starrte er verdrießlich in die Ferne.

»Als Japeth geboren wurde...«, begann Mrs Noyes – aber sie konnte nicht weiter.

Emma – die mit gerunzelter Stirn ganz konzentriert dastand und deren Finger sich am Griff des Schirmes beim Zählen bewegten, rief plötzlich: »Achtzehn!«

Mrs Noyes wartete ab.

»Japeth ist achtzehn«, sagte Emma.

Mrs Noyes nickte. Lotte zappelte, also hob sie sie hoch und hielt sie unter ihr Tuch; unter ihrem Kinn schaute nur der Kopf des Kindes hervor.

Ein wilder, wahnsinniger Blick der Verständnislosigkeit stand in Emmas Augen. »Aber du hast gesagt, dieses andere Lotte-Kind wurde vor achtzehn Jahren geboren...«

Dieses Mal nickte Mrs Noyes nicht einmal. Sie ließ Emma reden.

»Willst du mir sagen.... dass...?« Nein. Es war unmöglich. Japeth war nicht wie Lotte. »Ich verstehe nicht«, sagte Emma endlich, völlig perplex.

»Japeth hatte einen Zwilling«, sagte Mrs Noyes.

Stille.

»Oh, nein«, sagte Emma leise. »Du willst sagen, er hatte einen Zwilling wie Lotte?«

»Das stimmt.«

Wieder Stille – dann nochmals: »Oh, nein.«

Mrs Noyes fragt ihren Mann. »Willst du immer noch, dass ich weitererzähle?«

Noah murrte. »Mach Schluss!«, sagte er. »Bringen wir es hinter uns!«

»Gut«, sagte Mrs Noyes zu Emma: »Jetzt kommst du an die Reihe. Du und Lotte.«

Emmas Augen verengten sich zu Schlitzern. Sie war jetzt äußerst misstrauisch und fragte sich, was in aller Welt als Nächstes kommen würde.

»Ich war's, fürchte ich, die Lotte als Erste sah«, sagte Mrs Noyes. »Und – wie eine Närrin – konnte ich es nicht für mich behalten. Es war eben so großartig, nach so langer Zeit noch ein Kind zu sehen, das genauso war wie Japeths Bruder...«

»Wo ist Japeths Bruder?«, fragte Emma; sie blickte über die Schulter, als wäre er vielleicht plötzlich aufgetaucht.

»Das erzähle ich dir gleich. Aber zuerst muss ich das mit dir und Lotte erklären. Sonst verstehst du nicht, was mit Japeths Bruder passiert ist – und, weiß Gott, vielleicht wäre es besser, du würdest es nicht verstehen.«

Beim Namen Gottes zuckte Noah zusammen. Automatisch.

»Also«, sagte Mrs Noyes: »Als ich sie sah – Lotte –, rannte ich den Berg hinauf – ich war so aufgeregt – ich rannte die ganze Strecke den Berg hinauf bis nach Hause und erzählte es gleich Noah: ›Es gibt *noch einen!*‹, sagte ich. ›Noch einen...‹«

Noah unterbrach sie wütend: »Das Kind hatte keinen Namen!«

»Oh doch«, sagte Mrs Noyes. »Du weißt verdammt gut, dass er einen Namen hatte. Er hieß Adam.«

»Hör auf damit!«

»Er hieß Adam«, sagte Mrs Noyes. »Und – als ich Lotte sah, hatte ich meinen Adam wiedergesehen, und ich habe es dir

gesagt! Ich habe es dir gesagt...« Sie wartete einen Augenblick, bis sie sich wieder gefasst hatte. »Na ja... ich hätte es ihm nicht sagen sollen. Ich hätte es für mich behalten sollen, wie deine Eltern verlangt hatten, die wollten, dass es geheim bliebe. Aber ich hatte sie unten am Fluss gesehen – als sie spazieren gingen – und Lotte zwischen ihnen. Sie sahen so glücklich aus... Nein. Nicht glücklich. Traurig. *Traurig*. Und mein Herz flog ihnen zu – mein Herz war gebrochen und ich dachte, wie wunderbar es sei, dass es Leute gab, die den Mut und den Stolz... die genug Liebe hatten, um ein solches Kind zu behalten. Und ich dachte: Noah verdient es zu wissen, dass es noch eins gibt. Er verdient es zu wissen, dass andere Leute solchen Kindern das Leben ermöglichen. Dass wir Unrecht haben. *UNRECHT!*«, schrie sie Noah an. »Unrecht!«

Er wandte sich ab – stumm.

Emma wartete – vielleicht konnte sie erraten, was mit Adam geschehen war – sie wusste aber noch nicht, was es mit ihr und ihrer Ehe mit Japeth zu tun hatte.

Mrs Noyes verriet es ihr.

»Ich hätte es Doktor Noyes nicht sagen sollen«, sagte sie. »Ich werde es mir nie verzeihen – und es tut mir Leid. Ich hatte vergessen, wer er ist. Und...« Sie hielt inne. »Es tut mir Leid – weil Lotte der Grund ist, warum wir dich als Japeths Frau ausgesucht haben. Als Noah von Lotte erfuhr, hatte er zuerst Angst. Das Auftauchen von anderen Kindern, die so waren wie das unsere, hätte bedeuten können, dass sich vielleicht jemand erinnern würde – obwohl er genau wusste, dass es niemanden gab, der sich erinnern *könnte*. Niemand außer mir – und natürlich ihm selbst... Aber er dachte eine ganze Nacht hindurch an Lotte: Die ganze Nacht hindurch dachte er an Lotte. Der nächste Morgen kam – ich wusste genau, dass er nicht geschlafen hatte – und er kam in die Küche und sagte zu mir: ›Du kennst die Leute mit diesem Kind?‹ Und ich sagte:

›Natürlich. Er bringt mir das Holz. Sie klöppelt meine Spitzen.« Ich fragte, warum er es wissen wollte. Und er sagte: ›Das geht dich nichts an...‹ *Das geht dich nichts an.* Du lieber Gott – ich sollte dir niemals verzeihen«, sagte sie zu Noah. Dann, zu Emma gewandt: »Wir gingen dann hinüber zu ihnen – und er bat darum, die Töchter deines Vaters zu sehen. Er wusste natürlich, dass man Lotte nicht herzeigen würde. Aber das machte nichts. Was er wissen wollte, war: Gab es rein zufällig eine Tochter im heiratsfähigen Alter für Japeth – unseren Sohn? Und das warst du.«

›Warum?«, fragte Emma. »Warum?«

›Das ist eigentlich sehr einfach«, sagte Mrs Noyes. »Als wir den Berg hinuntergingen und über den Fluss setzten, erzählte er mir alles: seinen großen Plan – diese *Verschwörung*. Wenn Japeth – dessen Zwillings so wie Lotte war – ein Mädchen heiraten würde, dessen Eltern ein Kind wie unseren Adam auf die Welt gebracht hatten – dann würde man die Schuld an zukünftigen Lottes und Adams nicht bei uns suchen: bei Noah Noyes und seiner Frau – beim Vertrauten Jahwes – beim echten Erben des Namens des Alten Adam. Und da Japeth am ehesten ein Lotte-Kind – ein Adam-Kind – zeugen würde, musste man Lottes Schwester Emma den Hof machen und sie einfangen, koste es, was es wolle. Wenn dann ein Kind auf die Welt kam – würde es *deins* sein – nicht Japeths. Dein Blut, nicht seins; deine Abstammung... dein Defekt... deine Schuld... deine Verantwortung. Und deine Pflicht, das zu tun, was getan werden muss.«

Emma zitterte. Sie konnte die Tränen nicht zurückhalten, obwohl sie die Schreie – Schreie der Angst und der Verwirrung –, die aus ihr herausdrängten, noch zurückhielt. »Was?... Was bedeutet das: ›Was getan werden muss‹?«, fragte sie.

»Was wir mit Adam getan haben. Deine Eltern haben sich geweigert, dasselbe mit Lotte zu tun.«

Emmas Blick erstarrte.

Mrs Noyes schloss die Augen und drückte Lotte eng an sich. Das Kind war fast eingeschlafen, und sie schaukelte es ein bisschen hin und her, bevor sie weitersprach. »Wir haben ihn getötet«, sagte sie. »Ich habe es getan...« Sie schaute Noah an. »Wir haben es getan.«

Regen.

Und die ungestellte Frage: wie?

Mrs Noyes schaute auf Lotte hinunter und legte die Hand über ihre Ohren. »Wir haben ihn ertränkt«, sagte sie. »Nicht unten im Fluss. Er war damals nicht tief genug. Wir haben ihn im Teich ertränkt. Keiner sonst wusste es. Japeth war noch ein Baby, einen Tag alt. Und Sem und Ham... schickten wir weg. Sie haben ihn also nie gesehen. Und keiner von ihnen weiß es, bis heute.« Mrs Noyes schaute jetzt zu Noah...: »Außer natürlich Emma sagt es ihnen.«

Doktor Noyes verlor merklich an Haltung. Er sackte förmlich zusammen.

»Sie braucht es nur einmal herausplatzen zu lassen... dann sind all deine klug ausgeheckten Pläne für die Katz gewesen. Allerdings bin ich sicher – wenn Lotte an Bord wäre, hätte Emma nichts zu sagen. Und wenn ein solches Kind auf die Welt kommt, was der Fall sein kann – oder aber nicht –, dann wird die Ursache offensichtlich sein. Das ist mein Angebot, Noah. Und ich glaube, dass auch Emma um Lottes willen auf diesen Handel eingehen wird.«

»Ja«, sagte Emma. »Ja, ich bin einverstanden.« (Sie begriff das alles zwar noch nicht ganz, hatte aber genug erfahren, um zu kapieren, dass das, wozu sie ja sagte, Lottes Leben retten würde, und nur das zählte.) »Oh ja«, sagte sie, »ich bin einverstanden.«

Doktor Noyes hatte noch immer nichts gesagt.

Jetzt blickte er auf seine Frau herab – und endlich meinte er: »Na gut. Du hast gewonnen, meine Liebe. Du darfst das Kind an Bord bringen.«

Mrs Noyes traute ihren Ohren nicht. Sie hatte nicht mit einem Sieg gerechnet.

»An Bord?«, fragte sie.

»Ja«, sagte Noah. »Bring sie an Bord – aber vorläufig noch nicht unter Deck. Du musst mir Zeit geben, es unseren Söhnen zu sagen. Ich muss eine Ausrede suchen, warum ich das Edikt missachte.« Fast zärtlich schaute er Lotte an, die jetzt in den Armen seiner Frau fest schlief. »Ich werde sagen, es habe einen Todesfall gegeben. Das werden sie verstehen. Ich werde sagen, es habe einen Todesfall gegeben und... dieses *Kind* (wie er das Wort aussprach, klang nach Widerwillen – fast nach Abscheu)... an Bord dürfe als ein...«

»Ersatz«, half Mrs Noyes nach.

»Ja, ja. Ein Ersatz. Sie werden verstehen. Sie werden verstehen *müssen*.«

Als er ausgeredet hatte, wurde Noah wieder ganz der Alte – seine Haltung war wieder gerade, vielleicht richtete er sich auf die Begegnung mit seinen Söhnen ein – und er nahm den schwarzen Regenschirm aus Emmas Händen und ging damit zur Eingangstür unter der Markise zurück. »Ich werde nur einen Augenblick brauchen«, sagte er. »In der Zwischenzeit darfst du sie an Bord bringen.«

Er verschwand in die Finsternis hinter der Tür und Emma brach in Freudentränen aus.

»Schhh... schhh... schhh«, machte Mrs Noyes. »Wir dürfen sie jetzt nicht wecken. Lass sie schlafen – und wenn sie aufwacht, wird sie drinnen in Sicherheit sein.«

Emma strahlte vor Freude und putzte die Nase und wischte sich die Augen, dann ging sie über das Deck zu der Öffnung, wo der Landungsteg war.

Mrs Noyes – die sich wie ein ganzer Siegeszug fühlte – stapfte durch den Schlamm und die Pfützen und ging, Lotte fest gegen ihre Brust gedrückt, den Landungsteg hinauf. Wenn nur Mottyl da wäre, dann gäbe es nichts mehr zu erkämpfen – und sogar die Gräuel der bevorstehenden Sintflut wären annehmbar.

Als sie über die Schwelle trat und – endlich – dort stand, wo sie es nie für möglich gehalten hatte – an Bord der Arche, das Deck unter ihren Füßen –, küsste sie Lotte auf den Kopf und flüsterte: »In Sicherheit, endlich. Du bist endlich in Sicherheit – wie ich versprochen habe.«

Sie hätte es besser wissen müssen.

Als Noah auf das Deck zurückkehrte, kuschelten sich seine Frau und seine Schwiegertochter unter der Markise aneinander und das Kind schlief immer noch in Mrs Noyes' Armen. Aber nicht seine Söhne kamen mit ihm, sondern die anscheinend allgegenwärtige Hannah, die eine Woldecke trug und lächelte.

»Die arme kleine Kreatur ist bestimmt durchnässt«, sagte sie zu Mrs Noyes, während sie über das Deck ging. »Lass mich sie nehmen und sie in dieser Decke wärmen!«

»Nein«, sagte Mrs Noyes. »Ich halte sie lieber selbst.« Hannah wandte sich, Hilfe suchend, an Doktor Noyes. Aber der schien nicht beunruhigt zu sein. Vielleicht hatte er so eine Reaktion erwartet.

»Wo sind Sem und Ham und Japeth?«, fragte Mrs Noyes. »Und Luci? Wo sind sie alle?«

»Unter Deck«, sagte Doktor Noyes; er verscheuchte den bloßen Gedanken an sie. »Ich dachte, du würdest dich über die

Decke freuen, meine Liebe. Eine sehr aufmerksame Geste von Hannah – du solltest sie nicht zurückweisen. Ich hätte gedacht – unter den Umständen...«

Er schaute seine Frau auf eine Weise an, die ihr bedeuten sollte, dass ihre List nicht funktionieren würde, wenn sie das Kind Hannah nicht aushändigte.

»Lass sie doch das Kindchen nehmen«, sagte er mit widerwärtiger Süße. »Schwester Hannah wird schließlich bald Mutter sein. Die Übung wird ihr gut tun...« Er lächelte seine dienstälteste Schwiegertochter an.

Hannah lächelte zurück.

Mrs Noyes, die sich über Hannahs Motive nie sicher war – nicht einmal, wenn sie lächelte –, fühlte sich dennoch gezwungen das zu tun, was von ihr verlangt wurde.

Ganz zärtlich und umsichtig löste sie die Arme des Kindes von ihrem Hals, küsste es und hielt es Hannah und der Decke entgegen.

Hannahs Mund öffnete sich.

»Aber – es trägt ein Kleid!«, sagte sie.

Ihre Überraschung bei dieser Entdeckung schien ganz echt zu sein. Aber Mrs Noyes war zu sehr darauf konzentriert, das Kind nicht zu wecken, als dass sie mehr hätte herausbringen können als: »Sei still! Wir müssen sie schlafen lassen.«

»Natürlich«, sagte Hannah – nahm Lotte und wickelte die Decke um das noch schlafende Kind. Dabei tat sie eine Äußerung, die für Mrs Noyes noch seltsamer war als die anderen Bemerkungen, die sie von ihr, seit der Begegnung mit Lotte, vernommen hatte. »Ich hätte nie gedacht, dass sie so lieb sein können«, sagte Hannah. Wahrhaftig seltsam, dass eine schwangere Frau so etwas über ein Kind sagen sollte.

Hannah trat zur Eingangstür und Mrs Noyes und Emma wollten folgen. Doch Doktor Noyes schritt dazwischen – mit ausgestrecktem Arm.

»Was machst du?«, fragte Mrs Noyes.

»Ihr müsst warten«, sagte Noah.

Mrs Noyes geriet – schlagartig – in Panik.

»Lass mich vorbei!«, sagte sie. »Lass mich *vorbei*!«

Sie schlug mit Fäusten auf den Arm, sogar auf das Gesicht ihres Mannes ein und schrie in Richtung Emma: »Lass nicht zu, dass Hannah sie nimmt! Halt sie auf! Halt sie auf!«

Doktor Noyes stellte Emma ein Bein, als sie vorbei wollte, und seine Frau schleuderte er hinter sich, mit einem Schlag, der sie gegen die Wand schmetterte. Seit der Tötung der Tiere hatte es nicht mehr so viel Gewalt gegeben – und das aus gutem Grund. »O Gott!«, schrie Mrs Noyes lauthals. »O Gott! O Gott!... « Sie zerriss sich fast die Stimmbänder. »O GOTT!«

Japeth tötete sie.

Und auch wenn Mrs Noyes es ihr niemals verzeihen würde – Hannah war am Geschehen nicht beteiligt gewesen. Sie hatte nur getan, was man ihr gesagt hatte, und Lotte, in die Decke eingewickelt, durch die Tür getragen.

Japeth hatte – wie sein Vater befohlen hatte – vor den Augen seiner Mutter und Emmas verborgen, gewartet und sobald Hannah drinnen war, ihr Lotte weggenommen und, während sie schlief, den Hals aufgeschlitzt. Hannah erlitt einen Schock, da das Kind vor ihren Augen umgebracht wurde, und man fürchtete, sie würde ihr Kind verlieren. Sie sperrte sich in ihre Kajüte ein und sprach zwei Tage lang nicht.

Da man Mrs Noyes und Emma daran gehindert hatte, Hannah zu folgen, waren sie noch an Deck, als Japeth mit Lottes Leiche herauskam.

Noah sagte: »Gib sie deiner Mutter! Lass sie trauern! Du – geh und reinige dich! Du hast Blut im Gesicht und an den Armen.«

Japeth schob Mrs Noyes die Leiche zu.

Mrs Noyes stand mit dem Rücken an der Wand, wo Noah sie hingeschleudert hatte. Wortlos – lautlos – nahm sie Lotte an sich und fiel auf die Knie, das Kind und sein Blut an den Schürzen auf ihrem Schoß. Das Baumwollkleid war zerrissen – und der weiche weiße Kragen scharlachrot. Mrs Noyes legte das Kind so, dass sein Kopf an ihrem Herzen lag – sie hielt es, ohne sich zu bewegen – und starrte auf den Regen.

Emma konnte – ausnahmsweise – überhaupt nicht weinen. Sie lief ein paar Schritte und blieb am Bug der Arche stehen; der einzige Laut, den sie hervorbrachte, war eine Art Lied.

Doktor Noyes ging einfach weg; er zog sich in seine Kajüte zurück.

Nach etwa einer halben Stunde war drinnen Lärm auf der Treppe zu hören und Ham kam auf das Deck gerannt.

»Mutter?...«

Er stand vor ihr – kniete sich vor sie hin – wollte ihre Hände nehmen.

Mrs Noyes konnte ihm nur zuflüstern. »Bitte«, sagte sie, »versteh doch; versuch nicht mich zu trösten, während die Toten in meinen Armen liegen.«

Ham lehnte sich auf die Fersen zurück und blieb im Regen hocken. Er wollte so lange wie nötig wachen und warten.

Luci kam auch – mit ihrem zerfetzten Papiersonnenschirm –, stellte sich neben ihn und schaute Mrs Noyes und Lotte mit ihrem seltsamen grünen Blick an. Ihr langes, federngeschmücktes Kleid war nicht einmal nass – trotz der vielen Löcher im Sonnenschirm –, ihr knochiges Gesicht allerdings war mit schwarzer Wimperntusche verschmiert.

Endlich stand Mrs Noyes auf (und Ham) und hob das Kind dem Regen entgegen.

»Es gibt keinen Gott«, sagte sie. »Es gibt keinen Gott, der dieses Kindes würdig wäre. Also gebe ich es an die Welt zurück, wo es hingehört.«

Dann drückte sie Lotte wieder an sich und schritt mit einem Blick auf Ham und Luci, als Dank dafür, dass sie Wache gehalten hatten, zum Landungssteg und ging hinunter.

»Ade«, sagte Ham. Doch es war nicht klar, ob das an seine Mutter oder an Lotte gerichtet war. Seltsamerweise hatte er nicht einmal laut gesprochen.

Japeth reinigte sich mit Bürsten, mit Bimsstein und schließlich mit Asche. Es war sehr schmerzhaft – auch wenn seine Haut wegen des vielen Schrubbens, mit dem Bemühen, die blaue Färbung loszuwerden, gegen Schmerzen ziemlich immun geworden war.

Er gehorchte, ohne darüber nachzudenken; so war er schon immer gewesen. Als sein Vater ihm also sagte, er müsse sich reinigen, tat er es ohne Protest. Er hielt es allerdings für seltsam, dass man so viel Getue machte. Schließlich hatte er nur einen Affen getötet. Und ein Affe war nur ein Tier. Nichts Menschliches.

Mrs Noyes trug Lotte den Berg hinunter zum Gebäudekomplex – den ganzen Weg sprach sie zu ihr – hielt Lottes Kopf an ihre Brust, legte den Handballen gegen die Wunde und die Finger an Lottes Wange – und sie sagte: »Es regnet jetzt viel schlimmer als vorhin. Es gießt wie aus Eimern. Macht nichts. Nicht, wenn man durch den Fluss gegangen ist, nicht wahr? Du und ich – Veteranen der Flusskriege... Wer schert sich den Teufel darum, wenn es regnet? Ich nicht; du nicht. Er ist auch ganz heiß geworden – nicht wie der schöne Regen, den wir

beide hatten, du und ich – und die Feen – den weichen, warmen Regen. War er nicht herrlich?« Sie fing an schneller zu gehen. »Wir laufen jetzt den Berg hinunter. Spürst du das? Hoppalahopp! Rirarutsch! Schwuppdwupp, da kommen wir!«

Mrs Noyes rutschte ein Stück den Pfad hinunter, der zu Schmiere geworden war – fing sich wieder und ging weiter; mit den Fersen trat sie Stufen in den Schlamm, da wo die Steine gelockert und dann weggespült worden waren. Bald war sie wieder unter den Bäumen – es war ihr Lieblingsabschnitt auf dem Weg zwischen dem Altar und den Gebäuden –, unter den breiten, hohen Zedern, wo Ham früher verschwunden war, um die Sterne zu beobachten; morgens kam er wieder zu ihr hinunter und breitete alles, was er gefunden hatte, auf dem Küchentisch aus: »Dies ist der Wolfsstern, Mutter – am Morgen rot, am Abend rot...« Jetzt waren alle Sterne weg.

»Was kümmert das uns, Lotte? Warum soll uns das etwas ausmachen? Zur Hölle mit den ganzen Sternen!«

Sie schielte durch die triefenden Bäume nach oben. »Warum ertränkst du nicht auch sie – du Schweinehund! Ertränk doch die Sterne! Wer schert sich schon drum? *Und* den gottverdammten Mond! Wer braucht ihn denn? Ich nicht – wir nicht...«

Der Pfad wimmelte jetzt von Fröschen und Kröten, die alle Richtung Arche hinaufgingen.

»Kehrt um!«, sagte Mrs Noyes. »Dort wird man euch nicht willkommen heißen. Hockt euch unter eure Pilze! Tut das, was ich jetzt auch tun werde: Begrabt die Toten und dann feiert! Endlich frei, nicht wahr, Lotte? Keine Flüsse mehr zu überqueren. Uns schickt keiner mehr in den Regen hinaus.«

Da war das Haus.

Sie konnte das Dach sehen – mit dem Moos und den Schlingpflanzen, den Dachziegeln, den Kaminen, den Nestern, sogar den Störchen.

»Habt ihr keinen Verstand?«, schrie sie ihnen zu; der *Schrei* war eigentlich nur ein Flüstern. »Warum hockt ihr immer noch da, begreift ihr denn nicht, ihr blöden, blöden Störche! Das Ende der Welt naht!«

Beim Anblick ihres Hauses weinte sie vor Zorn. Es hatte doch ein Zufluchtsort sein sollen. Wozu waren Häuser sonst gut? Warum sonst vier Wände hochziehen und ein Dach darauf setzen? Sogar die Störche wussten die Antwort darauf – und die Mäuse und die Ratten, die in den Wänden gelebt hatten, und die Spinnen in den Ecken und die Rüsselkäfer in den Dielen. Sogar eine *Termite* wusste das!

»Macht nichts«, sagte sie und tätschelte Lotte den Rücken. »Wir wissen, wozu Häuser da sind. Ich hätte die Störche nicht anbrüllen sollen. Was bin ich für eine Närrin. Das Dach ist alles, was sie noch haben.«

Sie hatte die Terrasse erreicht, wo sie früher Sonnenblumen gezüchtet hatte – die letzte Ebene vor den Stufen, die zum Badhaus und zu den Latrinen führten. Von hier aus konnte sie den Hof sehen – das Krematorium, wo die verkohlten Leichen der Rinder, Schafe und Ziegen, der Hunde, Ochsen und Pferde verstreut lagen. Raben und Bandikutratten und Geier verrichteten ihre Arbeit – trotz des Regens.

»O Gott...«, sagte sie.

Lotte.

»Hier kann ich dich nicht lassen. Hier kann ich dich ihnen nicht überlassen...«

Mrs Noyes kehrte um und rannte den Weg hinauf auf die Zedern zu. Aber sie war noch keine zehn Schritte gegangen, da hielt sie an.

»Ich kann dich nirgendwo lassen.«

Oder?

In ihrer Verzweiflung drehte Mrs Noyes sich noch einmal zur Terrasse und den Stufen um. Und zum Beinhaus, das einst ihr Zuhause gewesen war.

»Wo ist deine Mutter?«, fragte Noah Ham auf dem Deck der Arche.

»Weg«, sagte Ham.

»Das sehe ich wohl. Aber *wohin*?«

»Ich weiß es nicht, Vater. Ich bin nicht mitgegangen.«

Luci kicherte unter dem sich langsam auflösenden Sonnenschirm.

Noah, dessen schwarzer Regenschirm dem Wolkenbruch ohne einen einzigen Riss, ohne ein Loch standhielt, schleuderte Luci einen Blick entgegen – sagte aber nichts.

»Ich glaube nicht«, sagte er zu Ham, »dass dies der richtige Augenblick ist, um leichtfertig zu sein.«

»Im Gegenteil, Vater, ich hätte gedacht, dass all unsere Gebete *Leichtigkeit* zum Thema hätten.«

Wieder Kichern – Luci, die auf einem Fuß stand, drehte sich geziert weg.

Noah wurde rot; er erkannte, dass Ham allmählich die Oberhand gewann; das durfte nicht sein – vor allem nicht vor dieser kichernden, weiß geschminkten Geisha. »Und was genau willst du mit dieser Bemerkung sagen?«

»Ich meine nur, dass es klug sein könnte, uns an Gott zu wenden, falls die Arche nicht schwimmt.«

Noah warf wieder einen Blick auf Luci; er wollte sehen, ob sie auch diesmal kichern und ihm damit zeigen würde, ob die Bemerkung lustig war.

Offensichtlich war sie es nicht; Luci schwieg.

»Ich weise dich darauf hin«, sagte Noah zu Ham, »dass, wenn deine Mutter nicht an Bord dieses Schiffes gebracht wird

– und zwar noch *heute* – es vollkommen gleichgültig ist, ob es schwimmt oder nicht.«

»Das weiß ich, Vater.«

»Was gedenkst du also zu tun?«

»Ich könnte sie ja suchen, Vater. Vorausgesetzt, Sie würden es erlauben.«

»Ja. Ja. Ich würde das erlauben.«

»Danke, Vater.« Ham machte einen Schritt in Richtung Landungssteg.

»Und nimm deine Frau mit!«

»Ja, Vater.«

Mrs Noyes setzte Lotte, zusammengerollt, als würde sie schlafen, in ihren Schaukelstuhl. Ihr Affenkörper ähnelte dem eines Menschenkindes so sehr, dass Mrs Noyes erschrak und laut sagte: »Aber das *ist* ein Menschenkind! Lotte ist von Menschenfleisch geboren wie mein Adam; macht sie das nicht zum Menschen?« Die einzige Antwort, die ihr darauf zuteil wurde, war der kollektive Schrei fressender Vögel.

Mrs Noyes wusste nicht, was sie tun sollte. Wo in aller Welt könnte sie Lotte lassen – sie in Sicherheit lassen? Es war so gut wie unmöglich, angesichts des zunehmenden Niederschlags ein Grab auszuheben. Auf keinen Fall konnte sie Lotte irgendwo draußen lassen – wo alle Aasfresser sich bei den Leichen der geopfert Tiere gesammelt hatten – und sie konnte sie auch nicht einfach im Stich lassen. Dafür hatte sie das Kind zu sehr geliebt.

Wenn doch nur noch ein Krug mit Gin übrig wäre!

Und es müsste noch einen geben.

Müsste. Über die Jahre hatte sie so viele Krüge mit Gin hier draußen versteckt.

Sie inspizierte das Rankgitter und die Trompetenwinde – aber sie gaben nichts preis.

Die Kiste, worauf sie ihren Fuß gestützt hatte?

Nichts.

Die Fußbodendielen...

Ja! Das war's. Oh – *bestimmt* (sie lag schon auf den Knien und brach sich die Fingernägel beim Versuch, die Planken aus Zedernholz anzuheben) – bestimmt wäre etwas hier. *Im Laufe der letzten zwanzig Jahre muss ich mindestens zweihundert Krüge unter diesen Brettern versteckt haben. Dreihundert.*

Endlich gelang es ihr, zuerst eine Planke, dann noch eine anzuheben, und sie legte sich flach auf den Boden um darunter schauen zu können.

Da unten war es kühl – und es roch so herrlich nach Erde und verwelkten Blättern und alten Spinnweben. Sie streckte ihre kurzen Arme aus, so weit es ging – zuerst den einen, dann den anderen.

Ah!

Ja! Ja!

Ein – zwei – drei Ginkrüge.

Aber waren sie voll – halb voll – oder leer?

Wie Kristallvasen zog sie die Krüge heraus, entsetzt bei der Vorstellung, sie könnte sie kaputtmachen. *Bitte. Bitte. Bitte.*

Bete, Lotte, bete!

Seit dem Beginn des Regens hatte Mrs Noyes keinen Tropfen Gin mehr gekostet – Noah hatte jeden einzelnen Krug, den sie besaß, zertrümmert oder, genauer, Japeth mit dem Zertrümmern beauftragt. Zumindest – jeden einzelnen Krug, den sie finden konnten.

Diese drei waren ihnen entgangen.

Halleluja!

Und da Mrs Noyes seit dem Beginn des Regens keinen Gin mehr gekostet hatte, war sie seit Jahwes Besuch auch nicht angeheitert oder gar betrunken gewesen.

»Oh, Lotte...« Sie sang es fast, wie eine Totenklage. »Wenn du all das nur gesehen hättest, als es noch lebendig und himmlisch schön war. Die Veranda – die Aussicht, die sie bot –, meine Katze... den Hof, ohne die Toten... der Blick über die Rasenflächen... den Berg – das Wunder der im Nebel schwebenden Bäume. Die vielen Lemuren, wenn sie die Sonne anschrien, und die Vögel im Flug – oh – Lotte! Wenn du doch jene Welt nur hättest sehen können! Sie sah so – sie duftete so – sie *war* so kühl. Eine halbe Stunde – eine ganze Stunde, jeden Tag –, man musste nicht schlafen, um träumen zu können. Alles war da draußen – so echt wie du und ich. *Wunderbar!* Hier draußen habe ich gesungen. Ich und Mottyl. Jeden Abend haben wir gesungen, jede Nacht... und manchmal ging ich dort hinein – zurück ins Wohnzimmer – dann spielte ich und spielte. Und sang. Oh – ich machte sie alle verrückt!«

Sie lachte.

»*Aufhören! Aufhören! Aufhören!* Haben sie dann geschrien. *Hör mit dem Katzenjammer auf! Hast du kein Erbarmen? HÖR AUF!* Aber ich hörte nicht auf. Niemals, niemals! Ich wurde nur leiser – und sang weiter. Weitersingen – darauf kommt es an.« Mrs Noyes nahm einen langen, kräftigen Schluck und genoss das lange, heftige Brennen, das er auslöste – im Mund – im Hals – in der Brust – im Magen... *Mehr. Mehr.*

Sie betrachtete das Kind, das in ihrem Schaukelstuhl schlief.

»Ich möchte wetten, dass du niemals ein Klavier gehört hast. Vielleicht hast du nicht einmal jemand singen hören. Hast du? Hast du? Horch... Ich weiß was. Ich werde dir jetzt das erste

und das letzte Lied, das du jemals hörst, vorspielen. Warte einen Moment! Warte...«

Mrs Noyes, die jetzt sehr angeheitert war, drängte durch die Tür ins Wohnzimmer, und zündete eine Lampe an. Ihre Ginkrüge neben sich aufgereiht – setzte sie sich auf die Klavierbank, auf der Mottyl früher neben ihr gesessen hatte – und nahm einen mächtigen Zug Gin, der sie prusten und husten ließ. Dann fing sie an zu spielen.

Sie spielte »Das Rätsellied« und sie spielte »In einem kühlen Grunde«. Sie spielte »Mariechen saß weinend im Garten«, »Die Lorelei« und »Es flog ein kleines Waldvöglein«. Sie spielte »Es ist ein Schnee gefallen« und »Kein schöner Land in dieser Zeit«, »Der Winter ist vergangen, ich seh des Maien Schein«, »Es waren zwei Königskinder«, »Der Mond ist aufgegangen«, »All mein Gedanken, die ich hob«, »Wahre Freundschaft soll nicht wanken«, »Wir hatten gebauet ein stattliches Haus«, »Sah ein Knab ein Röslein stehn« und »Es blies ein Jäger wohl in sein Horn«. Immer weiter spielte sie... nippte dabei an ihrem Gin... sie brach geradezu in Gesang aus, auch wenn ihre Stimme so dürftig war, dass es zum »Ausbrechen« nicht reichte, sie war nur noch der klägliche Überrest von dem, was man früher als Kreuzung zwischen einem schwebenden Sopran und einem schwankenden Alt bezeichnen konnte. »Ade zur guten Nacht«, »Weiß mir ein Blümlein blaue«, »Ach, wie ists möglich dann« und »Wach auf, meins Herzens Schöne«.

Zum Schluss spielte sie wie immer das, was Ham einst ihre »Lieblingslieblinge« genannt hatte – die drei Lieder, die ihren Kopf – ihre Stimme – ihren Rücken – das Klavier und die Klavierbank, die Ginkrüge, Mottyl und alles – unweigerlich aufrichteten, bis das ganze Haus vor Schwingungen und Widerhall zitterte. Diese drei Lieder waren: »Lang, lang ists

her«, »Es tagt, der Sonne Morgenstrahl« und der schwungvolle, pochende Ruf: »Die heilige Stadt«.

Jerusalem.

Sie war fertig. Es war vorbei.

Sie nahm den Fuß vom Pedal – und der letzte Akkord hallte noch im Raum – als wollte das Klavier alleine weitersingen.

Dann der Gin und die Stille und ein Donnerschlag.

Keine Musik mehr: nie mehr.

Mrs Noyes stand auf – vom Widerhall der Lieder in ihrem Kopf ganz schwindelig – vor Hunger sehr geschwächt – vom Gin taumelnd. Sie tanzte, torkelte durchs Wohnzimmer, fiel fast durch die Tür zur Veranda, wo sie am Türrahmen zusammensackte und Lotte zuflüsterte: »Das war's. Mehr Lieder gibt es nicht...«

Aber Lotte hatte sie nicht gehört.

Ob tot oder lebendig, sie war weg.

Der Schaukelstuhl war leer.

Einen verrückten Augenblick lang fing Mrs Noyes an, nach ihr zu rufen.

»Lotte? Lotte?...«

Nicht auf der Veranda und nicht im Wohnzimmer. Nicht in der Küche – nicht in der Speisekammer. Wo – wo – wo?

O Lotte, was habe ich getan?

Mrs Noyes ging zur Veranda zurück. *Sie war hier. Sie war genau hier, genau da. Im Schaukelstuhl.*

Bleib ruhig!

Noch etwas Gin.

Mrs Noyes warf den Kopf in den Nacken und trank, bis der Gin ihr aus den Mundwinkeln und das Kinn hinunterfloss, und

als sie den Kopf nach vorn neigte, um das Verschüttete aufzufangen, fing sie mit den Augen auch den Himmel ein.

Raben.

Jehova!

Mitsamt dem Ginkrug rannte Mrs Noyes los; an jedem Nagel und jedem vorstehenden Teil, den die Veranda und die dazwischen stehenden Bäume und Zäune und Himbeerstauden aufwiesen, zerriss sie ihre Tücher und Röcke und Schürzen. Es schüttete jetzt und der Regen war so heiß, dass er beim Aufschlag auf den Boden zischte, und all die Geier – all die Raben – all die Bandikutratten dampften, während sie die verkohlten Reste der Rinder, Schafe und Ziegen in Stücke rissen.

»Verschwindet! Haut ab! Verdrückt euch!«

Mrs Noyes sauste zwischen die Aasfresser, schlug mit den Armen und verschüttete ihren Gin, schwenkte ihre Tücher über dem Kopf.

»Weg mit euch! Weg mit euch! WEG!«

Sie war außer sich, und obwohl sie Lotte nicht gesehen hatte, fürchtete sie – mit einer entsetzlichen, widerlichen Sicherheit –, dass sie sie dort unter den anderen Leichen finden würde.

Es war leichter, die Geier zu vertreiben als die Raben, die einfach zur Seite hüpfen – und die Ratten huschten vor ihr weg, sie konnte sie nicht erreichen – zuerst rannten sie auf allen vieren, dann blieben sie neben einem halb verbrannten, halb verzehrten Kadaver stehen und stopften die Backentaschen mit Fleisch und den Mund mit Innereien voll. Dieser Anblick versetzte Mrs Noyes in eine solche Wut, dass sie sich bückte und Steine, Kiesel, Felsbrocken – was sie auch erwischte – aufhob und sie nach den Raben und Ratten warf. Sie spuckte sie sogar an – und wenn sie nahe genug kam, verpasste sie ihnen einen Fußtritt.

»Haut ab!«

Einmal stolperte sie über einen Kuhkadaver, reichte hinunter, entriss dem Rückgrat eine Rippe und fing an, damit herumzufuchteln.

Dann entdeckte sie sie.

Genauer gesagt, entdeckte sie ihr Kleid mit dem Band.

Lotte lag mit dem Gesicht nach unten zwischen den Schafen; ihre langen pelzigen Arme waren auf beiden Seiten weit ausgebreitet, ihr Kleid zeigte unzählige Löcher, wo die Raben versucht hatten, an ihr Fleisch zu gelangen.

Mrs Noyes kniete im Schlamm und in der Asche nieder und deckte Lottes Körper mit dem eigenen zu.

Sie sprach nicht. Es gab nichts zu sagen.

Sie wagte kaum anzuschauen, was sie gefunden hatte, aber sie wusste, es würde ihr nicht erspart bleiben. Als sie die Leiche umdrehte, um sie in die Arme zu nehmen, sah sie, dass Lotte keine Augen hatte.

Mrs Noyes erstarrte.

Dann stand sie auf und trug das tote Kind – unter ihrem Kopftuch – fort. Als die Vögel herunterstürzten, um sie sich zu holen, ging sie einfach weiter; wie betäubt versetzte sie den Ratten Fußtritte und stapfte über die Rinder. Sie ging zur Veranda und durch das Wohnzimmer, am stummen Klavier vorbei zur Küche – wo sie Lotte endlich auf dem Erntetisch ausbreitete, sich neben sie setzte und weinte.

Mrs Noyes ging nach oben und schleppte ihre Aussteuertruhe – holterdiepolter – die Treppe hinunter und über die rauen Schieferplatten des Flurs. In der Küche holte sie alle Bahnen holländischen Brokats und chinesischer Seide und ägyptischer Baumwolle heraus. Mrs Noyes hatte das alles niemals benutzt. Es sollte dann einmal ihren Töchtern gehören, die alle

gestorben waren, und dann den Schwiegertöchtern – den Enkelinnen – den Urenkelinnen. Nun. So weit war es nicht gekommen. Während einer seiner fundamentalistischen Säuberungsaktionen hatte Noah angeordnet, dass alles, was nicht weiß oder schwarz, braun oder grau war, sündhaft sei, und so wurde die ganze Sammlung von Brokat, Seide und Leinen weggeräumt.

Auch Krüge mit Knöpfen – Schachteln mit Schnallen – lange seidene Hüllen mit Bändern – kostbare Papierpäckchen mit Nadeln – Spulen mit Garn und Karten voller Metallhaken für Rückenteile von Kleidern waren in der Truhe.

Mrs Noyes betastete all diese Dinge – nippte am Gin – und fragte sich, warum sie alle unbenutzt verkümmerten. Sie waren zwar unwichtig – hatten nur mit den Träumen zu tun, die umsonst geträumt worden waren – vor zehntausend Jahren, als sie selbst ein Kind – ein Mädchen – eine Braut war. Von Fenstern mit Vorhängen geträumt hatte und von langen weichen Kleidern und von Hüten, deren Bänder auf ihren Rücken herabhingen, und von Stühlen mit Sitzflächen aus Brokat und von Samtkissen...

Sie lachte auf.

Eine Arche staffierte man nicht mit holländischem Brokat aus.

Nun gut. Sie warf alles durcheinander auf den Boden und ignorierte es.

Außer den Nadeln. Außer dem Garn. Außer den Knöpfen.

Mrs Noyes wickelte Lotte, ihre Affenarme über dem Herzen gefaltet, fest mit den langen dünnen Unterrockstreifen ein, die von ihren Obstgartenfäustlingen übrig geblieben waren. Den Kopf mit dem herunterhängenden Unterkiefer und seinem wunderbaren unerschütterlichen Grinsen ließ sie frei. Sogar im

Tode lächelte Lotte. Und dieses Lächeln war fast eine Art Rache. Wenn nur Doktor Noyes sie jetzt sehen könnte! *Ich bin ein Affe – aber ich hatte eine menschliche Mutter und ich hatte einen menschlichen Vater*, sagte das Lächeln. *Ich wurde geliebt – ich wurde umsorgt – ich wurde in menschlichen Armen gehalten.*

Mrs Noyes verfluchte sich insgeheim, weil sie schwächer gewesen war als Lottes Eltern. Nun gut. Jetzt würde sie für diese Schwäche geradestehen. Lotte würde wie ein Mensch begraben werden.

Sie schloss die Lider über den leeren Augenhöhlen, drückte Messingknöpfe an die Stelle, wo in dem schwarzen Gesicht einst die tief liegenden Augen waren, und nachdem sie das Kind auf die Lippen geküsst hatte, als wolle sie ihm damit versichern, dass ihr Vorhaben keinen Schmerz verursachen würde, nähte sie die Wunde am Hals zu und befestigte dort, wo der blutgetränkte Kragen war, ein leuchtend blaues Band.

Als das alles getan war, faltete sie aus vielen Lagen Brokat ein Kissen, legte es in ihre Aussteuertruhe, hob Lotte auf, legte sie hinein und umgab sie mit all der chinesischen Seide und all dem ägyptischen Leinen – verabschiedete sich von ihr – und machte den Deckel zu.

»Jetzt kann dich keiner mehr kriegen«, sagte sie. »Sie hätten gar keine Chance.«

Danach schleppte Mrs Noyes die Aussteuertruhe wieder durch den Gang und durch den mächtigen eichenen Türrahmen, wo sie sie als Barrikade mitten im Eingang stehen ließ – ein Zeichen gegen die herannahende Flut.

»Jetzt habe ich einen anständigen Drink verdient«, sagte sie, setzte sich auf die Truhe und machte ihren letzten Ginkrug auf.

»Dein Vater ist also Magier?«, sagte Luci.

»Ja. So etwas Ähnliches«, sagte Ham.

»Kann er Gold herstellen?«

»Er hat's versucht.«

»Und?«

»Nicht geschafft.«

Luci lächelte. Sie saßen auf einem Felsen unter der dichtesten aller Zedern, wo sie vor Regen fast geschützt waren. Luci streifte das letzte Stück Papier von ihrem Sonnenschirm ab – legte den Bambusrahmen frei.

»Das geht den meisten so«, sagte sie, »es nicht zu schaffen.«

»Den meisten?«, fragte Ham. »Da habe ich aber etwas anderes gehört.«

»Oh?«

»Keiner schafft es«, sagte Ham. »So etwas wie Alchemie gibt es nicht. Naturwissenschaftlich gesehen ist es Unsinn.«

»Muss denn alles naturwissenschaftlich sinnvoll sein, ehe du es glaubst?«

»Fast alles. Das heißt – mir ist schon klar, dass es Ausnahmen gibt... die Musik zum Beispiel. Ja, man kann auch aus der Musik eine Wissenschaft machen – aber wenn man daraus eine Wissenschaft macht, hört sie meines Erachtens auf Musik zu sein. Und wird...«

»Was?«

»Zu vernunftbetont, nehme ich an. Berechnet und mit Bedacht überlegt. Nicht mehr abenteuerlich.«

Ham legte seine Hand auf Lucis Knie. »Ich weiß nicht, wieso ich auf einmal so viel Glück hatte«, sagte er. »Dass ich dich gefunden habe! Die vollkommene Geliebte und die vollkommene Gefährtin. Früher musste ich all diese Gespräche immer alleine führen – nur ich und mein Notizbuch.«

»Hast du nie mit deinem Vater über diese Dinge diskutiert?«

»Mit meinem Vater hat man keine ›Diskussionen‹, Luci. Man hat Auseinandersetzungen und Edikte. Das Problem mit ihm ist: Auch wenn man es ihm wissenschaftlich beweisen kann, findet er irgendeinen Weg, alles zu widerlegen. ›So etwas wie ein Wasserrad gibt es nicht, Junge!‹, rief er. Auch als ich ihm eins gezeigt habe.«

Luci lachte.

»Aber als vulkanische Asche von einem Augusthimmel fiel, war sie ›Schnee‹\ Ein Wunder! Das glaubt er. Wunder und Alchemie. Auch wenn ihm beides nicht gelungen ist.«

»Gut«, sagte Luci und hob den Sonnenschirm über ihre Köpfe. »Eines Tages werde ich es ihm beibringen.«

Ham richtete sich auf und sein Mund stand vor Überraschung offen.

Luci stand auf und wischte den Dreck weg, der von der Zeder auf ihr Federkleid gefallen war. »Komm jetzt!«, sagte sie. »Wir sollen doch deine Mutter suchen.«

Ham sprang auf – wich zurück – von ihr weg. »Aber...« Er startete den Sonnenschirm an.

»Was hast du nur?«, fragte Luci.

»Er ist...« Ham deutete auf das, was nur Augenblicke vorher ein Skelett aus Bambus war. »Er ist mit *Gold* überzogen.«

»Das stimmt.«

»Aber...«

»Ich hab es dir gesagt, Schätzchen, nicht wahr?« Sie streckte ihre Hand aus und kitzelte ihn mit ihren geübten behandschuhten Fingern unter dem Kinn. »Eines Tages werde ich es deinem Vater beibringen. Aber im Augenblick ruft die Mutter. Komm!«

Mrs Noyes saß ganz ruhig und aufrecht und betrunken auf der Aussteuertruhe am Eingang.

Ihrer Vorstellung nach »*versperrte sie den Weg*«, wie einst der Engel im Garten Eden. Das hier war eine ganz neue Welt, eine Welt, in der einige Leute Schiffe bestiegen und fortsegelten, während andere zurückblieben und in den Bäumen schliefen – ihre Kinder in Aussteuertruhen beisetzen – im Regen saßen und sämtliche Äpfel erbten.

Hätte sich einer *das* vorstellen können?, fragte sie sich. Dass man mich hier mit dem Obstgarten zurücklässt – mir die Schlüssel zur Weisheit reicht – und sagt...

Ertrinke!

Es machte sie nachdenklich – und sie sackte ein wenig in sich zusammen.

Nun, noch bin ich nicht ertrunken. Noch bin ich hier, am Leben. Immer noch ich – und, tatsächlich, noch mehr ich selbst als zu der Zeit, bevor das alles angefangen hat.

»Hörst du?«, sagte sie und schaute zur Arche hinauf. »Ich bin endlich ich, und zwar *ganz*. Ob es dir passt oder nicht.«

Nicht wahr, Lotte.

Mrs Noyes sackte jetzt ganz zusammen, ihre Hände drückten auf den unter ihr befindlichen Deckel.

Um ihren Hals schmiegt sich Bänder und in ihrer Hand war ein Apfel – der Apfel war zur Hälfte verspeist, die Bänder – in jeglicher Farbe – verschmolzen mit ihren bunten Tüchern und Schürzen. Mrs Noyes sah aus wie ein wandelnder Flohmarkt: Die Streifen ihres Unterrocks und die Bänder, Stofffetzen, Seile und Schärpen hingen vorne und hinten herab; all ihre Taschen und baumelnden Beutel waren voll gestopft mit Schnurresten, Krügen voll Knöpfen, Spitzenhäubchen und Wäscheklammern, Nadeln, Scheren, Tüten mit Heilkräutern und Heftchen mit Stecknadeln. Säckchen voll Rosenblättern, die sie aus der Aussteuertruhe gerettet hatte. *ALTER KRAM SO VIEL DAS HERZ BEGEHRT!* Hätte sie als Schild vor sich hertragen können.

Mrs Noyes rülpste und trank noch einen Schluck Gin.

Was nun, alte Frau?

Noch ein letzter Blick auf alles – und dann den Berg hinunter um zu sterben.

ICH WILL NICHT STERBEN.

Aber – ich werde.

Mrs Noyes stand auf und warf mit einer dramatischen Geste die Enden ihrer »Halsbekleidung« über die Schulter. Sie tat es mit so viel Wucht, dass sie fast hinfiel; wie gewöhnlich war sie sich nicht bewusst darüber, wie betrunken sie schon war.

Sie sah zu dem Tierhaufen im Hof – vom Regen gepeitscht und von anderen Tieren angefressen – und wandte sich ihm zu, als wäre er ihre Gemeinde: »Zu wem, zum Teufel, soll man beten, frage ich mich, wenn man leben will und es keinen Gott gibt?«

Sie versuchte das Ganze durch den Wolkenbruch hinweg klar zu fixieren, doch ohne Erfolg – sie sah nur den See, der sich allmählich um die toten Tiere bildete, sah, wie alle so still und stumm dort lagen – keiner von ihnen hatte irgendeine Antwort für sie.

»Vielleicht sollten wir zueinander beten«, sagte Mrs Noyes – sie ging näher auf sie zu, versuchte nicht einmal ihre Füße aus dem Wasser zu heben – ging einfach mitten in den See, der ihr bis zu den Knöcheln reichte. »Zueinander beten – ist das die Antwort? Wie ich zum Fluss betete, als ich am Ertrinken war...« Sie hielt inne; der Ginkrug hing von ihren Fingern. »Vielleicht – wenn ich zu Mottyl beten würde – könnten wir einander sogar finden. Meint ihr, dass das möglich wäre? Ich hätte nichts dagegen, sie zu finden. Ich meine – wenn ich sie finden könnte – wären wir nicht allein.«

Der Regen war jetzt in ein Prasseln übergegangen – mit Tropfen, so groß wie Tannenzapfen.

Mrs Noyes stieg den Berg hinauf und setzte sich ins Badhaus.

Dort war das Geräusch des Regens gedämpft. Zuber und Eimer und zurückgelassene Handtücher stapelten sich in den Regalen oder lagen auf dem Fußboden. Die großen weißen Laken, in die sich Noah in den Nächten eingewickelt hatte, als er hierher kam, um sich zu reinigen und über den dampfenden Steinen mit Jahwe zu kommunizieren, hingen von ihren Haken wie Kapitulationsfahnen. Das Badhaus war im Augenblick das trockenste Gebäude im ganzen Komplex und Mrs Noyes saß da und genoss die Gerüche von einstmaliger Sauberkeit und Zubern aus Zedernholz.

Etwas huschte vorbei und war nicht mehr zu sehen.

Ratten.

Aber Mrs Noyes hatte keine Lust, sich zu bewegen. Sie hatte keine Angst mehr vor Ratten. Jetzt war sie eine von ihnen.

»Vielleicht ist sie da hineingegangen...«

Es war Luci – gleich vor der Tür.

Mrs Noyes sprang hinter eines der aufgehängten Laken.

Ham trat als Erster ein, gefolgt von Luci.

»Nein. Hier nicht...«, sagte Ham.

»*Irgendwo* muss sie aber sein. Geh du in den Latrinen nachschauen, ich werde hier weitersuchen.«

Ham ging und sagte: »Bleib nicht zu lang! Vater macht sich sonst Sorgen.«

Nachdem Ham gegangen war, versuchte Mrs Noyes einen Augenblick die Luft anzuhalten. Aber es war unmöglich. Sie seufzte hinter ihrem Tuch, es kam einfach so aus ihr heraus.

Luci beschnüffelte die Luft und zählte auf: Seife und saubere Laken und Zedernholz...

Und Gin.

Durch eine Öffnung in ihrem Laken konnte Mrs Noyes sie beobachten, und einen entsetzlichen Augenblick lang drehte Luci sich um und schaute sie direkt an.

Mrs Noyes schaute zurück.

Dann marschierte Luci zur Tür und machte sie auf – und Mrs Noyes war sicher, dass sie gleich verraten werden würde.

Doch stattdessen trat Luci hinaus und gerade, als sie die Hand ausstreckte und die Tür hinter sich schließen wollte, steckte sie den Kopf noch mal herein und fragte: »Hast du deine Katze gefunden?«

Mrs Noyes sagte: »Nein.«

Luci sagte: »Gib nicht auf! Viel Glück!«

Und dann war sie weg.

Mrs Noyes sagte: »Danke.«

Jetzt blieb Mrs Noyes nur noch der Stall, um sich zu verstecken.

Über den Boxen waren die Namen der Pferde zu lesen: Lili, Betty, Tom und die anderen. Suse, Kaspar und Blackie. Und da waren die Verschläge, wo all ihre Lämmer geboren worden waren – ihr Kinderchor. Und der Verschlag für die Mutterschafe und die Box für die Widder – Altisten, Sopranisten, Bässe und Tenöre.

Ach, die Winterabende, die sie hier verbracht hatte – und die Sommernächte auf den Weiden, als sie ihnen allen das Singen beigebracht hatte! Das waren ihre allerliebsten Zeiten. Ihre Lieblingszeiten. Und jetzt...

»*In Paradisum deducant te Angeli*«, murmelte sie und schaute hinunter zu der Stelle, wo zu anderen Zeiten die Schafe und Lämmer gewesen waren. »Ins Paradies mögen dich die Engel führen; bei deiner Ankunft mögen dich die Märtyrer empfangen – und dich in die Heilige Stadt bringen.«

»Amen.«

Mrs Noyes fiel fast in Ohnmacht.

»Wer hat das gesagt?«, flüsterte sie. *Werde ich verrückt? Stimmen?*

»Ich«, verkündete eine dunkle Stimme – irgendwo über ihrem Kopf.

Mrs Noyes schaute hinauf.

»Wer ist da?«

»Ich bin's nur«, und es rauschte, als Krähe hinunterflog und auf dem obersten Brett des Lämmerverschlags neben Mrs Noyes aufsetzte. »Ich habe dich überall gesucht. Ich bin hierher gekommen, um dich zu Mottyl zu bringen.«

Lilafarbener Regen war in Onans Regen übergegangen und Onans Regen in dampfähnlichen Regen und der dampfende Regen in heißen und der heiße in den Regen, der nun niederging: Tannenzapfenregen. Allein das Geräusch, das er machte, war Angst erregend – nicht so sehr wegen der Lautstärke, obwohl es laut genug war – sondern eher, weil es so seltsam war. Jedes zapfengroße Kügelchen war ein *Paket*, und als jedes dieser *Pakete* dort aufschlug, wo es zuerst hinfiel, platzte es – und ließ dabei eine Flüssigkeit frei, die eher öl- als wasserartig war: golden und glänzend. Folglich verwandelten sich alle Bäume und Gebäude – sämtliches Gras und die Erde – in etwas Goldüberzogenes, Glänzendes, das nicht nur unheimlich, sondern auch heimtückisch war.

Als Mrs Noyes aus der Scheune hinausspähte, erblickte sie eine Welt, die mit Balsam aus Gilead hätte gesalbt sein können. Sie duftete sogar nach Harz und üppigen Kräutersäften. Was hatte Jahwe als Nächstes vor? Jede neue Art Regen schien eine neue Art düstere Schönheit hervorzubringen.

Mrs Noyes verließ den Stall und ging zum Hof, sie zog ihre Tücher und Schürzen über den Kopf und lief im goldenen Regen durch das Tor und den Berg hinunter. Über ihr flatterte Krähe, etwas beschwerlich, und gab Anweisungen: »In diese Richtung – da drüben – hierher!« Mrs Noyes hatte Mühe mitzuhalten.

»Wo bringst du mich hin?«

»Hinunter durch den Wald. Beeil dich! Schnell!«

Dass sie sich beeilen müsse war die allerletzte Aufforderung, die Mrs Noyes jetzt nötig hatte. Sie wurde ganz ohne eigenes Zutun getrieben. Das Gras hatte eine ölige Patina, und obwohl es ihr schwer fiel, Krähe zu folgen, kam es ihr vor, als würde sie auf Schlittschuhen den Berg hinuntersausen. *Gott, verschone mich mit Löchern von Waldmurmeltieren!*

Was Krähe betraf, machte ihr der Flug andere Sorgen. Ihr Gefieder wurde langsam vom Öl überzogen; oder vielleicht sollte man eher sagen, *vergoldet*.

»Der Regen zieht mich hinunter«, rief sie Mrs Noyes zu. »Schnell! Schnell!«

Endlich erreichten sie den Zugang zum Wald, durch den Mottyl am Tag zuvor verschwunden war. Aber jetzt waren keine Feen da und vielleicht auch keine Tiere. Jedenfalls war nichts zu sehen.

Als sie durch den Wald auf die andere Seite schaute, bemerkte Mrs Noyes, dass er ganz golden war. Jeder Baum, jeder Zweig und Ast waren mit glänzendem Balsam überzogen und die schwer gewordenen Blätter fielen zu Boden, als sie den Wald betrat. Im Zwielight verschlug ihr ein atemberaubendes Schauspiel den Atem – Mrs Noyes war sprachlos.

Wo können nur alle sein?, fragte sie sich. Wo sind all die Tiere hin? Und dann, als ihre Augen sich an die Lichtverhältnisse gewöhnten, begriff sie.

Auf dem Boden – auf den Ästen – auf jedem umgekippten Baum befand sich eine goldene Menagerie: Stillgelegt und stumm ertranken alle langsam in Jahwes Alchemie.

Endlich erreichten sie einen Baum an der am weitesten entfernten Seite des Waldes – und Krähe, die keine Federlänge weiter hätte fliegen können, setzte sich in das oberste Geäst. Ihre Stimme war sehr schwach.

»Da wären wir«, rief sie zu Mrs Noyes hinunter.

»Wo?«, fragte Mrs Noyes, selbst außer Atem und ohne Stimme. »Das ist nur ein alter Baum; Mottyl sehe ich nirgends.«

»Schau herauf!«, schrie Krähe. »Schau hierher!«

Mrs Noyes schaute hinauf.

Nichts.

Nicht einmal Krähe.

»Ich kann nicht einmal dich sehen, von meiner Katze ganz zu schweigen«, sagte Mrs Noyes. »Hör mit den Spielereien auf! Wo ist sie?«

»Du wirst schon hinaufklettern müssen, wenn du sie finden willst. Und an deiner Stelle würde ich es schnell tun.«

Der fragliche Baum war zum Glück eine Sequoia; das heißt, es waren viele Äste zum Klettern da, und dort, wo es keine Äste gab, befanden sich Eulennester und Spechthöhlen und andere Löcher und Vertiefungen, wo Mrs Noyes' Zehen Halt finden konnten, während sie gehorsam Krähes Anweisungen befolgte: »Nach links – nach rechts – weiterklettern!«

Endlich konnte Mrs Noyes sehen, wo Krähe saß, fünf oder sechs Meter unterhalb des Baumwipfels, und – genau darunter, zwei oder drei Äste tiefer, bot sich ihr ein Anblick, mit dem Mrs Noyes nicht mehr gerechnet hatte.

Mottyls Schwanz.

Wie alles andere war er mit goldenem Schimmer überzogen – und er zeigte hinunter auf Mrs Noyes, hing über den Rand von etwas, das wie ein sehr großer aus Reisigbündeln gemachter Sonnenhut aussah.

Mit letzter Kraft zog Mrs Noyes sich hoch, bis sie in diesen umgedrehten »Sonnenhut« hineinschauen konnte, und dort war, sehr nass – aber auch sehr lebendig – Mottyl.

Sie war unversehrt.

Mrs Noyes war zu müde, um zu schimpfen und zu müde, um zu weinen, sogar zu müde, um sich zu freuen. Ihre Kraft reichte nur noch für ein einziges Wort.

»Hallo.«

Als Mrs Noyes zum letzten Mal auf der Wiese vor der Arche auftauchte, war es der siebte Tag, nachdem der Regen angefangen hatte. Er hatte sich von golden zu silbern verwandelt – von silbern zu grau und von grau zu schwarz. Und in diesem tintenschwarzen Regen stand sie vor Noah; ihre Schürzen waren voller Äpfel, ihr Haar hing lose herunter, ihre Schuhe lösten sich auf und ihre Haut strotzte vor Drecktupfern und blauen Flecken.

Noah stand auf seinem gewohnten Platz auf Deck, geschützt von dem schwarzen Regenschirm, den die immerwährend anwesende Hannah festhielt.

»Nun. Du hast also endlich Vernunft angenommen.«

»Ja...«

»Ich habe dich nicht gehört.«

»Ja, Herr«, sagte Mrs Noyes.

»Deine Wanderschaft ist zu Ende?«

»Ja, Herr.«

»Und du stimmst mir zu?«

»Ich verstehe nicht, was du meinst...«

»Du stimmst mir zu, dass wir dem Edikt gehorchen müssen?«

Mrs Noyes fuhr mit der Zunge über die Lippen, die seltsam trocken waren. Auch ihr Mund war trocken und es fiel ihr

äußerst schwer zu sprechen. Noah war geduldig. Er war bereit zu warten.

»Ja. Ich... stimme dir zu. Ja.«

»Sag mir, was in den Schürzen ist!«, sagte Noah.

»Hast du die Absicht, das alles an Bord zu bringen? Was ist es? Andenken? Kerzenleuchter? Familienerbstücke? Hier ist kein Platz für solches Gelumpe, weißt du. Was ist es?«

Mrs Noyes sammelte genug Speichel, um zu fragen: »Welche Frage soll ich jetzt beantworten?«

»Spiel mir nicht die Kokette, meine Liebe! Die Tage sind für immer vorbei.«

»Ja, Herr.«

»Was ist in den Schürzen?«

»Äpfel.«

»Äpfel?« In der Frage lag weder Ärger noch Vorwurf. Eher so etwas wie Belustigung. »Also – endlich hast du es geschafft, hast unbefugterweise das Tor passiert.«

»Nein, Herr. Ich bin über die Mauer geklettert. Das Tor war abgeschlossen.«

»Das stimmt. Na – hast du dich dabei gut amüsiert?«

»Nicht so sehr. Ich habe mir am Glas den Oberschenkel aufgeschnitten.«

»Aha. Na, genau deswegen war das Glas ja da. Und jetzt willst du die Früchte deines unbefugten Handelns mit an Bord bringen – stimmt's?«

»Ja. Wenn ich darf...«

Doktor Noyes schaute auf die Schürzen, die prall im Schlamm vor den Füßen seiner Frau lagen.

»Bist du sicher, dass außer Äpfeln nichts drin ist?«, hakte er nach.

»Ja, Herr. Nur Äpfel.«

»Vielleicht solltest du mal die Bänder aufmachen, damit ich reinschauen kann...«

Mrs Noyes hustete und versuchte, ihre Haare zurechtzuzupfen, aber sie fielen ihr gleich wieder ins Gesicht und sie musste sie andauernd vom Mund entfernen.

»Du scheinst sehr nervös, meine Liebe.«

»Nein. Nein, bin ich nicht. Ich bin... ich bin *müde*, Noah. Meine Güte – seit Tagen laufe ich herum. Ich musste Lotte begraben. Ich wollte meine Katze finden... es gab nichts zu essen. Ich bin müde, das ist alles.«

Noah sagte: »Ham und Luci haben dich überall gesucht. Als sie ohne dich zurückkamen, glaubte ich fast, du wärest tot.«

»Ich bin aber nicht tot. Ich bin hier.«

»Hast du deine Katze gefunden?«

»Nein.« Mrs Noyes weinte vor Erschöpfung. »*Ja*.«

Doktor Noyes beugte sich nach vorn.

Hannah beugte sich ebenfalls vor und neigte den Schirm, damit sein Rücken nicht nass wurde. Dadurch war sie selbst dem Regen ausgesetzt und begann sich – ganz langsam – schwarz zu färben.

»So?«, sagte Doktor Noyes. »Du hast sie also doch gefunden.«

»Ja. Tot. Sie war tot.«

»Soso...« Doktor Noyes lehnte sich wieder zurück, Hannah und der Schirm machten die Bewegung mit. »Also dann, mach die Schürzen auf, zeig mir erst die Äpfel, dann kannst du an Bord kommen.«

»Ich... die Äpfel werden zerstört«, sagte Mrs Noyes. »Willst du vielleicht *schwarze* Äpfel essen?«

Noah dachte nach – aber nur kurz, dann befahl er: »Komm an Bord!«

Mrs Noyes sagte »danke« und bückte sich, um die Schürzen an den Bändern zu packen. »*Seid still!*«, sagte sie.

»Hast du etwas gesagt?«, fragte Doktor Noyes.

Mrs Noyes machte sich an den Schürzen zu schaffen – hievte sie schließlich über die Schultern auf den Rücken. »Gesagt?«, wiederholte sie. »Ja, ich habe ›danke‹ gesagt.«

Doktor Noyes nickte ihr zu. »Bitte schön, meine Liebe.« Er drehte sich um. »Ich werde drinnen auf dich warten.«

Donner.

»Da, siehst du? Jahwe freut sich, dass du dich der Wirklichkeit ergeben hast. Und an deiner Stelle, meine Liebe, wäre ich dankbar, dass er eine so große Verspätung duldet.«

Mrs Noyes gab keine Antwort.

»Nun komm endlich! Komm rein, raus aus dem Regen!« Und Doktor Noyes verschwand und Hannah mit ihm. »Ja, Herr«, sagte Mrs Noyes. Und ging an Bord – mit ihren Äpfeln.

Und der Regen – der gerade schwarz gewesen war – verlor jetzt jegliche Farbe und ging über in heftige Güsse. Von denen, welche die Sintflut überleben sollten, waren jetzt alle an Bord der Arche. Und Jahwe – und dies war seine allerletzte Geste – schloss sie ein.

So wie ein Licht den Verirrten in der Finsternis den Weg weist, so wurde die Arche zu einer Art Magnet, der einen Strom von Möchtegernüberlebenden den Berg hinaufzog. Als der Regen zunahm, kamen zuerst lange Reihen von Mäusen und Horden von Ameisen und Käfern – und Unmengen all jener Geschöpfe, die im Boden leben, und deren Wohnstatt nun überflutet war und weggespült wurde. Sie suchten die Sicherheit, welche die Erde bietet, mehr nicht, da offensichtlich mehr nicht möglich war. Doch die Aussicht, die oberen Regionen zu erreichen – irgendeine Stelle, die noch nicht überflutet war –, führte sie bald zum Wunderwerk des

großen gelben Stalles, den Noah – sie wussten, dass dies sein Berg war – auf den seltsam schräg platzierten Stelzen auf freiem Feld errichtet hatte.

Kleine Wolken aus Mäusen huschten über die Wiese, vom Wind von einer Seite zur andern getrieben; manchmal vereinten sie sich zu größeren Wolken, bis in einem Wirrwarr von Zurufen an verloren gegangene Kinder und dem Schrei: »*Familien – geht nicht auseinander!*« sich ganze Stürme von piepsenden Mäusen zusammengebraut hatten. Endlich blieben alle – es waren tausende – stehen. Sie hatten eine Stelle erreicht, von der aus sie auf die Arche hinunterstarren konnten, um sie zu studieren; sie grübelten noch, welche Möglichkeiten ihnen dieses Bauwerk bieten würde; sie versuchten sich mit seiner Größe anzufreunden – es war weitaus größer als irgendeine Scheune, irgendein Stall, den einer von ihnen je gesehen hatte. *Aber – wie kam man hinein?*

Pfeifer lugte ganz vorsichtig aus der Erde und überlegte, ob er sich den Flüchtlingsströmen anschließen sollte, die den Berg hinaufzogen.

Sein Platz war weitgehend überflutet, sogar in seine Schlafkammer drang das Wasser jetzt ein. All seine Essensvorräte waren schon zerstört und binnen weniger Stunden würden ihm seine Höhlen und Gänge auch nichts mehr nützen.

Aber auf dem Berg waren schon so viele, darunter Waldmurmeltiere von anderen Feldern, dass er zweifelte, ob bei der großen Pilgerfahrt noch ein Platz für ihn wäre.

Überall, so schien es, war lebendes Fleisch – ein ganzer Berg voller Rücken und huschender Füße. Es war nicht so, dass Pfeifer nicht gewusst hätte, welche Hoffnungen sie antrieben. Aber er wusste auch, dass diese zum Scheitern verurteilt

waren. Es hatte etwas mit Jahwe und Noah zu tun und damit, dass der Tod eine Schneise, so breit und tief wie überhaupt nur vorstellbar, schlagen sollte. Von der Opferung im Hof hatte er die Geräusche gehört und die Feuer gesehen – und er wusste, diese Tiere, die in Richtung Altar hinaufzogen – die meisten von ihnen ohne eine Ahnung, was ein Altar war – teilten alle dieselbe Hoffnung, nämlich gerettet zu werden. Nun – er hatte nicht das Recht, ihre Hoffnungen zu zerstören.

Geht nur weiter – vorwärts, marsch!

Sein Blick wanderte über das Feld und so weit sein Auge reichte, bis zur Steinmauer – und er dachte: Hierher gehöre ich. Es ist besser, dem großen Tod hier zu begegnen, als mich der verlorenen Horde anzuschließen und zertrampelt und beiseite geschoben zu werden. Sein Alter – sein geschwächtes Sehvermögen – seine schmerzenden Knochen –, Pfeifer wusste, er würde das Gedränge der anderen nicht überstehen.

Nein. Er würde warten. Mit der Zeit würde die Menge abnehmen – die Panik würde sich verringern –, dann würde er sein Feld überqueren, nach oben gehen und sich in Richtung Osten durch den Regen bewegen – und er würde in seinem Lieblingsbau sitzen und die letzten Tage der Welt von dort aus betrachten.

Bis zum Abend hatte die Flut die Wipfel des Zedernhains erreicht; bei Einbruch der Dunkelheit war sie bei der unteren Grenze der oberen Wiese angekommen.

Die Wiese war jetzt voll von Geschöpfen jeglicher Größe; sie bedeckten jeden geknickten Grashalm und jeden Ast und Zweig der Pinie und jeden Stein des heiligen Altars. Vögel und Insekten und Tiere jeglicher Art hatten sich dort versammelt und das Läuten der Altarglocke, deren Seil sich gelöst hatte,

vermischte sich mit dem Ansturm von Stimmen, welche die schweigende Arche anflehten.

Die riesige Versammlung war jetzt ganz frei von Panik. Ihre Betäubung hatte sie in einen Zustand trostloser Vernunft versetzt, der sich jetzt in Schock verwandelte. Ihre Mitglieder hatten über alle Tage, die der Regen, das Laufen, das Hungern und das endlose Hochsteigen schon dauerte, ausgeharrt. Jedes Plateau war unter ihnen weggewaschen worden. So lange wie nur möglich waren sie aufeinander zu und wieder auseinander gegangen, und dabei hatten sie behutsam schmerzliche Konfrontationen vermieden: Der Panther war der Antilope aus dem Weg gegangen, die Füchsin dem Hasen. Nachdem sie in jede Art Fluss geworfen, an jeder Art Ufer herausgezogen und von jeder Art Regen und Wasserfall gepeitscht worden waren, hatten sie – ganz allmählich – erkannt, dass der Tod sie alle auf unbegreifliche Weise zur Vernichtung zusammentrieb – und dass die Jagd vorbei war. Da auf dem Berg – in der Dunkelheit – im Regen und beim Klang der Glocke waren sie für jedes Gefühl taub, außer für den ganz schwachen Hoffnungsschimmer, der sich in der gelben Arche mit ihren Wänden und Fußböden und einem Dach äußerte; und mit einer Tür, die ihnen, so stellte sich ein jeder von ihnen vor, Sicherheit bieten würde.

Sie warteten.

Die Tür ging nicht auf.

Der Regen hörte nicht auf.

Die Dunkelheit bildete ein Zelt und deckte sie völlig zu.

Etwa um die Zeit, da gewöhnlich die Sterne erlöschen – wenn es denn Sterne gibt – erschien ein Licht.

Es schwebte über dem Wasser – leuchtend und voll, dann nur noch gebrochen – erst ein Licht, dann viele Lichter – und sie bewegten sich, getrennt oder vereint, so nahe an der gepeitschten Wasseroberfläche, dass es sich darin spiegelte.

Und trotz Glockenläuten sandten die Lichter einen Klang aus; er stieß auf die wartenden Ohren wie ein wohl bekannter Ruf, obwohl er in Wirklichkeit kaum mehr als ein Flüstern war: wie vom Winde getriebene Glasstückchen.

Jedes Geschöpf, das auf Noahs Berg versammelt war, kannte die Feen ab dem Tag seiner Geburt. Alle hatten im Gras ihre Lichter und ihre wogenden Bewegungen gesehen und hatten ihren Stimmen gelauscht, ob tief im Wald, im Unterholz oder auf den Tierpfaden, die sie ab- und niedersausten. Zu irgendeiner Zeit waren fast alle – ob jung oder alt – von den Feen gerettet worden – so wie der Lemur vor dem Drachen gerettet wurde, den Michael Archangelis getötet hatte – denn die Feen waren die einzigen Wesen, die weder Angst vor Drachen noch vor Stimmen in Höhlen noch vor dutzenden anderer Schreckgespenster hatten.

Jetzt reckten sich alle Tiere nach vorn, um zu sehen, wie sich die Feen in Richtung Arche drehten, von oben nach unten zum ersten Mal auf sie zuflogen, sich dann hinter die Arche begaben und langsam aus dem Blick verschwanden.

»Glaubt ihr, jemand wird sie hören? Glaubt ihr, jemand wird sie sehen?«, fragte jemand mit kaum vernehmbarer Stimme.

Niemand wagte eine Antwort darauf. Es gab keine.

Während sie warteten, stiegen die Hoffnungen. Vielleicht gab es ja auf der anderen Seite einen Eingang... und vielleicht würde Mrs Noyes, die gütige Mrs Noyes – oder Ham oder die Engelin Luci – durch die Spalten hinausschauen und die Feen sehen oder hören. Und wenn man den Feen Einlass gewährte, würden sich dann die Türen nicht für sie alle öffnen?

Wenn nur der Lärm der Glocke aufhören würde. Wenn der Regen nur so lange aufhören würde, bis man etwas *sehen* könnte...

»Sind sie zurückgekommen? Wo sind sie?...«

Wieder reckten sich alle nach vorne, aller Augen bohrten sich in die Dunkelheit und aller Ohren pressten sich der Luft entgegen, während jeder Pulsschlag aufzuhören schien und atemlose Stille eintrat.

Minuten vergingen und nichts passierte.

Nichts.

Doch dann...

Kamen die Lichter zurück. Eins und dann noch eins und dann die ganze Anzahl.

Der Berg atmete aus – und die Glocke hatte plötzlich eine Bedeutung erhalten.

Ein oder zwei Lichtstückchen rissen sich vom Ganzen los und flogen hoch über die Arche, als suchten sie dort einen Eingang – aber nur allzu bald kehrten sie um – vom Regen zurückgeschlagen.

Der ganze Berg schaute zu. Wartete.

Die Feen drängten sich jetzt zusammen und drückten ihre Lichter gegen die Wände der Arche – selbst vom Gipfel des Berges aus konnte man den kristallinen Klang ihrer Schreie hören. Die Lichter schlugen so lange gegen die Wände, bis einige erloschen. Die Menge, kleiner jetzt, formte sich neu und flog über die Arche, klopfte dem Regen zum Trotz gegen das Dach.

Doch mit jedem neuen Manöver wurden die Lichter schwächer – sowohl an Anzahl als auch an Stärke – und der Klang war nicht mehr zu hören, nur noch als Pulsieren erkennbar. Alle sahen, wie das Licht in der Dunkelheit ausging – seine Ränder verlor – in der Mitte zusammenbrach – nur noch ein Netz jetzt wie das einer Spinne, die darin gegen den Regen ankämpft – so lange, bis die letzten paar Lichtfäden fielen – und erloschen –, zum Schweigen gebracht und aus dem Leben und für immer von allem Lebendigen fortgerissen.

Und die Glocke läutete weiter – aber die Arche war erbarmungslos, wie immer unnachgiebig. Ihre Gestalt hatte eine Stimme erhalten. Und die Stimme sagte: *Nein*.

Buch Drei

*... und die Wasser wuchsen
und hoben die Arche auf
und trugen sie empor über die Erde.*

Genesis 7,17

Im Inneren war die Arche ein Schacht aus Finsternis und Stimmengewirr – und der Gestank der Tiere in dem fensterlosen Raum war Übelkeit erregend: Das ranzig gewordene Pech und die frisch geschnittenen Bohlen aus Tannenholz verströmten ein Aroma von fast widerlicher Süße. Im Vergleich dazu wirkten die Düfte aus den Speichern, mit dem darin lagernden Stroh und Süßgras und der warme, vertraute Geruch von Speiseöl aus der Kombüse, geradezu mild und angenehm.

Der Schacht aus Finsternis befand sich genau in der Mitte der Arche, und er war so tief wie die unteren drei Decks zusammen. Darüber bildete das obere und einzige offene Deck (wo Noah im Kastell sein Quartier und seine Kapelle mit ihrer Pagode hatte) ein Dach, von dem eine Reihe nicht angezündeter Lampen herabhing. Jedes andere Deck war zum Schacht hin geöffnet – und stellte ein Labyrinth dar aus Passagen und Durchgängen, die hinter und zwischen die verschiedenen Käfige, Verschlänge und Ställe führten, in denen die Tiere untergebracht waren.

Auf dem zweiten Deck waren Vögel, Reptilien und Insekten in Käfigen aus Gittern und Draht eingesperrt. Einige der Käfige hingen von den Balken. Auch alle kleineren Säugetiere waren auf diesem Deck: Kaninchen, Eichhörnchen und Füchse – Affen, Ratten und Mäuse – Waschbären und Stachelschweine – Frettchen – Tamarins und Einhörner. Ferner befanden sich auch vier Kajüten für menschliche Passagiere darauf und eine davon enthielt eine grob behauene Wiege, die auf die Geburt von Hannahs Kind wartete.

Auf dem dritten Deck hausten in Verschlängen und Boxen die mittelgroßen Tiere. Neben den Durchgängen verliefen Abflussrinnen; sie mündeten in Abflusskanäle, die sich ihrerseits durch Speigatten ins Wasser draußen entleerten. An

Tieren waren hier Pferde, Zebras und Hirsche vertreten – Antilopen, Ochsen und Löwen – Emus und Strauße, Dodos und alle anderen flugunfähigen Vögel und Geschöpfe, die Auslauf brauchten – wenn auch nur von einer Seite einer Box bis zur anderen.

Auf dem vierten und untersten Niveau befanden sich jene Tiere, bei denen man gefürchtet hatte, ihre Größe würde die Arche zum Kentern bringen. Hier herrschte vollkommene Finsternis.

Draußen fiel das Wasser nicht mehr nur von oben; es hatte angefangen aus der Erde selbst zu steigen. In den Felsen taten sich Spalten auf und ließen alle unterirdischen Flüsse hervortreten. Brunnen explodierten und riesig hohe Fontänen schossen in die Luft, bis sogar diese ertranken, da die Berghänge zerbröckelten und der Erdboden nachgab.

Auf ihrem Kielrahmen begann die Arche zu schütteln und zu rütteln; sie bekam Schlagseite. In der Finsternis schrien die Tiere, als sie den Halt verloren und gegen Wände und Gitter geschleudert wurden. Mrs Noyes und Luci hielten sich an den mit Äpfeln gefüllten Schürzen und aneinander fest, während sie unter einem entsetzlichen Knacken und Knarren zu Boden geworfen wurden; es klang, als sollte die Arche noch vor dem Start auseinander gerissen werden.

Vögel hoben in ihren Käfigen ab, und wegen der Finsternis verloren sie die Orientierung und fielen nieder wie Steine.

Noah lag ausgestreckt auf dem Fußboden seiner Kajüte und betete mit lauter und wütender Stimme; er flehte Jahwe an, er möge »die Arche sofort wieder aufrichten!« Und als all sein Flehen nicht erhört wurde, rief Noah noch einmal – aber diesmal nach Schwester Hannah.

Schließlich senkte sich der Himmel ganz – und das Wasser stieg ihm entgegen, und ein riesiger hallender Knall ließ die ganze Schöpfung erzittern und begleitet von einem riesigen Seufzer der Erleichterung richtete sich die Arche auf und trieb frei davon, weg von ihrem Stützrahmen und von ihrem Berghang und – überhaupt – von der ganzen Erde, die mit einem Zischen unter den Wellen verschwand, die aufgestiegen waren, um sie einzufordern.

Langsam erhoben sich Mensch und Tier auf die Knie und – noch langsamer – auf die Füße. Jeder Einzelne von ihnen prüfte, ob der Fußboden noch da war – und ob die Wände noch da waren – und die Stangen und die Drahtgitter der Käfige. Und jeder Einzelne von ihnen murmelte eine Art Dank – eigentlich mehr eine Feststellung, dass man noch am Leben war. Und jeder Einzelne von ihnen stand da und wartete – und fragte sich, was wohl als Nächstes geschehen würde.

Doch das Einzige, was man hören konnte, waren Geräusche des Atmens und das Schlagen des eigenen Herzens unter dem Regen.

Als Mrs Noyes die Äpfel aufs Deck gehievt hatte – sie war so erschöpft, dass sie fast auf Händen und Knien den Landungssteg hochkrabbeln musste –, konnte man ein gedämpftes Stimmenduo wahrnehmen: zuerst aus dem Innern der einen Schürze – dann aus dem der anderen – sie verschmolzen zu einem gemeinsamen Klageruf.

Aus der ersten Schürze klang Mottyls Stimme: »Schnell! Schnell! Bei mir geht's los!«

Und aus den Falten der zweiten Schürze Krähes unverwechselbares Krächzen: »Könntest du so nett sein und mich rauslassen? Ich fürchte, ich kriege hier einfach keine Luft.«

Und Mottyl flüsterte wieder: »Schnell! Schnell!«

Und Krähe noch einmal: »Bitte...«

Mrs Noyes inspizierte das regennasse Deck von oben bis unten, und da niemand zu sehen war, der die Befreiung der blinden Passagiere hätte beobachten können, ging sie vor Krähes Schürze auf die Knie und – sie musste dabei gegen die vielen Knoten kämpfen, jeder Fingernagel, der nicht schon vorher eingerissen war, spaltete sich jetzt oder brach ab – ließ Krähe frei.

»Was wirst du tun?«, fragte sie. »Ich bitte dich, pass auf! Ich habe solche Angst vor Japeth.«

Krähe, die immer noch – wenn auch nicht gänzlich – mit Gold überzogen war, beruhigte sie: »Du musst aufhören, meinetwegen Angst zu haben, Mrs Noyes. Kümmere dich vor allem um Mottyl...«

»Ja!«, stöhnte Mottyl, »*bitte!*«

»Du brauchst dir keine Sorgen zu machen«, fügte Krähe hinzu. »Ich finde schon eine Möglichkeit, bei der Arche zu bleiben.«

Mrs Noyes wies auf den geschützten Kamin, der vom Dach der Kapelle über Noahs Opferaltar aufragte, und sagte: »Solange es kein Brandopfer gibt, dürftest du da drinnen sicher sein.«

Krähe bedankte sich und versuchte vom Deck aufzufliegen – aber die Vergoldung und der Luftmangel der letzten paar Stunden hielten sie am Boden fest. »Ich werde zu Fuß gehen müssen«, stammelte sie. Gesagt, getan: Von einer Seite zur anderen schwankend watschelte sie weg und schleifte dabei mühsam die goldschwarzen Flügel das Deck entlang.

»Schnell!« Mottyls Stimme drängte. »Schnell! Ich hab schon eins gekriegt...«

Mrs Noyes hatte die Falten von Krähes Schürze wieder geordnet und war gerade dabei, den Knoten neu zu binden, als Ham erschien, mit Luci im Schlepptau.

Luci hatte Krähe sofort entdeckt.

»Du darfst nicht – oh, bitte, tu ihr nichts zuleide!«, sagte Mrs Noyes; sie war sich noch nicht sicher, auf wessen Seite Luci stand. »*Bitte.*«

Luci schadete Krähe nicht – ganz im Gegenteil: Sie trippelte übers Deck und fragte sie: »Wo willst du denn hin, Krähe?«

Nachdem sie erklärt hatte, was sie von Mrs Noyes über die Sicherheit des mit einem Pagodendach versehenen Kamins über dem Altar wusste, fühlte Krähe, wie sie hochgehoben wurde (»*Meine Flügel! Meine Flügel! Drück nicht so fest auf meine Flügel!*«), wie eine kultische Ikone wurde sie zum Dach der Kapelle getragen und darauf abgesetzt; mit einem dankbaren Blick Richtung Luci watschelte sie mühelos aus dem Regen und die Schindeln hinauf.

In der Zwischenzeit hatte sich Ham vor Mottyls Schürze niedergekniet und die Knoten gelöst. Mrs Noyes ermahnte ihn, vorsichtig zu sein. Als die Knoten endlich auf und die Schürze geöffnet war, kam Mottyl zum Vorschein; sie lag auf der Seite, war mitten in den Wehen – und auf der Suche nach Milch kroch schon ein Kätzchen über ihren Bauch – winzig, blind, unbehaart, mit der stumpfen Form einer Nacktschnecke.

»Du hast schon eins gekriegt«, sagte er.

»Und das zweite kommt auch gleich... oh... tut mir Leid, ich kann es nicht zurückhalten...«

Während Ham und Mrs Noyes zuschauten, kam das zweite Kätzchen auf die Welt, und Mottyl fing an, sein Gesichtchen von der Fruchthülle zu befreien.

»Wo können wir sie verstecken?«, fragte Mrs Noyes Ham.

»Wenn dein Vater das rauskriegt – tötet er sie.«

Ham hatte sofort eine Idee – und er warnte Mrs Noyes, es könne sich nur um ein vorübergehendes Versteck handeln, sagte ihr aber auch, es sei für diesen Fall geradezu ideal.

Da wurde oben an der Treppe die Tür aufgerissen und ein heftiger kalter Regenguss stürzte die Treppe hinunter, über die Gestalten, die dort unten warteten.

Japeth – er trug seinen ledernen Brustharnisch und Beinschienen – stand auf dem Treppenaufsatz, hielt eine Laterne über dem Kopf und zückte sein blankes Schwert.

»Was ist los? Stimmt etwas nicht?«, fragte Mrs Noyes und schaute zu ihrem Sohn hinauf. »Ist eines der Tiere ausgebrochen?«

Japeth blieb die Antwort schuldig, fuchtelte nur mit der Laterne herum – er trat zur Seite und ließ den Lichtschein tiefer auf die Treppe fallen.

»Er will, dass ihr jetzt hinaufkommt«, sagte er.

»Ich nehme an, du meinst deinen Vater«, sagte Mrs Noyes. »Und – wenn ja – nenne ihn bitte beim Namen!«

Japeth, verlegen und betreten, wischte sich den Mund mit dem Handrücken. Er bemühte sich sehr, das Auftreten der Rüpel nachzuahmen, die ihn auf der Straße gefangen genommen hatten und ihn in einen Eintopf verwandeln wollten. Diese Männer hatten ihm solche Angst eingejagt, dass er wie selbstverständlich glaubte, jeder müsse vor ihm niedergehen und vor Angst zittern, wenn seine Imitation nur einigermaßen überzeugend war.

»Äh...«, sagte er. »Vater möchte euch sprechen.«

»Viel, viel besser«, sagte Mrs Noyes. »Und – wie wäre es noch mit ›*bitte*‹?«

Japeth lief knalllila an und stammelte etwas, das man vielleicht als »*bitte*« hätte auslegen können, aber er weigerte

sich, es lauter zu sagen oder gar zu wiederholen. Bestimmte Worte, wie zum Beispiel »bitte« und »danke«, waren unter der Würde eines Soldaten. So hatte er zumindest den Hinweisen von Michael Archangelis entnommen.

»Sollen wir alle hinaufgehen?«, fragte Mrs Noyes.

»Ja. Alle.«

Mrs Noyes hatte ihren Fuß schon auf der unteren Stufe, als Japeth hinzufügte: »Und ein bisschen dalli!«

»Wie bitte?«

Mrs Noyes wich bis zum Durchgang zurück.

Luci sagte: »Ich glaube, er hat gesagt« (hier ließ sie ihre Stimme mindestens eine Oktave tiefer werden als Japeths unverbindlicher Tenor) »... *›ein bisschen dalli!‹*«

»Mach dich nicht über mich lustig!«, sagte Japeth, und er schwang die Laterne statt seines Schwerts, erkannte aber seinen Irrtum zu spät, um ihn noch berichtigen zu können. »Ich bin nicht in der Stimmung, mit mir spielen zu lassen.«

Sein Blick war böse.

Luci sagte: »Ich hatte eigentlich nicht vor, mit dir zu ›spielen‹, Schätzchen. Willst du, dass ich es mir noch mal überlege?«

»Ich meine es ernst«, sagte Japeth – und diesmal nahm er das Schwert. »Mach keinen Blödsinn!«

Luci zog einen Schmollmund und wollte gerade weiterreden, als Ham auftauchte.

»Warum zum Teufel fuchtelst du mit dem Schwert vor uns herum, Jap?«, fragte er. »Wir sind es nur, um Himmels willen.«

»Ihr und die Tiere«, sagte Japeth. »Ich gehe kein Risiko ein.«

»Aber um Gottes willen, Jap: Sie sind in Käfigen und ich bin dein Bruder. *Das* ist deine Frau und dies hier ist deine *Mutter*! Spinnst du oder was?«

Mrs Noyes sagte: »Fang keinen Streit an, Ham! Mir kommt es recht vernünftig vor. Japeth hatte immer schon Angst vor Kühen...«

»Hatte ich nicht!«, sagte Japeth, gekränkt und empört, er war den Tränen nahe. »Ich hatte nie Angst vor Kühen...«

»Müssen wir hier noch länger stehen?«, fragte Emma. »Ich möchte zur Latrine. Und es gibt nur die eine da oben«, sie deutete an Japeth vorbei, »oder die andere ganz weit dahinten im Dunkeln. Also könnten wir nicht hinaufgehen, bitte? Bitte?«

Mrs Noyes nickte und ging nach oben; sie hatte noch Probleme mit dem Gleichgewicht – war noch nicht ganz seefest –, daher wurde sie von einer Seite der Treppe zur anderen geschleudert, schlug mit den Ellbogen – zuerst mit dem einen, dann mit dem anderen – auf dem Geländer auf.

Als sie an ihrem jüngsten Sohn vorbeikam, sagte sie zu ihm: »Werden die anderen unter Deck nicht das Vergnügen deiner Gesellschaft haben, Japeth? Willst du nicht in der Nähe deiner Frau sein? Es gibt eine niedliche kleine Kajüte, gleich neben der ihren...«

»Vater will mich bei sich haben«, sagte Japeth. »Ich soll hier oben wohnen.«

Mrs Noyes lächelte.

»Also dann«, sagte sie, »du und ich werden dann zumindest etwas voneinander sehen.«

Japeth antwortete nicht. Er war damit beschäftigt, seinen Bruder und dessen Frau Luci an sich vorbei durch die Tür zu treiben – er biss seine Kiefer zusammen und schob sie von einer Seite zur anderen, wobei er noch eine weitere Erinnerung an seine Begegnung auf der Straße nachahmte: Das Bild des raubeinigen Bandenführers, der ihn gefangen genommen hatte, und in Vorfreude auf den Japeth-Eintopf mit den Zähnen knirschte.

Entlang dem Deck war ein Seil gespannt, das vom Eingang zum Schacht bis zum Eingang unter dem Baldachin führte, hinter dem man die Lichter von Noahs Kajüte sehen konnte.

Eins nach dem anderen gingen die Familienmitglieder am Seil entlang, setzten eine Hand nach der anderen auf – wurden vom Regen gepeitscht und geblendet und vom Wind fast weggeweht. Trotzdem: Als sie sich dem Kastell näherten – wo Noahs Quartier und die Kapelle untergebracht waren –, blickte Mrs Noyes zum Dach hinauf, um zu sehen, ob sie irgendeinen Hinweis auf Krähe in ihrem Versteck im Kamin erkennen könne.

Vielleicht – aber möglicherweise war es auch nur der Regen, der aus Wünschen Gestalten machte – war dort oben etwas, unter das schräge Dach der Pagode gedrängt – und Mrs Noyes bildete sich sogar ein, sie hätte eine Flügelbewegung gesehen.

Japeth bückte sich unter den Baldachin und öffnete die Tür.

Auf einmal brachen Wärme und Licht hervor – und das Aroma eines Gerichts, das Käse enthielt.

Hannah wartete auf sie und hatte – ganz gewiss – etwas zu essen gemacht. Sie würden sich auch – ganz gewiss – alle zusammen hinsetzen und vielleicht sogar ein bisschen Met trinken.

Aber es sollte nicht sein.

Das Mahl (was es auch immer gewesen war) war schon verzehrt und der Geruch rührte von den Resten, die auf einer Anrichte standen – die Schüssel war nicht zugedeckt und der Holzlöffel, mit dem aufgetragen worden war, lag auf einem der weißblauen Lieblingsteller von Mrs Noyes. Ein halber Laib Brot und ein Milchkrug standen daneben, der Milchkrug mit einer Leinenserviette zugedeckt.

Noah saß an einem großen, breiten Tisch, den Mrs Noyes nie zuvor gesehen hatte. Sein Bart war gewaschen und gekämmt und die Robe, die mit lilafarbenem und goldenem Regen

befleckt war, hatte er gegen eine andere Robe ausgetauscht. Diese war viel prächtiger: aus reiner Wolle, und blau. Er trug sie über einem weißen Baumwollhemd, das Mrs Noyes – sie erinnerte sich genau – erst vor weniger als einem Monat gesäumt hatte. Auf dem Schoß hielt er Jahwes Katzen: Abraham und Sarah.

»Bitte um Entschuldigung«, sagte Emma – von irgendwoher weiter hinten, inmitten der Gestalten an der Tür. »Aber ich...«

Noah schnitt ihr das Wort ab, als hätte sie gar nichts gesagt.

»Hat man die Tiere gefüttert?«, fragte er.

»Wir haben sie heute Früh gefüttert, Vater«, sagte Ham.

»Und heute Abend?«

»Nun – alles ist ziemlich kaputt, fürchte ich«, sagte Ham.

»Wo doch die Arche gekentert ist...«

»Sind wir gekentert?«, fragte Noah.

»Nun... wie man es nennen will«, sagte Ham. »Es war eben, als wären wir gekentert...«

Noah wandte sich an Hannah und lächelte sie an. »Wusstest du das, Tochter? Dass wir *gekentert* sind?«

Hannah richtete den Blick nach unten auf ihre gefalteten Hände und Mrs Noyes fiel auf, wie sauber sie waren. Solch schöne heile Nägel, und die Nagelhaut war durchweg so weiß wie Taubeneier.

»Es gab einiges... Durcheinander«, sagte Hannah, die verlegen schien – und Mrs Noyes fragte sich warum. »Aber – eigentlich kaum Schwierigkeiten...«, schloss sie.

»Also dann.« Noah wandte sich wieder an Ham. »Schluss mit Geschichten vom ›Kentern‹. Als Nächstes wirst du diese Bö einen Sturm nennen und das als Ausrede benutzen.« Er winkte mit der Hand, ließ das Thema fallen. »Na, du hast immer zu Übertreibungen geneigt, Junge. Kann alles bis morgen Früh wieder in Ordnung gebracht werden?«

»Das glaube ich gerne, Vater – wenn Sem und Japeth auch mithelfen würden.«

Noah lehnte sich in seinem Stuhl zurück und nahm seine Serviette, um damit seinen Schnurrbart zu glätten, der, wie Mrs Noyes jetzt bemerkte, gestutzt worden war, so dass er jetzt schön in den Backenbart überging.

»Sem und Japeth dürfen euch dieses eine Mal helfen«, sagte er. »Sem kann die Aufsicht führen. Das gibt ihm die Gelegenheit, die Vorräte zu überprüfen. Wir werden natürlich rationieren müssen. Vielleicht sollten wir uns irgendein System mit Schlössern und Schlüsseln ausdenken...« Er winkte Hannah zu, die einen vierbeinigen Hocker an den Tisch zog, sich darauf setzte und in ein selbst gemachtes Heft mit Bleistift zu schreiben begann: *Aufteilung der Schlösser und Schlüssel...*

»Seien Sie nicht lächerlich, Vater!«, sagte Ham. »Niemand wird mit dem Heu abhauen...« Er lachte.

Noah lachte nicht.

»Ich dachte an deine Mutter«, sagte er. »Und an ihre angeborene Schwäche für Taten der *Nächstenliebe*.« Er bewegte seine Finger über die Tischplatte, klaubte Krümel und Kümmelsamen auf und steckte sie in den Mund. »*Nächstenliebe...*« (er verdrehte das Wort, die Lippen nach vorn geschoben – als würde er in eine Fremdsprache gleiten), »*Nächstenliebe* ist in den besten Zeiten verschwenderisch, aber in Zeiten wie diesen – ist sie kriminell.«

»Entschuldigung«, sagte Emma, »aber ich muss wirklich...«

»Wurdest du angesprochen?«, fragte Noah.

»Nein, Herr«, sagte Emma. »Nicht, dass ich es mitbekommen habe. Aber...«

»Wurdest du angesprochen?«

Emma wickelte ein Bein um das andere und ließ den Kopf hängen – der Mund hing auch offen...

»Sie braucht die Latrine«, sagte Mrs Noyes.

»Sie braucht einmal Kielholen«, sagte Noah. »Das braucht sie. Schau sie an! Von Kopf bis Fuß dreckig. Und sie stinkt...«

Mrs Noyes seufzte laut, um das zu unterbrechen, was sich wie der Anfang der allzu vertrauten Litanei mit den Fehlern der armen Emma anhörte.

»Was ist ›Kielholen‹, Liebling?«, fragte sie, ganz heiter. Seit über sechzig Jahren hatte sie Noah nicht mehr »Liebling« genannt.

Noah ignorierte das Epitheton (er hätte es als Epitheton betrachtet) – und machte sich bereit, die Frage zu beantworten. Er hatte verschiedene Bücher und Broschüren zum Thema Seefahrt, Seekrieg und seemännische Fachausdrücke studiert – und war ziemlich stolz darauf, wie gut er das alles beherrschte. »Kielholen,« begann er, »ist...«

In diesem Augenblick ließ Emma einen ihrer spektakuläreren Heulanfälle los und alle wichen erschrocken Richtung Wände zurück.

»Ich will kein Kielholen!«, kreischte sie. »Mir ist *gleich*, was das ist! Ich kann nichts dafür, wenn ich einmal muss! ICH KANN NICHTS DAFÜR!!!«

Sonst sprach niemand. Es war nicht genug Platz in der Luft für noch eine Stimme.

Und dann kam es, wie es kommen musste: Da das Geheul so mächtig war, hatte es ihre ganze Anspannung gelöst – und Emmas Darm überflutete langsam ihren Schlüpf.

Immer noch sprach niemand. Was konnte man dazu schließlich sagen? Sie alle standen einfach da und schauten zu – die einen entsetzt, die anderen angeekelt –, wie Emma die Kontrolle über ihren Schließmuskel völlig verlor, ihren Schlüpf mit beiden Händen fasste und aus dem Zimmer rannte.

In die darauf folgende Stille trat Sem herein.

»Was ist denn hier los?«, fragte er.

Niemand antwortete.

Und dann muss Sem etwas gerochen haben – denn er zuckte mit den Schultern und sagte: »Oh.« Und dann sagte er: »Emma?«

»Ja«, sagte Noah. »Aber was kann man von einer erwarten, deren Schwester ein Affe war?«

Mottyl hatte alle sechs Kätzchen geboren – zwei in der Schürze und die anderen in Hannahs Wiege. Sie waren alle gesund – zumindest kam es ihr so vor, nach dem zu urteilen, was sie fühlen und riechen konnte. Es waren keine Missbildungen zu erkennen, keine zusätzlichen Gliedmaßen, keine zweiköpfigen Ungeheuer, keine Klumpfüße und keins der Kätzchen schien Untergewicht oder Untergröße zu haben. Zwei Männchen – vier Weibchen: Das war leicht zu unterscheiden. Aber Mottyl wollte nur zu gerne wissen, welche Farbe sie hatten und ob eins der Weibchen dreifarbig war wie sie. »*Das Allerseltenste*«, hatte ihr Mrs Noyes erklärt, vor langer Zeit, als Mottyl jung war und sich fragte, warum es zum Paaren nie Männchen gab, die so aussahen wie sie. »Es kann keine dreifarbigen Männchen geben«, hatte Mrs Noyes gesagt. »Frag mich nicht warum; es ist einfach nicht möglich. Doktor Noyes sagt, seine Experimente haben es bewiesen – und außerdem sagt er, wenn es ein dreifarbiges Männchen geben *sollte*, wäre das ein Wunder. Und wir wissen alle, wie viele ›Wunder‹ es gibt. *Echte* Wunder zumindest.«

Das bereitete Mottyl Kummer und sie fühlte sich deswegen sehr einsam. Lieber wäre ihr gewesen, nicht so einzigartig zu sein, dann hätte sie die Folgen nicht tragen müssen. Doktor Noyes war zu sehr von der Einzigartigkeit fasziniert – und jedes Mal, wenn Mottyl Kätzchen gebar, verschwanden die dreifarbigen Babys als Erste.

Der Gedanke an Doktor Noyes und seine Experimente versetzte sie ziemlich in Panik. Irgendwo oben konnte sie seine

Stimme hören, die mit dem Rhythmus des Sturmes lauter und leiser wurde. Wenn die Arche hochgehoben wurde, hob sich auch Doktor Noyes' Stimme und wurde laut und klar – und wenn die Arche fiel, fiel auch seine Stimme – und sie ging in entsetzlichem Krachen unter, wenn die Arche auf dem Wasser aufschlug und alles schüttelte und zitterte und all die anderen Tiere »*Helft uns!*« schrien.

Was für eine Zeit und was für ein Ort, um auf die Welt zu kommen, dachte Mottyl, während sie ihre Babys fütterte und säuberte. Sie lag auf der Seite – zum ersten Mal seit Tagen trocken und warm – und fragte sich, welche Versteckmöglichkeiten die Arche wohl bieten könnte. Sie wusste nichts von ihrer Geographie – nichts vom großen Schacht – nichts von den vielen Durchgängen und Passagen – nichts von den Heuböden und Futtertrögen – nichts von den verschiedenen Ebenen. Sie kannte nur ihre gewaltige Größe und ihre Gerüche: ihr erdrückendes Gewicht, wenn sie auf dem Wasser aufschlug, und das Geräusch ihrer quietschenden Balken und jammernden Tiere.

Der Sturm wurde offensichtlich stärker – wenn das überhaupt noch möglich war – und er hörte sich jetzt an wie der Lärm von zehntausend Mrs Noyes, die alle zusammen Brot buken und auf dem darüber liegenden Deck den Teig schlugen und kneteten. Einst, vor langer Zeit, war das ein tröstliches Geräusch gewesen – das Brotbacken –, ein Geräusch, das Mottyl zum Einschlafen brachte – bei dem sie sich sicher fühlte unter dem Tisch zu Hause in der warmen Küche. Mrs Noyes hatte immer vor sich hin gesungen, während sie den Teig klopfte und schlug – aber jetzt sang niemand und diese Sturmdamen – zehntausend an der Zahl – waren etwas ganz anderes.

Was für eine Zeit und was für ein Ort, um auf die Welt zu kommen...

Mottyl fühlte, wie die Kätzchen gegen ihren Bauch drückten – ihre Milchdrüsen kneteten und an ihren Zitzen zogen – und eine Welle der Müdigkeit überflutete sie. Sie begann zu schnurren. Wenn sie nur schlafen dürfte. Wenn sie es nur wagen würde. Die Gerüche von Milch und Geburt und Stroh wirkten wie Opiate und der Klang ihres eigenen Singens tief im Innern versetzte sie allmählich fast in Trance – in einen Zustand, in dem der Regen nicht existierte und ihr Nest in der Wiege ein enger, sicherer Ort war – so eng und sicher wie die Arme von Mrs Noyes. Langsam versank Mottyl in einem gefährlichen Traum von Sicherheit; außer ihrer totalen Erschöpfung merkte sie nichts mehr.

Sie saßen am Tisch, zu beiden Seiten aufgereiht wie Verhandlungsparteien: Noah, Sem und Hannah auf der einen Seite – Japeth hinter ihnen stehend – und Mrs Noyes, Luci und Ham auf der anderen – Emma kauerte an der Tür, noch in Ungnade und von den Schatten fast verschluckt. Über den Köpfen schaukelte eine Lampe im Rhythmus der Arche, die sich nicht von einer Seite auf die andere, sondern von einem Ende zum anderen bewegte – der Bug hob sich hoch über die Wellen und stürzte dann abrupt hinunter, ohne irgendeine Bewegung nach vorne zu machen. Genau besehen, stand die Arche still – sie verfiel sich nur im Sog der enormen Tiefen, die einst allesamt Täler gebildet hatten, Täler im Schutz von Noahs Berg. Allein der Sturm bewegte sich.

»Also«, sagte Noah – er kniff die Augen zusammen und betrachtete die, die ihm gegenüber saßen. »Vier und vier sind acht.«

Luci machte gerade Anstalten zu lachen – und Mrs Noyes wollte gerade sagen: *Ja – und zwei und zwei sind vier*, als beide stutzten; plötzlich wurde ihnen klar, dass Noah mehr als eine rein mathematische Tatsache gemeint hatte. Er zog einen

Strich zwischen ihnen – mitten durch den Tisch: *Wir und ihr*, sagte er, *uns und sie... vier und vier sind acht*.

Sem hatte ein Diagramm mitgebracht, das Noah jetzt von ihm verlangte und dann auf dem Tisch ausbreitete.

»Jetzt«, sagte er. »Kommt näher heran!«

Seltsamerweise – so schien es zumindest Mrs Noyes – waren es nur diejenigen auf ihrer Tischseite, die »näher herankamen«. Die anderen – Sem, Hannah und Japeth – blieben, wie sie waren, gelassen und still – und mächtig (das war das Wort, das ihr dazu einfiel) – beachteten kaum den Plan, während Noah sich darüber beugte und seine Finger mitten darauf legte.

Das Diagramm war offensichtlich eine Darstellung der Arche; es zeigte sie im Schnitt von der Seite, ließ alle vier Decks erkennen und die Verschlänge und Unterbringungsmöglichkeiten für die Tiere, die Heuböden, die Lagerräume, Kajüten, Latrinen und Kombüsen – und obenauf eine Schnittzeichnung von Noahs Kastell, wo sie im Augenblick saßen, und von der Kapelle mit ihrem Opferaltar und ihrem Kamin. Unter dem Höcker des Afterdecks war ein Lagerraum, der als »Arsenal« bezeichnet war.

»Arsenal, Noah?«, fragte Mrs Noyes.

»Ja. Im Falle von Piraten.«

»Piraten? Was sind Piraten?«

»Barbaren, meine Liebe. Vandalen der sieben Weltmeere.«

»Willst du damit sagen, du rechnest damit, dass wir angegriffen werden?«

Noah zuckte mit den Schultern. »Die Möglichkeit besteht immer«, sagte er.

»Aber – nach Jahwes Edikt«, sagte Mrs Noyes, »sollten nur wir überleben.«

Noah winkte bei dem Hinweis ab. »Ganz klar, auf lange Sicht stimmt es, dass wir alleine durchkommen werden. Aber nicht

ohne Prüfungen durchlaufen zu müssen, meine Liebe. Nicht ohne zu leiden...«

»Und nicht ohne Piraten?«

»Eben.«

Schlagartig wechselte er das Thema, obwohl Mrs Noyes den unbefriedigenden Eindruck hatte, das ganze Piratenproblem noch gar nicht begriffen zu haben. Von wo aus würden sie auftauchen? Wann könnte man mit ihnen rechnen? Wer hatte ihren Mann von ihrer Existenz unterrichtet? Es ging über ihren Verstand – war sehr, sehr mysteriös und beunruhigend.

Noah war offensichtlich etwas nervös wegen des nächsten Punktes, den er jetzt vorbrachte und auf die Tagesordnung setzte. Er war in der Tat so nervös – oder genierte er sich? –, dass er sich weit in seinem Stuhl zurücklehnte und mit einem Fingerschnalzen Hannah dazu aufforderte, das nächste Thema zur Sprache zu bringen. Abraham schnurrte laut. Sarahs blauer Blick heftete sich auf Mrs Noyes.

Hannahs gerade Sitzhaltung war trotz ihrer Schwangerschaft und trotz der Bewegungen der Arche erstaunlich. Und auch der Ausdruck ihres Gesichts war erstaunlich – vollkommen leer und unbewegt. Sie nahm ihr selbst gemachtes Heft von seinem Platz auf ihrem Schoß – schlug es auf – blätterte ein bisschen in den Seiten und las vor; alle Augen im gegenüberstehenden Lager waren auf sie gerichtet.

»Die Aufteilung der Unterkünfte geschieht wie folgt...«, und hier unterbrach sie, doch nichts veränderte sich an ihrem Ausdruck – und sagte: »Es wird jetzt nützlich sein, das Diagramm zu konsultieren, bitte.« Dann las sie weiter aus ihrem Heft vor: »Der Hochwürdigste Doktor Noyes...«

Jetzt war es an Mrs Noyes, ihre Sitzhaltung zu begründen – vor Staunen und Entrüstung. »Der was?«, fragte sie.

»Hochwürdigste«, sagte Hannah – sie schaute dabei nicht auf.

Mrs Noyes sah ihren Mann ungläubig und staunend an. Sie brachte es nicht einmal fertig, ihren Einwand stammelnd oder stotternd zu äußern, sondern gab nur einen kehligen Laut von sich...

Noah betrachtete die Spitzen seines Bartes und presste seine hölzernen Zähne gegen die fest zusammengebissenen Lippen.

Luci – von der man vielleicht eine heitere und respektlose Bemerkung oder Tat erwartet hätte – schwieg ebenfalls. Unter ihrem Puder und ihrem Rouge war ihre Miene so wenig sprechend wie unbehauener Stein.

Nur Ham war offensichtlich nicht überrascht, dass sein Vater seinem Namen einen neuen Titel hinzugefügt hatte. »Hochwürdigster Doktor« schien ihm nur passend für jemanden, der dabei war, zu einem Gott zu werden.

Hannah fuhr fort: »Der Hochwürdigste Doktor Noyes wird im Kastell auf dem Hauptdeck einquartiert. Zu seiner Verfügung wird er auch haben: die Büroräume nebenan – den Ruheraum zum Meditieren – die Kapelle und ihre Sakristei – die Latrine und das Bad steuerbords im besagten Kastell und den Salon, in dem wir jetzt sitzen...«

Während dieser ganzen Aufzählung hatte Noah als Reaktion auf jeden Punkt genickt – und jetzt winkte er mit der Hand, zum Zeichen, dass Hannah weitermachen sollte.

»Des Hochwürdigsten Herrn Doktors ältester Sohn, Sem, soll für die Instandhaltung der Arche und für ihre Vorräte verantwortlich sein; er wird auch die Arbeiten und Pflichten, die für den Unterhalt besagter Arche und für den Komfort und das Wohlergehen ihrer Bewohner und für die Sicherheit ihrer Fracht notwendig sind, aufteilen und zuteilen.«

»Fracht? Welche *Fracht*?«, fragte Mrs Noyes. Das war das erste Mal, dass sie von irgendwelcher »Fracht« hörte.

»Na – die Tiere«, sagte Hannah und presste – gegen ihre Gewohnheit – ein herablassendes Lächeln heraus.

»Ach, verstehe«, sagte Mrs Noyes. »Die ›Fracht‹. Natürlich.« Mit einem Blick zu Noah bat Hannah um Erlaubnis, fortfahren zu dürfen. Er nickte.

Das Vorlesen der Listen setzte sich fort; dabei wurde die Neuigkeit bekannt, dass »Bruder Sem« und »Schwester Hannah« das Quartier über dem Gang Noah gegenüber haben sollten; Japeth bekäme eine Kajüte neben dem Arsenal.

Waren nur noch die an der anderen Tischseite übrig, wo Mrs Noyes, die sich öffentlich bloßgestellt fühlte, schon unter partiellem Schock stand, weil nicht ihr das Quartier, das ihr gehörte, nämlich über dem Gang gegenüber Noah, zugesprochen wurde; er war – schließlich – ihr Ehemann, Herr und (offensichtlich) Hochwürdigster Meister. Warum die Ehre, dort unterzukommen, Hannah zugefallen war, wurde nicht erklärt – und was noch schlimmer war, viel schlimmer, war der eindeutige Eindruck, dass man eine Erklärung nicht für nötig hielt. Hannah war erhöht worden und Mrs Noyes degradiert. Punktum. Und kein Wort des Trostes oder der Erklärung. Obwohl die Vermutung nahe lag, dass Rebellion sich nicht auszahlte – ganz gleich, wer man war oder von welchem Rang –, genügte das nicht, um Hannahs Erhöhung zu erklären. Sie blieb ein Geheimnis.

Noahs Hand machte sich schon auf dem Diagramm zu schaffen –, seine Finger klopften auf die genannten Stellen, während Hannah zu Ende las.

»Mutter Noyes soll auf dem zweiten Deck wohnen, ihr Quartier ist in der Steuerbordkajüte neben demjenigen von Schwester Emma. Schwester Luci und Bruder Ham werden auch auf dem zweiten Deck untergebracht, backbords. Die Latrinen für diese Quartiere befinden sich auf dem dritten Deck...«

Klopf-klopf-klopf – der Finger bewegte sich Treppen und Leitern hinunter und folgte den dunklen Gängen auf dem

dritten Deck bis ganz achtern, um die Latrinen ausfindig zu machen. Und dann bewegte er sich, während Hannah zu Ende las, auf diesem Deck bis zum Bug, wo sich die Kombüse und der Salon für diese Quartiere befanden.

Hannah hustete diskret und machte ihr Heft zu, immer noch unbewegt und immer noch mit ihrem unerträglichem, unparteiischen »*Ich-habe-nur-meine-Pflicht-ge-tan*«-Ausdruck.

Mrs Noyes sprach als Erste.

»Heißt das, dass wir nicht zusammen essen werden?«

»Ja – aber nur aus den allerpraktischsten Gründen«, sagte Noah. »Eure Pflichten, meine Liebe, werden einen Tagesablauf vorschreiben, der sich mit dem Tagesablauf hier auf dem oberen Deck nicht vereinbaren lässt. Es wäre lächerlich zu verlangen, dass ihr um acht Uhr speist, wenn ihr es vorziehen werdet, um sechs – oder sogar um fünf – zu speisen.«

»Aber wir haben noch nie um acht Uhr gespeist«, sagte Mrs Noyes. »In unserem ganzen gemeinsamen Leben – in fünfhundert Jahren! – haben wir *niemals* um acht gegessen.«

»Bis jetzt«, sagte Noah – und zuckte mit den Schultern.

Mrs Noyes starrte ihn ungläubig an. »Wir werden also die Arbeitszeit der Bauern einhalten – und ihr diejenige des Hochwürdigsten Herrn Doktor, stimmt's?«

»Wenn du es so ausdrücken willst, ja. Und warum nicht?«

»Und wann sollen wir uns dann sehen? Wann sollen wir uns zusammensetzen? Wann sollen wir... miteinander reden?«

»In der Kapelle«, sagte Noah.

»In der Kapelle? Aber wer kann in der Kapelle reden?«, sagte Mrs Noyes. »Dort tun wir nichts als zuhören, wie du betest, und zuschauen, wie du das Messer führst.«

Wieder lässiges Schulterzucken, unverbindliches Winken mit der Hand. »Ich habe meine Verpflichtungen, meine Beste. Ich muss mit Gott kommunizieren und ihr müsst horchen und gehorchen. Da Jahwe *mich* mit der Sicherheit dieser Arche und

aller, die darauf fahren, beauftragt hat, scheint es nur logisch zu sein, dass ich das Gespräch mit Ihm führen sollte.«

»Ich verstehe. Und das bedeutet, dass du nicht mehr mit uns *kommunizieren* wirst?«

»Dein Sarkasmus langweilt mich, meine Beste. Ich werde keinen Widerstand dulden. Du hast deinen Platz, und du wirst ihn entweder mit Anstand einnehmen – oder dich weiterhin lächerlich machen: eine Fähigkeit, darf ich hinzufügen, wofür du offensichtlich eine in alarmierendem Maße aktive Begabung hast.« Noah stand auf, und die Katzen, die keine Lust hatten, fallen gelassen zu werden, stapften auf den Tisch und setzten sich hin. »Ich muss auch hinzufügen, dass ich deine andauernden Versuche, mich zum Narren zu halten, nicht mehr hinnehmen werde. Muss ich das wiederholen? *Ich* habe hier die Führung. Du, meine Beste, hast sie nicht. Du bist jetzt nichts anderes als eine Mitreisende, ohne Stand und ohne Rang. Und ich würde vorschlagen, dass wir die Sitzung jetzt damit beschließen.«

Mrs Noyes war schon auf den Füßen – sie war wütend.

»Sitzung!«, schrie sie. »*Sitzung?* Was soll diese *Sitzung*? Sind wir in meiner Abwesenheit zu einer Institution geworden?«

Noah blinzelte.

»Und wenn schon, meine Liebe – welchen Einwand erhebst du dagegen?«

»WIR SIND EINE *FAMILIE!*«, brüllte Mrs Noyes. »KEIN STADTRAT!«

Emma heulte.

Selbst Hannah wurde so bleich im Gesicht wie Luci.

Japeth legte die Hand auf sein Schwert.

Noah sagte: »Es ist wahr. Wir sind eine Familie. Und *ich* bin das Oberhaupt dieser Familie.«

Mrs Noyes grinste höhnisch. »Und ich bin der Fuß. Soll ich es so verstehen?«

»Du kannst der Teil sein, den du dir aussuchst, meine Beste. Ich nenne lediglich die Tatsachen beim Namen. Gott hat euch in meine Obhut gegeben – und ich muss mich dementsprechend verhalten. Gute Nacht.«

Noah verließ sofort den Salon und ging in die Kapelle, wo er auf die Knie fiel und um Geduld betete.

Mrs Noyes blickte von Sem zu Japeth und wieder zu Sem.

»Wie konntet ihr das nur zulassen?«

Sem zuckte nur mit den Schultern.

Mrs Noyes biss sich auf die Lippe und schüttelte den Kopf. Sie machte kehrt und ging – stolperte über Emma, die noch immer an der Tür kauerte.

»Verdammt!«

Ham und Luci gingen ebenfalls – ohne etwas zu sagen –, sie hoben nur Emma auf die Füße und nahmen sie mit in die Dunkelheit und in den Regen zurück.

Als sie weg waren, fragte Japeth: »Soll ich sie verfolgen?«

Sem sagte: »Nein. Sie brauchen nicht verfolgt zu werden. Sie sind geschlagen.«

Aber Hannah dachte: *wirklich?*

Als Mottyl aufwachte, musste sie ihre Notdurft verrichten. Der Schlaf hatte sie erfrischt und sie war angenehm hellwach für alle Geräusche und Gerüche um sie herum. Einen Augenblick kam sie sich sogar richtig geborgen vor.

Die Kätzchen, alle an ihren Bauch gedrängt, schliefen noch – das Geräusch ihres Herzschlags beruhigte sie. Das Nest aus Heu in der Wiege war vom Duft ihres milchigen Atems imprägniert und die zutiefst behagliche Wärme ihrer Körper an ihrem eigenen verbreitete einen Geruch, den Mottyl nur mit dem Begriff *Sicherheit* beschreiben konnte. Auch die Dunkelheit um sie herum war ein Trost, da sie ein Versteck

bereitstellte, wo nur wenige Geschöpfe, wenn überhaupt, sie finden könnten. Zumindest vorläufig.

Die Kätzchen hätten wahrscheinlich weitergeschlafen, bis der Hunger sie weckte, aber Mottyl konnte es sich nicht leisten, ihnen das zu gönnen. Das Bedürfnis, den Darm zu entleeren, ließ sich nicht aufschieben – obwohl es Probleme mit sich brachte. Sie konnte ihren Kot nicht einfach unbegraben in einer Ecke der Kajüte liegen lassen, auch nicht im Gang dahinter. Der Geruch würde jeden, der sich an Bord der Arche herumtrieb, herlocken, um ihre Anwesenheit zu entdecken – und damit ihr Nest und ihre Kätzchen. Ratten könnten daherkommen oder, noch schlimmer, Doktor Noyes. Die Erinnerung an seine Stimme veranlasste sie, die Decke mit den Ohren abzusuchen – aber die Stimme dort oben hatte aufgehört und alles, was sie hörte, war der Sturm und die knarrende Arche.

Kann ich in Sicherheit weggehen?

Ja – niemand ist in der Nähe. Aber versteck deine Kinder!

Bevor Mottyl aus der Wiege sprang, vergrub sie die Kätzchen tief im Heu – sie drückte das Heu mit ihrer Nase gegen sie und zog es mit ihren Pfoten über sie. Kein Einziges wachte auf und sie segnete die Bewegung der Wiege: Sie würde während ihrer Abwesenheit ihren Schlaf noch vertiefen.

Mottyl stand mitten auf dem Boden, kniff die Augen gegen die Dunkelheit zu und versuchte mit ihrem guten Auge wenigstens ein kleines Restchen Licht heraufzubeschwören, das, obwohl noch nicht so völlig blind wie das andere, immer weniger in der Lage war, eine Durchbrechung der Finsternis zu entdecken. Bald würde das Licht nur eine Erinnerung sein, aber noch war es nicht so weit...

Ich kann die Tür nicht finden. *Da – genau vor dir.*

Eine rechteckige, senkrechte Form schwebte durch die Luft – Mottyl nahm an, es sei der Spalt einer offenen Tür. Sie witterte, um Anzeichen eines Luftzugs zu suchen – aber außer Äpfeln konnte sie nichts riechen. Mrs Noyes hatte die Apfelschürzen unter der Kojе gelassen, und ihre Süße strömte über den Fußboden und löschte jeden anderen Geruch aus.

Einen Augenblick lang dachte Mottyl daran, ihren Kot unter den Äpfeln zu begraben, mit dem Gedanken, dass deren Duft stark genug war, um anderes zuzudecken. Aber ihre *Flüsterstimmen* sprachen dagegen.

Gefährlich. Zu nahe bei deinem Nest.

Beeilt euch, dann – helft mir hier herauszukommen!

Tür.

Ist das wirklich eine Tür?

Beweg dich!

Mottyl lief durch die Finsternis auf die viereckige Form zu, setzte sich dabei gegen die heftige Bewegung des Bodens unter ihren Füßen durch und entdeckte, dass das tatsächlich eine Tür war. Es war leicht sie zu öffnen, nachdem sie ihren Bart durchgesteckt hatte und mit den Schultern fest drückte.

Was ist das hier?

Ein Gang.

Wo führt er hin?

Geh nach links!

Mottyl suchte mit der Schulter die Wand und bewegte sich, von den Zuckungen ihres Darmes getrieben, den Gang entlang auf den Schacht zu – ohne natürlich zu wissen, dass sie auf einen Abgrund zuing, der vier Stockwerke tief war. Auch ihre *Flüsterstimmen* konnten ihr nicht sagen, wie tief er war. Sie

erkannten nur den darin entstehenden Luftzug, der die Gerüche von Heu und von anderen Tieren mit sich führte.

Hunderte davon!

Es muss einen Misthaufen geben.

Der Gedanke daran, dass sie bald eine sichere Stelle finden würde, wo sie ihren Kot ablegen und begraben könnte, machte Mottyl unvorsichtig, und sie eilte weiter, von der zunehmenden Stärke des Luftzugs und dem überwältigenden Bedürfnis getrieben, sich zu erleichtern.

Nicht so schnell! Sei vorsichtig!

Aber Mottyl hörte nicht darauf.

Plötzlich war sie am Rand des Schachts, und obwohl er durch ein Geländer abgesichert war, das um alle vier Seiten verlief, bot es keinerlei Schutz für ein Geschöpf von der Größe einer Katze.

Natürlich wusste Mottyl aufgrund des Aufwinds, dass sie am Rande irgendeines Loches, irgendeiner Grube stand. Aber nichts half ihr dabei, die Tiefe einzuschätzen. Da sie im Laufe ihres Lebens auf viele Bäume geklettert war – auch bis in die völlig unmöglichen Höhen von Krähes Sequoia –, wusste sie, dass Höhen nur durch Hochklettern gemessen werden können, Tiefen also wohl nur durch Absteigen.

Ich werde springen.

Such eine Treppe!

Dazu ist keine Zeit. Und vielleicht gibt es gar keine Treppe.

Aber...

Mottyl sprang.

Als ihr auf halber Höhe klar wurde, was sie getan hatte, stieß sie einen entsetzlichen Schrei aus.

»Oh, meine Kinder!«

Dann – Stille.

Mrs Noyes stürmte durch die Tür – vor Wut hielt sie es nicht mehr aus.

»Was soll das bedeuten?«, schrie sie. »Was soll das *BEDEUTEN*?«, brüllte sie – und beinahe wäre sie in ihrem Zorn die Treppe hinuntergefallen. »Was soll das bedeuten, dass wir alle getrennt werden? Ich *VERSTEHE ES EINFACH NICHT!*«

Ham zog die Tür hinter ihnen zu, sperrte den Sturm aus.

Mrs Noyes saß auf der untersten Stufe und weigerte sich, sich vom Fleck zu rühren. So waren Luci und Emma auf der Treppe eingeschlossen, und Ham oben.

»Könnte bitte jemand eine Laterne anzünden?«, fragte Emma. »Ich habe im Dunkeln wirklich Angst.«

Ham zündete ein Streichholz an.

»Danke«, sagte Emma.

Das Streichholz erlosch.

»Weiß jemand, wo eine Lampe ist?«, fragte Ham und tastete im Dunkeln herum.

»Ja«, sagte Luci. »Hier ist eine.«

Ham spürte, wie eine metallene Laterne in seine Hände gedrückt wurde.

»Komisch«, sagte er. »Ich kann mich nicht daran erinnern, dass...«

»Ich habe sie mitgebracht«, sagte Luci – und unterband damit weiteres Spekulieren. »Mir hat sie gefallen – also habe ich sie geklaut.«

Die Laterne war aus »*modischem Messing*«, wie Luci es nannte, statt aus dem gewöhnlichen Schmiedeeisen, wie die anderen Laternen im Laderaum. Sie brannte sehr hell, und wie sich herausstellte, hatte Luci auch ein paar von Noahs erstklassigen Kerzen mitgehen lassen. »Docht aus Wolfram«, erklärte sie. »Brennt ewig. Viel heller als irgendeine alte *Schnur*...«

»Seltsam«, sagte Ham – er musste die Augen beschirmen, um die Kerze näher anzuschauen. »Ich kann mich an gar kein Wolfram erinnern.«

»Natürlich nicht«, sagte Luci. »Du weißt eben nicht alles, weißt du.«

»Ja«, sagte Ham. »Aber *das* hätte ich gewusst. Ich meine...«

»Warum hältst du nicht einfach das Maul?«, sagte Luci zuckersüß. »Warum gibst du dich nicht einfach mit dem schönen, hellen Licht zufrieden – und hältst einfach den Mund?«

Ham ging die Treppe hinunter; er warf Luci einen wortlosen Blick zu.

Mrs Noyes ließ sich allerdings nicht so leicht abfertigen.

»Was bedeutet das?«, fragte sie. »Was bedeutet das?«

»Das bedeutet, dass wir hier unten alleine sind«, sagte Luci. »Das bedeutet es. Wir und die Tiere. Und wenn ihr meine Meinung hören wollt: Es ist mir völlig egal. Lieber alleine hier unten als ›zusammen‹ da oben mit der Hochnäsigen Hannah. Übrigens...«, sie stieg um die immer noch auf der Treppe sitzende Mrs Noyes herum und folgte Ham den Durchgang entlang, »ich habe immer die Tiefe vorgezogen.«

»Warum?«, fragte Emma, die ihr folgte.

»Weil es dort wärmer ist«, sagte Luci. »Merkst du es nicht? Gemütlich wie an einem offenen Kamin...«

Emma blieb abrupt stehen und warf ihren Umhang zurück.

»Ja – du hast Recht!«, sagte sie. »Stimmt. Viel wärmer.«

»Das ist nur wegen der Tiere«, sagte Ham. »Sie geben Wärme ab...«

»Wie brennende Kohlen«, sagte Luci.

»Oder Dochte aus Wolfram«, sagte Ham. »Diese Lampe ist heiß!«

Luci, Ham und Emma gingen weiter zu den Kajüten – und Mrs Noyes saß immer noch auf ihrer Stufe.

»Was bedeutet das?«, sagte sie. »Ich verstehe es nicht. Wir waren doch eine Familie...«

Ham entdeckte als Erster, dass Mottyl nicht in der Wiege lag.

Aber Mrs Noyes – die inzwischen nachgekommen war – sagte, Mottyl habe sich höchstwahrscheinlich nur ein Plätzchen gesucht, um ihre Notdurft zu verrichten.

»Nun gut –«, sagte Ham, »wir sollten jetzt wohl am besten den Tieren ihr Abendfutter geben. Und Mama...« Ham wandte sich an Mrs Noyes. »Vielleicht könntest du *uns* etwas zu essen geben.«

»Ja«, sagte Mrs Noyes, mit ihren Gedanken ganz woanders.
»Ja. Ich fange gleich an.«

Luci gab jedem eine Wolframkerze und einen Augenblick später wurden die unteren Decks von tanzenden Aureolen beleuchtet, da jeder im Dunkeln eine andere Richtung einschlug.

In der Wiege regten sich die Kätzchen; sie waren fast wach. Auch sie hatten Hunger – und wollten gefüttert werden.

Japeth kam noch einmal. Er blieb oben an der Treppe stehen, schwenkte seine Laterne und hielt sein Schwert. »Mutter!«, brüllte er, wobei sich seine Stimme überschlug. »*Mutter!*«

Mrs Noyes – die bei jedem Rufen ihrer Kinder alarmiert war, vor allem, wenn sie Panik oder Schmerz heraushörte – kam den Gang entlanggesaust, einen Holzlöffel in der Hand, und fragte: »Was ist los? Hast du dich verletzt oder was?«

Japeth sagte: »Natürlich nicht. Ich bin nur gekommen, um dich zu holen, mehr nicht. Er will dich wieder...«

»Wer?«, fragte Mrs Noyes – so barsch wie nur möglich.

»Papa. Er will dich was fragen.«

Mrs Noyes sagte: »Sag ihm, dass ich gerade das Abendessen mache. Ich komme, sobald wir gegessen haben.« Und sie wandte sich ihrer Kombüse zu, wo sie eben ein paar Kartoffelpuffer in eine Pfanne gelegt hatte und gerade den Rosenkohl in kochendes Wasser geben wollte.

»Ich glaube, er will dich gleich sehen«, sagte Japeth.

Mrs Noyes ging weiter geschäftig hin und her.

»Ich sagte...«, sagte er.

Mrs Noyes drehte sich um. »Und *ich* sagte«, sagte sie, »*nachdem wir gegessen haben.*«

Sie machte sich am Herd zu schaffen.

»ER WILL DICH GLEICH SEHEN, MAMA!«

Mrs Noyes blieb abrupt stehen.

»Na gut«, sagte sie. »Ich werde deinen Vater aufsuchen, wenn du die Kartoffelpuffer wendest.« Sie hielt ihm den Holzlöffel entgegen – und blieb provozierend unten an der Treppe stehen.

Japeth schaute den Löffel an und hob das Kinn.

»Männer gehen nicht in die Küche«, sagte er. »Es ist nicht üblich.«

»Gut«, sagte Mrs Noyes – drehte sich wieder auf der Stelle um und marschierte durch den Gang zurück; »dann kannst du ihm sagen, ich komme, wenn wir gegessen haben.«

Japeth holte so tief Luft, dass er fast daran erstickte.

Das Bild seines Vater stieg vor ihm auf. Wütend.

»Na gut«, sagte er. »Ich werde die Kartoffelpuffer wenden.«

»Das klingt schon besser«, sagte Mrs Noyes. »Und wenn du ohnehin dabei bist, kannst du auch den Rosenkohl aufsetzen...«

Im Vorbeigehen stieß sie den Holzlöffel in seine Hand und trat in den Sturm hinaus, der die Tür hinter ihr zuknallte und ihr dabei fast die Finger abschlug.

Japeth musterte den unter ihm liegenden Gang und sah, dass er leer war. Als er die Treppe hinunterging, fing er zu schniefen an, und bis er unten ankam, musste er sich mit dem Handrücken die Wangen abwischen.

Während er im Zickzack durch die Passagen zur Kombüse im Bug lief, schlug er mit dem Löffel gegen alle Wände. Als er am Herd ankam, war der Löffel kaputt. »Geschieht dir ganz recht«, sagte er zu dem Löffel. Und warf ihn ins Feuer.

»Na«, sagte Mrs Noyes. »Was gibt's?«

Noah stand hinter dem Tisch und las in einem Buch mit dem Titel *Berühmte Schlachten der sieben Weltmeere*.

»Ich warne dich, meine Beste, in diesem Ton lasse ich nicht mit mir reden«, erwiderte er. »Und wo ist unser Sohn?«

»Er wendet die Kartoffelpuffer«, sagte Mrs Noyes. »Und wenn du möchtest, dass er zurückkommt, sag mir, was du mir zu sagen hast, und lass mich gehen!«

Noah betrachtete seine Frau mit einer Mischung aus Verärgerung und Bewunderung. Sie hatte Mut – und das war nützlich. Aber irgendwie musste er einen Weg finden, ihre Verachtung für ihn zu unterbinden. Das hob er sich jedoch für später auf. In der Zwischenzeit musste er in den sauren Apfel beißen und ihr schmeicheln.

»Meine Beste«, sagte er. »Vielleicht ist es dir bei deinem letzten Besuch in diesem Bereich aufgefallen, dass mir zum Abendessen etwas mit Käse gereicht wurde...«

Mrs Noyes biss sich auf die Zunge und sagte, das hätte sie wohl bemerkt.

»Dann hast du vielleicht auch bemerkt, dass es nicht aufgegessen wurde.«

»Gewiss«, sagte sie. »Und ich habe mich gefragt – da es nicht aufgegessen worden war, warum du uns nichts davon angeboten hast.«

»Es hätte euch nicht geschmeckt, meine Beste. Das war der Grund.«

Mrs Noyes schaute ihren Mann an und musste fast weinen. Es kostete sie viel Mühe, sich unter Kontrolle zu halten – sie wollte weder ihre Erleichterung über das Gehörte noch ihre Vorahnung von dem, was als Nächstes gesagt würde, durchscheinen lassen.

»Willst du damit sagen«, fragte sie, »dass der einzige Grund, warum du uns nichts zu essen angeboten hast, darin bestand, dass... das Essen nicht gut genug war, um es uns anzubieten?«

Noah brachte etwas wie ein *Ja* hervor, das Wort selbst war nicht deutlich hörbar – nur eine Art in seine Faust genuscheltes Geräusch.

Mrs Noyes strahlte. »Heißt das, du willst uns bitten, mit dir zusammenzusitzen, wenn das Essen mehr nach deinem Geschmack ist?«

Dieses Mal klang das Geräusch hinter der Faust ein bisschen wie »vielleicht« und »unter Umständen«, aber auch wie – »nein – eigentlich nicht«. Mrs Noyes konnte es nicht genau verstehen.

Sie wartete – und wischte sich die Hände an ihrer Schürze ab.

Noah sagte: »Die Sache mit dem Käsegericht war... ich fürchte, Schwester Hannah hat die Zutaten nicht ganz hingekriegt.«

»Ich verstehe«, sagte Mrs Noyes. »Oh.«

»Ja. Nun... und, siehst du...«

Sie blickte ihn kalt an, während er nach Worten rang, und als er keine fand, sprach sie es für ihn aus.

»Also – du willst, dass ich ihr mein Rezept gebe.«

Er hatte zumindest den Anstand, die Situation peinlich zu finden.

»Nun – verdammt, meine Beste!«, sagte er. »Es ist seit jeher meine Leibspeise – und eine, die du souverän beherrscht.«

Mrs Noyes machte automatisch einen Knicks, als wäre sie ein Kind, das gerade mit einem Kompliment bedacht wurde. Aber sie sagte nichts. Die tropfnassen Haare hingen ihr in die Augen, sie streifte sie beiseite.

Noah drehte sich zur Tür um und rief nach Hannah, und während sie auf Hannah warteten, fragte Mrs Noyes, ob sie sich hinsetzen dürfe.

»Ja«, sagte Noah und deutete auf den Stuhl, auf dem sie bei ihrem vorigen »Besuch« gesessen hatte. Als Hannah hereinkam und sich setzte – den Bleistift über dem selbst gemachten Heft auf der anderen Tischseite schreibbereit –, ließ Mrs Noyes ihre Haare ganz herunter; sie legte sämtliche Haarnadeln auf das polierte Holz, und während sie das Rezept diktierte, flocht sie ihre Haare zu Zöpfen und befestigte sie – ganz stramm – oben auf dem Kopf.

»Du kannst den Teig entweder zuerst blind oder mit der Füllung backen«, sagte sie. »Ich ziehe Letzteres vor, da der Teig dann nicht so knusprig ist, dass er auf dem Teller zu Krümeln zerfällt.«

Der Bleistift schrieb – dann hielt er inne.

»Soll ich dir auch sagen, wie man den Teig macht?« Ein neues Blatt wurde aufgeschlagen – ganz eifrig, so kam es Mrs Noyes vor, und der Bleistift schwebte erwartungsvoll über dem Heft.

Noah ließ sich im Schein der Laterne nieder und beobachtete seine Frau, während sie sprach. Ihr Tonfall war jetzt so sanft – nachdenklich – und das Lichtspiel auf ihrem Gesicht... Die Zeit drehte sich vierhundert Jahre zurück, so kam es ihm vor, während er lauschte... und die Gerüche der Küche, wie sie

früher einmal waren, wurden wieder in ihm wach. Er konnte sogar sehen, wie ihre Hände den Teig bearbeiteten... vierhundert, fünfhundert Jahre... Erstaunlich. Und traurig. Man hatte in Häusern gewohnt, damals, und die Bäume spendeten Schatten und die Welt war für einen da. Jetzt...

»... es ist unbedingt wichtig, die gleiche Menge an Fett und Mehl zu nehmen...«

Wir sind alt. Aber damals...

»... nimm immer ungesalzene Butter...«

... waren wir Kinder. Fast noch Kinder. Kinder in einem Garten – neben einem Obstgarten – und wir aßen Quiche. Und ich liebte sie, damals. Wirklich, glaub mir. Ich...

»... eine Vierteltasse kaltes Wasser und eine Prise Salz. Das Salz nach Geschmack...« Mrs Noyes schaute zu Noah. »Er mag eine größere Prise«, sagte sie. »So...«, und sie zeigte es mit Daumen und Zeigefinger – eben so.

Der Bleistift erhob sich vom Papier. Er wusste nicht, wie man das hinschreibt.

»Sieh her – und merk es dir!«, sagte Mrs Noyes. »So...«

Einen Augenblick später kehrte der Bleistift zum Papier zurück.

Noah stand auf und ging weg, und als er zurückkam, hatte er sich die Nase geputzt und faltete eben sein Taschentuch, um es in die Tasche zu stecken. Er nahm es wieder heraus, faltete es wieder, betupfte seinen Lippenbart – faltete das Taschentuch immer wieder, bis Mrs Noyes endlich einen solchen Seufzer losließ und ihm einen solchen Blick zuwarf, dass er es plötzlich hinter seinem Rücken verschwinden ließ, wo es aus seiner Hand wie ein Schwanz herunterhing.

»Jetzt – die Füllung«, sagte Mrs Noyes.

Fünfhundert Jahre.

»... ein Hartkäse, Vollfettstufe, ist am besten. Und er muss fein... *fein* gerieben werden. Es geht nicht, dass man ihn mit dem Messer aufschneidet und dann hofft, dass es gelingt...«

Es machte Mrs Noyes ziemlich viel Spaß. Seit dem Tod ihrer Töchter hatte sie keiner Menschenseele mehr das Kochen beigebracht.

»... ein schaumig geschlagenes Ei... ein Viertelliter Kondensmilch und eine halbe Tasse Vollmilch... den Käse und eine Messerspitze Paprika.«

»Ahhh!«, machte Noah.

»Ja«, sagte Mrs Noyes. »»Ahhh!« In der Tat. Du hast höchstwahrscheinlich den Paprika und noch eine unentbehrliche Zutat ausgelassen...«

Sie schaute Noah an – sie konnte sich nicht zurückhalten. »Weißt du noch«, sagte sie, »was das ist?«

Noah schüttelte den Kopf.

»Dann werde ich es dir sagen«, sagte Mrs Noyes. »Bist du sicher, dass du dich nicht daran erinnerst?«

»Nein, ich erinnere mich nicht«, sagte Noah – und neigte sich nach vorn. »Bitte...«

Mrs Noyes wandte sich dem Bleistift zu und flüsterte: »*Muskat*.«

»Ahhhhhhh...«, machte Noah.

»Ja«, sagte Mrs Noyes, »und zwar nur so viel.« Sie gab ein kehliges Geräusch von sich – einen krächzenden Husten – und lächelte. »Verstehst du? So viel – und kein bisschen mehr.«

Hannah imitierte das kehlige Geräusch – während Noah zuschaute und Mrs Noyes sie kritisch beobachtete.

»Gut – genauso.«

Es war vorbei.

»Darf ich jetzt gehen?«, fragte sie.

Noah starrte sie an und blinzelte.

»Ich muss gehen, wirklich«, sagte Mrs Noyes. »Meine Kartoffelpuffer sind bestimmt schon hin.«

Sie stand auf und wischte ein paar übrig gebliebene Haarnadeln in die Tasche ihrer Schürze. Dann ging sie zur Tür.

»Auf Wiedersehen«, sagte sie. Und war draußen.

Noah wusste nicht, wie er sie aufhalten sollte.

»Auf Wiedersehen«, sagte er. »Und...«

Hannah machte das Heft zu.

»Es ist spät«, sagte sie. »Darf ich jetzt ins Bett gehen?«

»Ja«, sagte Noah. »Bitte.«

Hannah ging zur anderen Tür; das handgemachte Heft hielt sie an die Brust gedrückt. »Ich werde das alles auswendig lernen«, sagte sie. »Auch den Muskat...«, und sie gab das kehlige Geräusch von sich. »Gute Nacht.«

»Gute Nacht«, sagte Noah.

Als sie gegangen war, nahm er das Taschentuch, faltete es wieder und steckte es tief in seine Tasche.

»Na«, sagte er – laut –, »das war's, nehme ich an.«

Und – eine Sekunde später – »Ja«, sagte er – drehte sich um und suchte sein Buch.

Berühmte Schlachten der sieben Weltmeere.

Als Mottyl in der Dunkelheit unten im Schacht aufschlug, fiel sie – wie jede Katze – auf die Pfoten. Aber der Schock, der bei einem leichteren Sturz vielleicht aufgefangen worden wäre, verrenkte ihre Schulter und brach eine Rippe an. Sie erlitt auch Prellungen fast über den ganzen Rücken und unten am Kinn eine Schnittwunde. Ein Zahn hatte ihre Wange durchbohrt und in ihrem Innern lag alles verquer.

Ihre *Flüsterstimmen* schwiegen.

Mottyls erste Eindrücke galten jedoch nicht sich selbst, sondern ihrer Umgebung: der Vollkommenheit der Finsternis;

einem seltsamen Tiergeruch, den sie nicht identifizieren konnte; einer übel riechenden Feuchtigkeit, deren Gestank von dem Tiergeruch gesondert war und ihr zugleich wie ein Geschmack und wie ein Geruch vorkam. Vor allem aber vernahm sie ein Geräusch, das sie nie zuvor gehört hatte: es war zugleich Angst einflößend und nicht deutbar.

Diesem – dem Geräusch – galt Mottyls erste Sorge, denn sie war hilflos und fühlte sich bedroht.

Sie lag auf der Seite, auf der sie nach dem Aufschlag zusammengesunken war, und sie merkte sehr schnell, dass sie sich nicht bewegen konnte – aus welchem Grund auch immer. Von allen Sinnen (außer ihren *Flüsterstimmen*) kehrte ihr Gefühlssinn als letzter zurück –, und während sie langsam ihren ganzen Körper wieder fühlen konnte, spürte sie, woher die Schmerzen rührten – auch wenn sie damit noch nicht wusste, warum sie gelähmt war.

Und mit der Lähmung nicht genug: Dazu kam noch der Hall dieses Geräusches, das sie in Angst und Schrecken versetzte, weil es so furchtbar nahe war. Der Boden unter ihr wurde allein dadurch bewegt, dass etwas darauf stand – zuerst auf einem Fuß, dann auf dem anderen. Sie spürte, wie das Gewicht sich von einer Seite zur anderen verlagerte, und seine Kraft war so groß, dass Mottyl sie mit keinem Tier oder Wesen in Verbindung bringen konnte, das sie je gesehen hatte. Es war, als würde ein Gebäude von der Größe des Badhauses von einer Seite auf die andere schaukeln... Und das dadurch verursachte Geräusch klang wie brechendes, zersplitterndes Holz.

Mottyl konnte sich noch immer nicht bewegen, ganz gleich, wie viel Mühe sie für den Versuch aufbrachte, und der Gedanke, dass dieses Gewicht jeden Moment auf sie herabbrausen könnte, versetzte sie in Panik.

Sie gab den Versuch auf aufzustehen und probierte jetzt eine andere Methode aus, um zu entkommen. Sie hatte vor, eine

Schwimmbewegung auszuführen: die Beine bis zur Mitte des Körpers anzuziehen. Das würde sie so klein wie möglich machen und so könnte sie auch all ihre Kräfte sammeln, um von dem, was sie bedrohte, wegzurücken.

Wenigstens ihre Beine schienen ihr zu gehorchen – obwohl sie es noch nicht schaffte, aus der Seitenlage hochzukommen. Und als sich ihre Hüften und ihr Rücken endlich bewegen ließen, wurde ihr bewusst, wie entsetzlich hart die Fläche war, auf der sie lag – und wie nass.

Und wenn die Nässe ihr eigenes Blut war?

Dieser Gedanke weckte alle Energie, die ihr noch geblieben war und sie fing an zu zappeln – wie ein sterbender Fisch am Ufer –, um sich durch die bloße Kraft ihrer Verrenkungen von der Stelle zu bewegen, was sich für ihre Seite und die angebrochene Rippe als so schmerzhaft erwies, dass sie fast aufgeschrien hätte.

Dann fiel ihr ein, dass das, was sie da bedrohte, ein Tier sein musste (sie konnte seinen Atem spüren – sie konnte seinen gigantischen Magen rumoren hören) – und sie versuchen könnte, mit ihm zu sprechen. Noch etwas bewegte sie dazu, es mit Worten zu probieren – sein Geruch. Was es auch war, es war kein Fleischfresser.

Weder sein Atem noch die Haut, noch die Duftmarke – und davon verspritzte es jetzt eine ganze Fontäne – zeigte die geringste Spur von verräterischem Blut oder Knochen.

»Ist da jemand?«, fragte Mottyl. Und merkte sogleich, wie dumm die Frage war – aber sie war die erste, die ihr einfiel.

Ob dumm oder nicht, jedenfalls machte sie jeder Bewegung ein Ende – und Mottyl bildete sich ein, dass jemand Luft holte.

»Ist da jemand?«, wiederholte sie.

»Wo?« Die Stimme hatte ein enormes Volumen und schien aus einem sehr kleinen Mund zu kommen. »Ich habe niemanden gesehen.«

Mottyls Antwort war leise. »Ich liege, glaube ich, ganz nahe bei dir. Ich bin eine Katze.«

»Eine was?«

»Eine Katze. Ich bin irgendwo unten bei deinen Füßen – und ich kann mich nicht bewegen.«

Schweigen – vielleicht dachte das Tier jetzt darüber nach, was eine Katze wohl sein könnte.

»Darf ich dich bitten«, fuhr Mottyl fort, »deine Füße nicht ganz so viel zu bewegen?«

Endlich ließ sich die voluminöse Stimme hoch über ihr wieder vernehmen. Aber ihre Worte waren nicht ganz das, was Mottyl erwartet hätte, wenn ein so großes Geschöpf mit einem so kleinen spricht. Sie klangen ziemlich wehleidig. »Hat eine Katze – womöglich – Ähnlichkeit mit einer Ratze... Ratte?«

»Überhaupt keine.«

Der Seufzer der Erleichterung von oben war so tief, dass Mottyl ihn riechen konnte. Heu – vermischt mit abgestandenen, fast ranzigen Verdauungssäften.

»Hast du ein Magengeschwür?«, fragte Mottyl.

»Ich fürchte, ja«, antwortete das Tier. »Es ist in diesen letzten Tagen, seitdem wir in der Arche sind, viel schlimmer geworden. Ich kann die Dunkelheit nicht ausstehen. Ein bisschen Dunkelheit das geht noch, aber nicht diese endlose Finsternis. Man kriegt so viel Angst.«

»Wer bist du?«, fragte Mottyl.

»Ich heiße Stoßzahn.« Die Stimme kam aus der Finsternis.

»Ich bin ein Elefant.«

»Ich habe wahrscheinlich so wenig Ahnung von Elefanten wie du von Katzen, Stoßzahn. Ich merke nur, dass du sehr groß bist.«

Jetzt spürte Mottyl etwas Seltsames, das sie zuerst beunruhigte. Ihr Körper wurde auf eine weiche, nicht unangenehme und sehr sanfte Weise untersucht. Was sie

beunruhigte, war der Gedanke, dass es – auch wenn die Untersuchung so sanft war – sich um eine Schlange handeln können.

»Dein *Geruch* kommt mir nicht gefährlich vor«, schnüffelte Stoßzahn. »Aber du bist verletzt.«

»Ich weiß. Ich weiß nur nicht, wie schlimm.«

»Und zur Zeit säugst du Junge...«

»Ja – und sie brauchen mich. Kannst du mir – vielleicht – helfen, hier herauszukommen?«

»Es kommt darauf an, wo du hinwillst. Wo bist du hergekommen? Wie bist du hierher gekommen?«

»Sie ist *gefallen*.« Das war eine andere Stimme – sie kam von irgendwo aus der Ecke. Eine schroffe, schlecht gelaunte Stimme.

»Wer ist *das*?«, fragte Mottyl.

»Das ist nur Hippo«, antwortete Stoßzahn.

»Ach ja«, nickte Mottyl im Dunkeln. »Ich habe schon von Hippo gehört. Man hat ihn mir beschrieben. Ist immer am Jammern.«

»Du würdest dich auch beklagen, Katze, wenn man dir alles Wasser wegnähme. Ich will baden. Ich will untertauchen – und was kriege ich? Jeden Morgen nur einen Eimer voll Wasser. Würde das *dich* am Leben halten?«

Mottyl gab darauf keine Antwort.

»Von wo bist du gefallen?« Stoßzahn schien besorgt.

»Ich weiß eigentlich nicht, wie weit ich gefallen bin – aber ich bin von ganz oben gefallen – wo immer oben auch sein mag.«

»Dann bist du ganze drei Stockwerke gefallen.«

Hippo war offensichtlich beeindruckt. »Dass sie noch lebt, ist ein Wunder. Ich wäre schon platt gedrückt, wenn ich nur *ein* Stockwerk fallen würde.«

»Ja«, grollte Stoßzahn. »Und wir alle anderen auch. Aber dieses Geschöpf ist ganz anders als du und ich und Rhino. Es ist ganz, ganz klein – und mit Fell bedeckt, hat weder Haut noch Schuppen.«

Mottyl war verunsichert. »Wer ist Rhino?«

»Rhino liegt da und pennt. Er ist sehr deprimiert. Er hat ein ganz anderes Problem als Hippo. Für ihn ist die Arche viel zu feucht. Er braucht Staub zum Wühlen – und hier haben wir natürlich keinen Staub, nur Leckwasser und nassen Mist.«

»Oh, bitte«, rief Mottyl. »Kannst du mich von hier wegbringen? Meine Kinder...«

Stoßzahn überlegte lange, so lange, dass Mottyl fürchtete, er sei eingeschlafen wie Rhino.

Schließlich hatte Hippo eine Idee. »Warum hebst du sie nicht mit deinem Rüssel hoch? Du könntest sie mindestens bis zum nächsten Deck befördern.«

»Das stimmt.« Stoßzahn wackelte mit seinem riesigen Kopf. »Aber sie ist so klein...« Er versuchte angestrengt, Mottyl zu erkennen. »Traust du mir, Katze?«

»Das muss ich wohl.«

»Na, gut. Dann werde ich dich hochheben. Aber du darfst dich nicht dagegen wehren.«

Wieder spürte Mottyl, wie die weiche Sonde des Elefanten sie abtastete – sie fühlte, wie sie ganz sanft gefasst und gehalten wurde – wie in der Krümmung eines großen Ellbogens – so wie Mrs Noyes sie manchmal hielt. Und dann wurde sie *hochgehoben*...

Was ist los?

Da seid ihr ja wieder.

Ja – aber wo?

Keine Zeit für Erklärungen. Wir sind irgendwo mitten in der Luft.

Und steigen!

Stoßzahn hob Mottyl sehr hoch und schwenkte sie zum Fußboden des nächsthöheren Decks.

»Kannst du unter dir etwas fühlen?«, fragte Stoßzahn – er hatte Mottyl noch nicht losgelassen.

»Ja. Da sind Planken.«

»Ich schiebe dich jetzt auf diese Planken, dann lasse ich dich los. In Ordnung?«

»Ja.«

»Bist du bereit?«

»Ja.«

Mottyl fühlte, wie sie über dem Boden landete – und wie Stoßzahn seine Sonde zurückzog.

Wieder allein, fand sich Mottyl – noch immer auf der Seite liegend – in einem schwach beleuchteten Gang, kaum anders als der, von dem aus sie gestürzt war. Details konnte sie nicht erkennen – nur ein ganz schwaches Licht.

»Danke«, rief sie in die Dunkelheit hinein. »Du warst sehr gut zu mir, Stoßzahn. Du hast mir das Leben gerettet – und das meiner Kinder.«

»Keine Ursache.« Stoßzahns Stimme klang jetzt gedämpft; er schien weit weg zu sein. »Wir sitzen alle im selben Boot – und jeder tut, was er kann.«

Das Erstaunliche war, dass Mottyl weder beim Hochgehoben- noch beim Festgehaltenwerden ihre Verletzungen gespürt hatte. Nicht einmal ihre angebrochene Rippe.

Stoßzahn rief von unten herauf.

»Falls du da oben etwas für uns tun kannst, Katze, könnten wir vielleicht ein bisschen Licht hier unten haben?«

»Ja«, fügte Hippo hinzu. »Und Wasser.«

»Ich werde mein Bestes tun«, versicherte Mottyl. »Ich bin sicher, dass euch jemand helfen wird.«

Binnen einer halben Stunde hatte Mottyl es geschafft, um die Innenseite des Schachts dicht an der Wand des Ganges entlang zu kriechen, bis sie – völlig erschöpft – nicht mehr konnte.

Sie machte sich Sorgen um ihre Kinder.

Jetzt würden die Kleinen sie suchen – es war Fütterungszeit – nein, eigentlich war die Fütterungszeit schon lange vorbei. Aber sie wusste, sie hatte keine Kraft mehr weiterzukriechen.

»Wenn ich ihnen nur eine Nachricht schicken könnte...«, murmelte sie, ohne zu wissen, dass sie überhaupt gesprochen hatte.

»Das kannst du«, versicherte ihr eine vertraute Stimme. »Du musst nur sagen, wo die Nachricht hin soll.«

Es war das Einhorn – irgendwo weiter oben in seinem Käfig – und Mottyl fiel vor Dankbarkeit fast in Ohnmacht, als sie seine Stimme hörte.

Als Mrs Noyes auffiel, dass Mottyl schon zu lange weg war, um nur ihre Notdurft zu verrichten, fragte sie die anderen, ob sie die Katze zufälligerweise gesehen hatten. Sie strengte sich sehr an, nicht in Panik zu geraten und vor den anderen Tieren zu verbergen, wie viel Angst sie hatte. Angst – und außerdem fing sie auch ziemlich heftig an zu zittern. Ihr sehnlichster Wunsch war jetzt – abgesehen von Mottyls Rückkehr – ein Drink.

Doch es gab keinen Drink.

Nur ein kleiner Schluck Gin hätte die Spannungen um sie herum erträglicher gemacht: die Gräuel der Arche selbst – den Verlust ihrer Katze – den Verlust ihres Platzes in der Ordnung der Dinge.

Ach, bitte – ach, nein, sagte sie zu sich selbst, als sie ihre Schürze schon als Taschentuch benutzen musste; *bitte, nicht weinen; bitte, keine Tränen...* Sie leckte sich die Lippen und

stellte sich vor, dass jede Träne ein Tropfen Gin wäre. »*Salziger Gin*«, sagte sie laut. Und lachte darüber.

Als sie bei den Schafen ankam, war Mrs Noyes in sehr schlechter Verfassung. Noch immer gab es keine Spur von Mottyl – noch immer keine Hoffnung, dass auf magische Weise ein Krug unter den Stroh- und Heuballen zum Vorschein kommen würde. *Ach – hätte ich doch nur daran gedacht*, jammerte sie innerlich. *Hätte ich nur geahnt, dass ich hier landen würde, dann hätte ich ganze Kisten mit Ginkrügen voll gestopft...*

Die Schafe sahen so verlassen und traurig aus. Und die Lämmer waren alle so träge. Nur mit großer Mühe lernten die Rinder, wie sie sich bei den heftigen Bewegungen der Arche auf den Füßen halten konnten – und die Pferde hatten Durst – aber sie hatten schon ihre Wasserration bekommen und mehr durfte es nicht geben – und die Ziegen wollten Schuhe, die sie fressen könnten, oder Blumen – und im Ochsenverschlag war es so eng, dass die Tiere sich nicht hinlegen konnten – und die Hennen waren... und die Gänse waren... und die Schweine waren... und...

»Ach – *alle!*«, sagte Mrs Noyes plötzlich mit lauter Stimme – sie stand mitten im Heu, eine Heugabel in der Hand, und die Tränen rollten ihr die Wangen hinunter. »Warum müssen wir hier so hilflos sein und so unglücklich?...«

Alle Tiere drehten sich um und starrten sie beunruhigt an. Und als sie ihren besorgten Blick sah, tat es ihr so Leid, dass sie gesehen hatten, wie sie zusammengebrochen war. Dabei hatte sie sich geschworen, dass sie gerade dies nicht erleben sollten – denn sie brauchten sie – sie brauchten jemanden – irgendjemanden –, der stark war.

Einen Augenblick lang – sie erwiderte ihren Blick fast trotzig – erappte sich Mrs Noyes bei dem Gedanken: Ich will nicht stark sein. Warum kann ich mich nicht ausruhen? Warum kann

nicht jemand anderer stark sein? Warum muss immer *ich* es sein – die als Erste wieder den Kopf über Wasser streckt, wenn ich doch nur einfach *untergehen* will.

Wenn ich nur *aufhören* will. Wenn ich nur meinen *Gin* haben will. Und – verdammt! (Sie sah die Schafe an.) Ich will, dass jemand *mir mein* Heu bringt!

Dann zwang sie sich zu einem Lächeln.

»Warum singen wir nicht?«, fragte sie. »Ja? Wir können doch alle ein schönes – fröhliches – Lied singen...«

Eine Pause entstand, während Mrs Noyes versuchte – es gelang ihr nicht –, an ein fröhliches Lied zu denken.

»Wir müssen für Mottyl singen«, sagte sie. »Besonders für Mottyl – denn sie ist verschwunden und wir wissen nicht, wo sie überhaupt stecken kann. Und wenn wir laut genug singen, wird sie uns vielleicht hören...«

Genau in diesem Augenblick tat die Arche einen furchtbaren Ruck, der Sturm war schlimmer geworden. Die Laterne schaukelte so heftig, dass Mrs Noyes fürchtete, sie könnte herunterfallen und einen Brand verursachen. Sie ließ ihre Heugabel los, nahm die Laterne vom Haken und hielt sie fest.

Ganz langsam und zögernd begann Mrs Noyes zu singen, so als würde die alte Hymne just in diesem Augenblick geschaffen:

Wie mit grimmigem Unverstand Wellen sich bewegen!

*Nirgends Rettung, nirgends Land vor des Sturmwind's
Schlägen!*

Einer ist's, der in der Nacht, einer ist's, der uns bewacht:

Kyrie, du wandelst auf der See.

Die Schafe schlossen sich ihr als Erste an – die Mutterschafe, dann die Widder und zum Schluss die Lämmer. Sogar die Ziegen hoben zu singen an – und die Ochsen – die in der

Vergangenheit nie mitgesungen hatten – begannen zu summen
– nur zu summen, denn sie kannten den Text nicht.

*Wie vor unserm Angesicht Mond und Sterne schwinden!
Wenn des Schiffleins Ruder bricht,
wo dann Rettung finden?
Keine Hilf, als bei dem Herrn, er ist unser Morgenstern:
Kyrie, erscheine uns auf der See!*

Und als alle sangen, bahnte sich die Nachricht, die vom Einhorn an das Stachelschwein, vom Stachelschwein an das Wiesel, vom Wiesel an die Füchsin weitergeleitet worden war, bereits ihren Weg von den unteren Ebenen der Arche zu den höheren, und als würde es diese Nachricht beantworten – *dass Mottyl gefunden und sicher war* –, verlief der Gesang in die entgegengesetzte Richtung, so lange, bis alle Tiere flüsterten und brüllten:

*Nach dem Sturme fahren wir sicher durch die Wellen,
lassen, großer Schöpfer, dir unser Lob erschallen,
lobet ihn mit Herz und Mund,
lobet ihn zu jeder Stund:
Kyrie, ja dir gehorcht die See.*

Und einen sicheren Platz für Mottyl;
Staub zum Wühlen für Rhino;
Wasser für Hippo;
Licht für Stoßzahn
Und einen Krug Gin für mich...
Amen.

Die Tage vergingen – wurden zu Wochen, und mit den Wochen zeigten sich bei jedem Anzeichen dafür, dass Geduld und Durchhaltevermögen bald ein Ende haben würden. Der Tagesablauf auf Deck war streng geregelt und bot wenig Abwechslung. Wirkliche Erlebnisse waren so selten wie Sonnentage. Hannahs Kind in ihrem Bauch war so groß, dass man täglich mit der Geburt rechnen konnte. Sem fand immer weniger, womit er sich beschäftigen könnte und saß bald nur noch mitten im Vorratslager des Hochwürdigen Doktors, wo er sich mit Delikatessen voll stopfte, Datteln, Avocados, Brot und Butter und Bananen. Bald schien er mit seiner Frau in Sachen Bauchumfang zu wetteifern.

Japeth mit seiner überschäumenden Jugend, dachte nur an eines: an Sex. Jeden Tag von Neuem legte er seine Schwerter und Messer, seine Beinschienen, seinen Brustharnisch und seinen Helm an und nahm sie wieder ab – und jeden Tag, wenn er sich in voller Montur in seinem Schild erblickte, hielt er inne – staunend angesichts der Schönheit seiner blauen Gliedmaßen und bevor er es verhindern konnte, streckte sein Organ sich seiner Hand entgegen und verlangte Zuwendung.

Jeden Morgen zog Noah sich in die Kapelle zurück und las in der Heiligen Schrift und den Schriftrollen. Nachmittags las er in seinen Seefahrtsbüchern. Abends saß er mit Hannah und den beiden Katzen zusammen, und dann las entweder sie ihm aus den Werken verschiedener gnostischer Magier vor – oder er diktierte seine Theorien über *Die Kunst der wahren Alchemie* oder *Die Anatomie der Vierfüßler*, worin er fortfuhr, einerseits die Verwendung von Zink und andererseits die Möglichkeit, ein Schaf mit einer Ziege zu kreuzen, zu untersuchen. Zweimal am Tag ging er auf dem Deck spazieren und starrte zum Himmel hinauf.

Noah war sich gar nicht bewusst darüber, wie sehr Hannah bereits seinen Tagesablauf kontrollierte – wie eine

Krankenschwester, die sich um einen betagten, verwirrten Patienten kümmert. Manchmal saßen die beiden einfach stundenlang zusammen – still und ruhig.

Unter Deck war man viel beschäftigt – auch wenn es sich meist um einfache Arbeiten handelte. Emma fütterte die Vögel, Ham die größeren Tiere und Luci die Tiere, die weder als groß noch als klein galten. Mrs Noyes versorgte ihre Schafe und sorgte dafür, dass alle zu essen bekamen. Mottyl hatte sich in einem verborgenen Nest über dem Käfig des Einhorns häuslich niedergelassen und ihre Kätzchen gediehen und machten nach ein paar Tagen Ohren und Augen auf, um die Welt der Arche zu erkunden.

Mrs Noyes brauchte lange, um von ihrem Bedürfnis nach Alkohol geheilt zu werden – und gelegentlich brauchte sie Hilfe, um sich von ihren Träumen zu erholen. Manchmal begann sie, im Schlaf zu wandeln, und das hatte ein außergewöhnliches Erlebnis zur Folge.

Vier Wochen, nachdem die Arche ihre Fahrt begonnen hatte, geriet sie in einen furchtbaren Sturm mit vielen Blitzen und tobendem Donner. Obwohl das ganze Boot vom Krach des Gewitters widerhallte, brach Mrs Noyes unbewusst – was nicht ungefährlich war – zu einem ihrer nächtlichen Spaziergänge auf. Er führte sie bald zu einem Käfig, in dem zwei Bären saßen, die wegen des Sturms große Angst hatten. Mrs Noyes, die sich schon immer sehr vor Bären gefürchtet hatte, geriet bei ihrem Anblick in Angst und Wut. Eine Wut, die zweifellos aus ihrer Unfähigkeit rührte, ihre Angst zu überwinden. Wie auch immer, jedenfalls lagen die Bären da und schliefen, und einer von ihnen weinte. Mrs Noyes träumte gerade von Lotte und selbst im Schlaf brach ihr das Herz bei der Erinnerung an das Kind, das ihr genommen worden war. Als sie mitten in einem gewaltigen Donnerschlag aufwachte, hörte Mrs Noyes

den Bären weinen. In Gedanken noch ganz bei Lotte, öffnete sie die Tür des Bärenkäfigs und ging hinein.

»Arme, arme Lotte«, sagte sie, und streckte dem weinenden Bären ihre Arme entgegen. »Hab keine Angst – es ist nur ein Sturm...«

Der Bär lief in ihre ausgebreiteten Arme und ließ den Kopf über ihre Schulter hängen.

»Ist schon gut, ist ja schon gut«, sagte Mrs Noyes und erst, als sie dem Wesen besänftigend den Rücken streichelte, erkannte sie, was sich da in ihren Armen befand. Sie war hin- und hergerissen zwischen Angst und Wut, doch zu guter Letzt siegten praktische Überlegungen.

Nanu – dachte sie –, was soll ich jetzt tun?

Die Antwort war ziemlich einfach.

Sie setzte sich auf den Boden des Bärenkäfigs und hielt den erschrockenen Bären so lange fest, bis er mit dem Kopf auf ihrem Schoß einschlief...

So fand Ham die beiden am nächsten Morgen: Seine Mutter, im Nachthemd, lag schnarchend im Stroh, zu jeder Seite ein schlafender Bär.

Eine ganze Nacht hindurch hatte es so heftig geregnet, dass am Morgen das Wasser ganz flach und ruhig war. Nebel war herabgestiegen und blieb schwebend über der Oberfläche des großen Meeres hängen – da und dort bildeten sich Wirbel, die von kleineren Sturmböen verjagt wurden – der Nebel stieg ein bisschen höher – gab den Blick frei – verstellte ihn wieder, verdeckte jedoch nie das Wasser selbst oder den Regen, der massierend darauf fiel.

Die Wellen schlugen hoch und die Arche stieg und fiel; bald tauchte das Dach des Kastells und der Pagode auf, bald verschwand es wieder, der Anblick wirkte nach einiger Zeit nervtötend.

Japeth – der das alles von der Tür des Arsenal's aus beobachtet hatte – wollte sich gerade für einen weiteren vergeudeteten Tag in seine Koje zurückziehen, als er jenseits der Arche etwas erspähte, das ihm einen kalten Schauer durch sämtliche Glieder jagte.

Oh, Gott – oh, Gott!, dachte er – *wir sind hier draußen nicht alleine... wir sind nicht alleine!*

Er wollte zur Mitte des Kastells eilen, kehrte aber gleich wieder um, um sich zu bewaffnen. Als er wieder herauskam, schon im Laufschrift, trug er Schwert und Schild und Brustharnisch – Netz und Dreizack – drei Messer – zwei Äxte – seinen Bogen, Pfeile und seinen Jagdspeer. Japeth rutschte und schlitterte, fiel hin und kam wieder hoch, während er zum Kastell rannte und mit dem Schrei »Krieg! Krieg!« die Tür aufstieß.

»Was?«, fragte Noah, der gerade beim Frühstück war – dabei fütterte er Abraham und Sarah auf seinem Schoß, wie Jahwe es getan hatte.

»Krieg!«, sagte Japeth noch einmal. »*Krieg!*« Er zeigte mit seinem Speer aufs Wasser hinaus. »*KRIEG!*« Zu mehr Worten war er nicht fähig. Sein Mund steckte voller Messer, seine Hände voller Schnallen und Schwerter, und auf dem Fußboden um ihn herum stapelte sich heruntergefallenes Kriegsgerät.

Noah, der ruhig zu bleiben versuchte, was ihm jedoch nicht gelang, stand abrupt vom Stuhl auf, die Katzen fielen zu Boden. Er griff nach seinem Regenschirm, schritt zur Tür – drehte sich um und sagte: »Hole Sem und Schwester Hannah, sofort!«

Dann war er weg.

Zwanzig Sekunden später kehrte er wieder ins Kastell zurück, und schrie – wie zuvor Japeth – ein einziges Wort. Doch Noahs Wort hieß nicht *Krieg*. Noahs Wort war: »*PIRATEN!*«

Was sich auf Deck abspielte, war das reinste Chaos. Selbst Schwester Hannah – mit prallem Bauch – schwenkte ein Schwert. Sem und Japeth sausten von einem Ende der Arche zum anderen und hauten gegen die Reling, um die Piraten am Herüberklettern zu hindern.

Noah – in voller Pracht und Herrlichkeit – stand auf dem Afterdeck unter dem schwarzen Regenschirm; seine Roben flatterten im Wind, sein Bart wallte um ihn herum. Er rief den anderen zu: »Keine Enterkommandos! Keine Enterkommandos!« und wiederholte immer wieder das völlig sinnlose Wort: »Avast!«

Als sie das Tohuwabohu hörten, stürzten Mrs Noyes, Ham, Luci und Emma zur Tür ihres Kerkers – in der sicheren Annahme, dass die Arche dabei war unterzugehen.

Als Noah sie herauskommen sah, rief er: »Alle Mann an Deck, um die Enterkommandos abzuwehren!«

Sem starrte seine Mutter mit wildem Blick an (für Sem unerhört) und sagte nur ein einziges Wort: »Piraten!«

Mrs Noyes drängte nach vorn; Emma hielt sich buchstäblich an ihrem Schürzenzipfel fest und Ham und Luci waren dicht hinter ihnen. Mrs Noyes führte ihre Leute mitten auf das Deck, wo sie sehen konnten, was los war.

Die Arche – unter dem Nebel in eine Flaute geraten und beigedreht – war auf allen Seiten von hunderten von verspielten und umhertollenden Geschöpfen umringt, die aus dem Wasser sprangen, mit ihren Flossen der Arche und ihren Insassen zuwinkten und »Hallo! Hallo!« riefen, bevor sie wieder unter die Oberfläche zurückfielen.

Weiter weg war etwas zu erkennen, das einer Flottille blauer Papierwale aus Noahs Maskenspiel von der Erschaffung der Welt ähnelte – nur dass diese Wale echt waren und nicht blau, sondern andersfarbig. (Papier hätte sich aufgelöst – wäre untergegangen –, begriff Mrs Noyes sehr schnell.)

Ein Blick sagte ihr – und so erging es auch Ham und Luci –, dass die Piraten Freunde waren. (Emma hatte keinen einzigen Blick gewagt. Während der ganzen Zeit hielt sie die Augen fest geschlossen.)

»Aufhören!«, schrie Mrs Noyes – und suchte aufgeregt nach Noah. »Aufhören! Seht ihr denn nicht, dass sie unsere *Freunde* sein wollen?«

In genau diesem Augenblick sauste Japeth an seiner Mutter vorbei, schwenkte sein Schwert und schubste sie dabei mit so großer Wucht an, dass sowohl Mrs Noyes als auch Emma umgestoßen wurden und über das Deck rollten.

Ohne an ihre Verletzungen zu denken (sie blutete), stand Mrs Noyes auf, rannte (mit Emma im Schlepptau) zum Fuß des Afterdecks und rief ihrem Mann zu – der immer noch da stand und tobte –, flehte ihn an, dem Schlachten ein Ende zu machen.

»Freunde!«, rief sie. »Freunde! Sie wollen unsere *Freunde* sein!«

Aber Noah weigerte sich, auf sie zu hören.

Waren diese Geschöpfe nicht auf allen Seiten der Arche?

Waren sie nicht schon in solchen Mengen über die Bordwände auf das Deck geschossen, dass es genügte, um die Herren der Arche zu überwältigen? Nur dank des glorreichen Armes seines Krieger-Sohnes wurden sie ebenso schnell erledigt, wie sie aufgekreuzt waren.

»Madam«, rief er durch seinen rauchumhüllten Bart hinunter – den Arm und den schwarzen Schirm gen Himmel erhoben, »das sind Geschöpfe der Hölle! Piraten aus dem Abgrund! Aus Satans eigenem Mund gespuckt! Tu deine Pflicht, Frau! Töte sie!«

Mrs Noyes wandte sich ab. Ihr war übel.

Da sprang eine große, graue, wie Perlmutter schimmernde Gestalt – sie glänzte, kämpfte gegen die Luft an – vor Mrs Noyes in die Höhe – und landete vor ihren Füßen.

Sie wälzte sich auf den Rücken wie eine spielende Katze, hob den Kopf und schaute sie mit Augen an, die sie nie mehr vergessen würde.

Das ganze Gesicht war eine Botschaft der Freude und der Begrüßung.

Aber genau in dem Augenblick des Erkennens, als Mrs Noyes und die Kreatur einander anschauten und anlächelten – fiel Japeths Schwert – flink und mit tödlicher Wirkung.

Mrs Noyes stieß einen wütenden Schrei aus und befreite sich von der Last ihrer Schwiegertochter – dann warf sie sich mit voller Wucht auf ihren Sohn. Sie kämpfte gegen seine Arme – sie kämpfte gegen seine Augen – sie kämpfte gegen seine Beine und gegen sein Schwert. Doch sie konnte ihn nicht aufhalten. Sem ließ es nicht zu.

Der Ochs schritt von hinten an sie heran und versetzte ihr Fußtritte auf beide Arme – zwang sie, die Beine seines Bruders loszulassen.

Emma war gegen die Wand des Arsensals gefallen und heulte, was ihre Lungen hergaben. Ham und Luci, die erkannt hatten, dass man die Eindringlinge nur retten konnte, wenn man sie bei lebendigem Leib ins Meer zurückwarf, waren gerade mit dieser Arbeit beschäftigt, als Japeth seinen Dreizack und sein Netz holte und sie wie Vögel einfing; er befestigte das Netz am Deck, indem er es genau wie Lucis Kimono mit dem Dreizack durchstach.

Als das Wasser rings um die Arche nicht nur von ihrem Blut verfärbt, sondern auch mit den Leichen ihrer Brüder und Schwestern übersät war, traten die Angreifer endlich ihren

Rückzug in völliger Verwirrung an. Mrs Noyes lag noch immer auf dem Deck; Sems Fußtritte waren so heftig gewesen, dass sie nicht aufstehen konnte. Sie schaute unter der Nebelhülle hinaus und sah, wie sich die Geschöpfe zwischen der Arche und den ungeschlachten Gestalten der Wale neu gruppierten. Sie hätte ihnen gerne zugerufen: *Geht zurück!* Aber da sie wusste, wie ungestüm ihr Mann in solchen Augenblicken reagieren konnte, schwieg sie.

Doch tief in ihrem Herzen schrie sie: *Geht zurück! Geht zurück! Sie werden euch alle umbringen.*

Als er das seltsame Gemetzel unter sich betrachtete, verkündete Noah, im Namen Jahwes hätten sie einen großen Sieg errungen. Die Heiligkeit der Arche war bewahrt und die Piraten waren zurückgeschlagen worden.

Der wirtschaftlich denkende Sem (Spare in der Zeit, so hast du in der Not!) gab sich mit dem bloßen Sieg nicht zufrieden. Die Leichen der Piraten, so redete er seinem Vater ein, wären für die Löwen genau das Richtige.

Nachdem er die Piraten identifiziert und ihnen einen Platz in der Weltordnung zugewiesen hatte, widmete Noah sich wieder dem Problem des zunehmenden Missmuts in der eigenen Fraktion. Mit Schlössern und Schlüsseln und harter Arbeit würde er die anderen in Schach halten, aber was war mit Sem und Hannah? Und mit Japeth?

Schon lange vor Noahs Zeit hatte man eingesehen, wie schwer das Leben für die ist, die sich als Führer der Menschen begreifen. Allein bei der Vorstellung, wie viele politische Probleme es verursacht hat, die Blutlinien von Seth und Kain auseinander zu halten, kann ein denkender Mensch für Adam nur viel Mitgefühl aufbringen. Der Vater der Menschheit war

notgedrungen auch der Vater der Diplomatie gewesen. Doch so sehr er sich auch bemüht hatte, alles war misslungen.

Während Noahs trübster Tage an Bord der Arche dachte er viel und oft über seinen illustren Ahnen nach. Schließlich teilten sie – historisch gesehen – dieselbe Verantwortung, nämlich: das Überleben der Menschheit; die Unterwerfung der Natur; die Herstellung von Recht und Ordnung. Von der Kriegsführung innerhalb der eigenen Familie ganz zu schweigen. Dreimal hintereinander hatte Adam das Experiment neu begonnen und dreimal hatte er mit nichts anderem als mit seiner eigenen Entschlossenheit, seiner Genialität und mit seiner Beziehung zu Gott angefangen. Einmal, nachdem Jahwe ihn aus dem Staub Edens zusammengeschustert hatte – noch einmal vor den Toren des Paradieses und – das letzte Mal – nach Abels Tod.

Im Garten: die Benennung der Tiere – die entsetzliche Einsamkeit – die Geburt Evas und die Prüfung der Versuchung. *Scheitern*. Nach Eden: das Umgraben steinigen Bodens – die Ablehnung durch Lilith – die Gründung einer Familie – und Kains Steine. *Scheitern*. Doch es gab Hoffnung, als nach Abels Ermordung Seth geboren wurde – nach Evas Sündenfall die Frauen sich unterordnen mussten – und, nachdem Adams Söhne sich mit Menschen gepaart hatten, die Söhne Gottes geboren wurden. Aber zum Schluss waren die Riesen der Korruption erschienen, und die Anbetung Baals und Mammons wurde stärker – ein Zeichen für das endgültige Aus.

Scheitern.

Es sah so aus, als ob – ganz gleich, welche Entscheidungen getroffen wurden, ganz gleich, welche Vorgehensweise befolgt wurde – das Scheitern – trotz gewisser Erfolge – unausweichlich sei. Und ganz gleich, wie oft Noah das Deck unter seinem Regenschirm umrundete – wobei er um neue und andere Antworten rang – die Antworten waren immer die

gleichen: Jede Geburt sagt einen Tod voraus: In jedem neuen Anfang liegt die Saat des Untergangs. Eva und die Äpfel – Kain und Mord – die Riesen und die Korruption. Die Menschheit und der Regen.

Und für den jetzigen Neubeginn – mit dem Symbol der Arche – war Noah zum Verwalter ernannt worden. Und in dieser Funktion hatte er die Saat des Untergangs bereits sprießen sehen: an seiner Frau; an Ham und Luci. Diese drei waren im Inneren der Arche schon am Werk – sie verbreiteten Widerstand gegen das Edikt – unterschieden zwischen dem Willen Jahwes und dem bloßen Willen der Menschen.

Doch ihre Absichten durften sich nicht erfüllen. Das hatte Noah sich geschworen. Es musste ihm nur gelingen, seine Macht über die anderen aufrechtzuerhalten.

Dieses Mal: Erfolg. Dieses Mal: Herrschaft, durch welche Mittel auch immer. Dieses Mal würde der Wille Gottes siegen, koste es, was es wolle.

Eines Tages, als er tief deprimiert auf dem Deck herumspazierte, sprach Noah viele Gebete. Warum gerieten die Kinder der Mächtigen immer so schlecht? Er besaß keinen Sohn, den er lieben konnte. Ham – der allerschlimmste – war ein Rebell und Unzufriedener, der unter seinem Niveau geheiratet hatte – irgendeine *Kurtisane*, hinter deren gepudertem Gesicht und weiß behandschuhten Händen sich boshafte Täuschung – und sogar Verrat – verbargen. Japeth – blau und gefährlich – war mit seinen Waffen zu etwas nütze, das war aber auch alles. All seine Gedanken kreisten nur mehr um Sex und Sinnliches – sein ganzes Auftreten hatte etwas Animalisches und sein ganzes Leben bestand nur noch aus Schmollen und Faulenzen. Und es kam noch schlimmer: einen furchtbaren Gedanken konnte Noah nie unterdrücken, wenn er an Japeth dachte: *Du kannst kein Affe sein und von Gott kommen!* Und doch ist er *mein...*

Mit der ganzen Schwere seiner Verzweiflung fiel Noah gegen die Reling und weinte vor Zorn. Sem – der Ochs –, dessen ganze Existenz nur ein Vorwand für Kraft und brutale Gewalt war. Der kaum über Worte verfügte... dessen Pflichtgefühl seinem Vater gegenüber so *plichtbewusst* war, dass Noah fast wünschte, es würde einmal platzen und wenigstens ein einziges Widerwort hervorbringen – ein kleines *Nein*, das zeigen würde, dass überhaupt jemand in ihm steckte, ein *denkendes Wesen!*

Denken. Denken. Muss ich denn allein für alle denken?

Ja. Es war nur allzu deutlich. Und ohne Hannah würde er vor Einsamkeit verrückt werden. Wenn nur Jahwe zurückkäme. Wenn Er nur sprechen würde – wenn Er nur...

Hilfe.

Noah ging durch den strömenden Regen nach vorn und blieb am Bug der Arche stehen.

Der Wind hatte nachgelassen, aber auch so war die gesättigte Luft kalt genug. Nebel zog über dem Meer herauf und man merkte kaum, wie sich die Arche vorwärts bewegte. Als er hinunterschaute, sah er das ansteigende Wasser, ruhig und pockig vom Regen, und die wogende Masse des Schiffs, worauf er stand, machte kaum Lärm, nur das Geräusch seines Gewichts war zu hören, als es sich hob und senkte. Noah wischte sich die Augen mit seinem Taschentuch und starrte – Allererster Admiral sämtlicher Ozeane – hinaus auf die Nebelbank.

Von unten drangen die Rufe der Elefanten und die Schreie der Lemuren, das Meckern der Ziegen und das Gegacker der Eier legenden Hennen zu ihm herauf. Und über ihm und um ihn herum – draußen auf dem Wasser – kreischten die Seevögel, und die großen Piratentiere schienen zu singen. Aber es waren keine menschlichen Stimmen darunter – keine einzige. Und niemals, niemals, niemals die Stimme Jahwes...

Sagt mir, betete er – und machte die Augen fast zu, in der Hoffnung, wenn er sie wieder aufmachte, wäre ein Wunder geschehen –, werdet Ihr auf dem Wasser gehen? Werdet Ihr in der Luft schweben? Wo werdet Ihr wieder in Erscheinung treten? Wo kann ich Euch als Nächstes suchen? Wo seid Ihr jetzt?

Noah schaute hinauf – neigte den schwarzen Regenschirm über seine Schulter –, ließ den Regen auf sein Gesicht und durch seinen Bart fallen. Aber da war nichts. Und niemand. Er drehte sich um und musterte das Deck hinter sich – suchte den Umriss des Kastells, der Pagode und des dahinter liegenden Arsens und die gebogene Lippe der Reling des Afterdecks ab. Alles war in Nebel gehüllt und jede Fläche war ausgefüllt mit den Gestalten von Vögeln – sonst nichts, sonst niemand.

In der Luft hing der übelste Geruch von Fisch und Mist und menschlichen Abfällen, und sogar das Meer stank verfault, vielleicht nach verwesenden Leichen.

Noah wandte sich wieder dem Bug zu und nahm sich vor, nicht mehr auf das Wasser unter ihm zu schauen, er wollte nicht noch einmal sehen, was dort war. Stattdessen richtete er seinen Blick auf die Nebelbank, die auf ihn zurollte.

Sein früherer Verdacht, dass Jahwe müde sei und sich ins Land des Schlafes zurückgezogen habe, ging nun in den beunruhigenden Gedanken über, dass ihm vielleicht mehr fehle als nur Erschöpfung. Was wäre, wenn Jahwe krank wäre? Wirklich krank. Könnte Jahwe sterben?

Es war unvorstellbar.

Doch die Sintflut war auch unvorstellbar gewesen – nicht mehr als ein Pfennig und eine Flasche, nichts als ein kindisches Kunststück. Aber hier war sie jetzt: in ihrer ganzen Fülle.

Der Nebel verdeckte die Arche allmählich, und der Gestank toter Kreaturen wurde fast greifbar. Die drückende Stille des

Universums schwoll an, wurde gewaltiger als Vogelgeschrei und Tiergebrüll – und sie drückte gegen Noahs Ohren, bis er dachte, sie würden gleich platzen. Und die unheimlichen Lichter, die den Nebel durchzogen, weckten in ihm ein Verlangen, die Sonne zu sehen und zu fühlen, die Sonne, die sie weder gesehen noch gefühlt hatten seit... Er konnte nicht sagen, seit wann. Seit Menschengedenken – schien es zumindest.

Er war einsam. Sehnte sich nach der Sonne. Nach allem, was gewesen war, aber jetzt nicht mehr existierte. Sein Körper in seinem hohen und furchtbaren Alter schmerzte ihn. Seine Knochen waren jetzt so spröde wie Zuckerstangen. Seine Füße waren wie Steine und Kiesel in seinen Slippers, und seine Robe mit dem Gewicht der vielen Schichten und der Feuchtigkeit war unerträglich schwer. Er bräuchte – wie Methusalem – zwei junge Männer, um ihn an den Ellbogen aufrecht zu halten; Frauen, die seine Ärmel und seinen Regenschirm hochhielten; andere Frauen, um ihn zu streicheln und zu trösten – ihm den Tisch zu decken und seine Betttücher aufzuschlagen – sein Bad einzulassen und ihn zu waschen –, jemanden, der seine Hände hielt und seine Beine rieb und wiederbelebte. Er brauchte jemanden, der den Löffel hielt und ihn an seine Lippen führte...

Er bräuchte Frauen und Töchter – aber er hatte nur Sem und Ham und Japeth. Und sie. Diese Frau!

Und einen stummen Gott, der einfach nicht erscheinen wollte.

Noah unterdrückte seine zunehmende Panik und sagte laut: »*Ich werde nicht sprechen.*« Furchtbare Bilder von Weite und endlosem Nebel, in dem die Arche für immer treiben könnte, zogen durch seine Gedanken – und die düstere Vorahnung des Todes durch Ertrinken.

»Ich brauche Euch hier«, flüsterte er, »wenn nicht als Gott – dann zumindest als einen Freund...«

Bestimmt werde ich nicht für immer allein bleiben, dachte er. Sicher wird es nicht so weit kommen.

Er stand am Bug unter dem schwarzen Regenschirm und wartete. Er wartete eine Stunde. Zwei Stunden. Drei. Er wartete den ganzen Nachmittag.

Von ihrem geheimen Versteck in der Pagode aus beobachtete Krähe Noah. Der alte Mann schien genauso eifrig nach Land Ausschau zu halten wie sie. Aber sie wusste, dass da keins war. Wenn es so wäre, dann hätte sie es gerochen. Und wenn der alte Mann nicht Noah gewesen wäre, wäre sie hinuntergefliegen und hätte es ihm gesagt. Aber so hatte sie keine Lust dazu, und sie plusterte ihre Federn auf und setzte sich tiefer in die tröstliche Rundung des Kaminaufsatzes, der ihr als Nest diente. Wenn der alte Mann ein bisschen Verstand hätte, dachte sie, würde er seine Wache aufgeben. In dem Wasser war nichts (sie hatte so oft nachgeschaut) außer den klobigen Gestalten der Wale, die das Schwimmen erlernten, und den Leichen einiger Kinder und den Seiten einiger Bücher.

Jahwe? Nein.

An jenem Abend führte Noah beim Essen den Kopf sehr nahe an den Teller. Er hielt seinen Löffel, wie Kinder es tun – in der Faust –, und er siebte seine Suppe durch seinen Bart, als wüsste er gar nicht, dass er einen Bart hatte. Sein Blick bewegte sich flink hin und her über den Tisch und seine Söhne, Sem und Japeth. Und Hannah.

»Was ist das für ein entsetzlicher Brei?«, fragte er.

»Fischsuppe«, sagte Hannah, die inzwischen recht stolz war auf das, was sie da zauberte, nur aus dem, was das Meer lieferte, und dem bisschen, das sie in Noahs Speisekammer

fand und besonders seinen Bedürfnissen entsprach, nämlich seine Kräuter, Tees und verschiedene Käsesorten.

»Pfui!« Noah schob den Teller weg und ließ sich in seinem Stuhl zurückfallen. »Wann wird es mal etwas zu essen geben, das den Namen Essen verdient?«, fragte er.

»Wenn es Land gibt«, sagte Sem.

Noah achtete nicht auf ihn. Die Antwort war zu direkt und ließ keinen Raum zur Diskussion. Und er sehnte sich – dringend – nach Diskussionen; streiten; debattieren; sich unterhalten... etwas, was Geist und Fantasie erforderte. »Seit *Wochen* schon hast du Gelegenheit zum Üben«, sagte er, immer noch zu Hannah gewandt. »Doch wir kriegen nichts als abscheulichen Fraß. Ich werde nichts mehr davon essen. Bring mir ein Ei oder einen Apfel! Irgendetwas, nur nicht das hier!«

Hannah sagte nichts; sie stand von ihrem Stuhl auf und wollte zur Kombüse.

Noah schlug auf den Tisch.

»Meinen Teller!«, sagte er.

Hannah kam zurück und nahm den Teller in beide Hände. Sie zitterte vor aufgestauter Wut. Obwohl seine Laune sie mürrisch machte und sie von ihrer Schwangerschaft mehr als genug hatte, schluckte sie jedes Wort, das hätte verraten können, wie sie sich zur Zeit fühlte, hinunter und murmelte nur ja und nein. Wenn er den Drang spürte, schrieb sie auf, was der alte Mann diktierte, und las es ihm dann nochmals geduldig vor. Sie kommentierte nie – sagte nie »das stimmt« und »das stimmt nicht« oder »da stimme ich zu« und »da nicht«. Nichts. Kein einziges Wort. Und doch steckte sie voller Worte. Sätze und Absätze. Geflüster und Schreie. Hunderte davon. *Tausende*. Aber sie war eine Frau und durfte nicht sprechen. Nicht laut sprechen. Nur schweigend denken und verrückt werden. Und auch jetzt, als sie Grund gehabt hätte, im eigenen Interesse zu sprechen, wahrte sie ihr schreckliches Schweigen,

nahm den Teller und ging damit durch die kleine Tür, die zur Kombüse führte. Sie ließ die Tür hinter sich zuknallen.

Noah warf einen Blick auf seine Söhne: Sem zu seiner Rechten – Japeth zu seiner Linken, alle beide vis-à-vis, wo er sie im Auge behalten konnte. (Wenn Hannah sich setzte, dann nahm sie am Ende des Tisches Platz in der Nähe ihres Arbeitsbereichs.)

Sem aß ruhig vor sich hin – hob und senkte seinen Löffel –, legte nie, nachdem er den Löffel zum Mund geführt hatte, eine Pause ein. Sprach kein Wort. Er kam zu Tisch, um gefüttert zu werden, mehr nicht. Seine mächtigen Schultern bildeten eine Rundung, hinab bis zum Bauch – und sein Bauch war aufgedunsen und stieß ihn von der Tischkante zurück und Noah dachte: Wenn er nicht aufhört zu essen, wird er noch ganz dick werden, wie seine Mutter...

Japeth war wie ein Tier, das man gerade aus seinem Käfig befreit hatte. Seine Augen waren Hannahs Rückzug in die Kombüse mit solch offensichtlichem Verlangen gefolgt, dass es Noah den Magen umdrehte. Und Japeth hielt seinen Löffel wie ein Messer – umgedreht – und hob die kleinen Fischstücke mit den Fingern vom Teller, schleckte die Finger barbarisch und – irgendwie – lasziv ab, bis Noah sich nicht mehr beherrschen konnte: »*Hör auf!*«

Japeths Brust glänzte vor lauter Schwitzen und er roch nach altem Schweiß. Noah konnte das nicht nachvollziehen, denn er selbst brauchte zwei Roben übereinander, um seinen Körper warm zu halten und – heute Abend – hatte er noch die zusätzliche Wärme eines Tuches um die Schultern nötig. Japeth aber saß fast nackt da – Arme und Beine entblößt und seine Tunika offen, die lockigen Haare hingen ihm in verfilzten Strähnen feucht in die Stirn. Wie ein Mann mitten in einer Hitzewelle...

»Lass deine Augen von dieser Frau!«, sagte Noah.

Japeth hatte nicht gemerkt, dass sein Vater ihn anstarrte, und er richtete sich kerzengerade auf, wobei er seine Suppe auf dem Schoß verschüttete; Fischstückchen verteilten sich auf seiner Unterlippe.

Verwirrt fuhr er sich mit der Hand über den Mund. »Herr Vater?«, fragte er.

»Lass deine Augen dort, wo sie hingehören! In deinem Kopf!«

»Ich verstehe Sie nicht, Vater.«

»Du hast dich an der Gestalt dieser Frau satt gesehen. Ich habe dich beobachtet.«

Japeth schluckte mit Mühe und fing zu würgen an.

Noah ignorierte es und wandte sich an Sem.

»Hast du das Interesse deines Bruders an deiner Frau nicht bemerkt? Was für ein Ehemann bist du?«

Sem schaute Japeth an und zuckte mit den Schultern.

»Er ist ein Kind, Vater.« (*Noahs Aufmerksamkeit für Hannah war keineswegs unbemerkt geblieben – aber diese konnte Sem nicht erwähnen.*)

Noah lächelte höhnisch. »Ein Kind? Er ist ein verheirateter Mann.«

Japeths Würgen war so heftig geworden, dass er aufstand und dabei seinen Stuhl umwarf.

Hannah tauchte in der Tür zur Kombüse auf, eine Birne in der einen Hand und ein Geschirrtuch in der anderen. Sie trocknete die Birne und starrte Japeth an.

Noah stand auf und ging um den Tisch herum.

Japeth war dunkelrot und dem Tode nahe.

Noah trat hinter seinen Sohn und hob Japeths Schwert vom Tisch auf.

Hannah machte einen Schritt nach vorn; das Geschirrtuch fiel zu Boden.

Noah trat zurück und schlug seinem Sohn mit der flachen Seite der Schwertklinge auf die Schultern.

Dennoch ließ der Schlag Blut hervortreten und Sem sprang auf.

Japeth fiel quer über den Tisch – seine Hände voller Löffel und Teller, sein Gesicht nass von der Suppe –, sein Hintern entblößt.

Noah konnte nicht widerstehen; er schlug noch einmal zu.

Dann legte er das Schwert auf den Tisch zurück, ging wieder auf die andere Seite und setzte sich.

»Geh hinaus und stell dich in den Regen!«, sagte er zu Japeth – der nicht mehr würgte, aber noch nicht wieder sprechen konnte. »Bleib dort stehen, bis du gefrierst!«

Hannah hatte das Tuch vom Boden aufgehoben und wollte gerade Japeths Gesicht und Schultern abwischen, aber Noah sagte: »Die Birne braucht einen Teller darunter – und ein Messer zum Aufschneiden und ein Stück Käse daneben.«

Hannah reichte Japeth das Tuch und ging hinaus.

Noah sagte: »In den Regen. Geh hinaus in den Regen und bleib dort stehen!«

Japeth putzte sich mit dem Tuch die Nase und wischte sich dann geistesabwesend auch übers Gesicht und ging ohne sich noch einmal umzusehen durch die Tür hinaus aufs Deck.

Als er weg war, blickte Noah Sem an.

»Auch wenn deine Frau ein Kind trägt«, sagte er, »wäre es weise, sie nicht mit ihm alleine zu lassen.«

Sem war noch immer skeptisch. »Ich kann nicht glauben, dass...«

»Findest du sie nicht attraktiv?«

Diese Frage verwirrte Sem nur. Er konnte nicht ganz folgen, worauf Noah hinauswollte. Hannah war seine Frau. Er brauchte sie nicht attraktiv zu finden.

»Was wollen Sie damit sagen, Vater?«

Über seine Schulter warf Noah einen kurzen Blick auf die Kombüseentür. Sie war geschlossen. Dann neigte er sich über den Tisch zu Sem; er nahm seine Serviette, um Japeths Schweinerei beiseite zu schieben.

»Hast du zur Zeit Verkehr mit deiner Frau?«

Sem setzte sich zurück und wäre fast aufgestanden. Eine solche Frage war ihm noch nie gestellt worden, und er war tatsächlich so schockiert, dass er nicht antworten konnte – er fragte nur: »Was?«

Noah lächelte.

»Ich könnte dir sagen, wie, wenn du Interesse hättest. Man *kann* eine schwangere Frau nehmen, weißt du.«

Sem war entsetzt.

»Deine Frau hat nie zuvor ein Kind getragen. Du warst noch nie in dieser Situation. Aber dein Begehren nach ihr muss noch lebendig sein... oder? Sag's mir! So ist es doch, nicht wahr?«

Sem sah auf seinen Schoß und presste den Mund zu.

»Ich hatte immer den Verdacht, dass du eine Frau in einem der Arbeiterhäuschen versteckt hältst. Ein kräftiger Mann wie du... dir hat doch sicher deine Frau allein nicht genügt. Hab ich Recht?«

Sem schüttelte den Kopf.

»Keine andere Frau, eh? Nun ja. Du hast noch weniger Phantasie, als ich dachte.«

Noah musste wieder an Japeth denken. Das Bild seines toten Zwillings stieg vor ihm auf, er sah ihn in der Tür stehen – seine langen Arme baumelten herab und seine kleinen Augen starteten und sein Mund hing offen. Da durchfuhr ihn ein furchtbarer Gedanke.

»Das Kind ist doch von dir, nicht wahr?«, sagte er zu Sem.

Sem sah von seinem Schoß auf und startete seinen Vater an.

»Welches Kind?«

»Dieses Kind – Hannahs Kind –, es ist sicher von dir?«

»Natürlich, Vater.«

Noah schaute wieder auf die Tür, die zum Deck führte und sagte: »Das kannst du nicht ernst meinen, wenn du sagst, du hast nicht gesehen, wie er sie anschaut. Seine Augen sind nie woanders. Und was ist mit ihr? Hm? Sag's mir! Hat sie ihn jemals angeschaut?«

»Niemals.«

»Das sagst du so schnell; ich frage mich, ob es wahr ist.« Mit zusammengekniffenen Augen fixierte Noah Sem, den Ochsen. »Sag mir, dass du keinerlei Zweifel daran hast, dass das Kind von dir ist!«

»Es ist von mir, Vater.«

Noah wischte seine Finger am Bart ab.

»Trotzdem«, sagte er, »finde ich es an der Zeit, eine gewisse Sache zu erzwingen.«

Sem wartete.

Noah sagte: »Ich finde, es ist an der Zeit, diesen jungen Mann und seine eigene Frau zusammenzubringen.«

Sem biss sich auf die Lippe.

»Wenn wir mit dem Abendessen fertig sind«, sagte Noah, »will ich, dass du in den Laderaum hinuntergehst und sie heraufholst. Sag nichts! Bring sie nur her! Zu mir.«

Japeth hatte an jenem Morgen Piraten für die Leoparden und die Löwen geliefert und Mrs Noyes war nur froh, dass sie tot angeliefert wurden. Das Säubern und Ausnehmen erinnerte zur Genüge an das Schlachthaus zu Hause – vielen Dank –, wo die Rinder und die Schweine an den Füßen aufgehängt wurden, während man ihnen den Hals aufschlitzte und ihre Augen glotzten.

Ham mit seinem fast beunruhigend pragmatischen Sinn hatte gesagt, nichts dürfe verschwendet werden. Und es wurde nichts verschwendet. Nicht einmal die Gedärme. Sie wurden in der Tat an die Bären verfüttert, die darin Fische und anderes

Getier fanden, das die Piraten gefressen hatten. Und in diesen Fischen und anderem Getier – noch anderem Getier – und in diesen Geschöpfen noch mehr – bis Mrs Noyes es aufgab, die Schichten zählen zu wollen. Ham aber schaffte es – und fand sie wunderbar.

Emma hatte wegen der geschlachteten Jungtiere reichlich Tränen vergossen, ihr Leben war geopfert worden, um vor der Ankunft der Piraten die Leoparden und die Löwen zu füttern, doch jetzt wurde sie stoisch und still. Es war ihre Aufgabe, die Fleisch fressenden Vögel zu füttern, und obwohl sie vor Vögeln größten Respekt hatte, schien es ihr gar nichts auszumachen, wenn sie damit beauftragt wurde, Tablettts mit Herzen und Leber für die Adler und die Habichte, die Bussarde und die Eulen hinaufzutragen. Warum – das kapierte Mrs Noyes erst, als sie zufällig in der Vogelgalerie mit anhörte, wie das Kind mit singender Stimme zu den Tieren sprach, während es die kleinen Delikatesshäppchen durch das Gitter schob. Emma lief im Takt ihrer Worte von Käfig zu Käfig und zirpte mit ihrer kleinen Vogelstimme: »Eine Maus weniger für dich... ein Kaninchen weniger für dich... eine Kröte weniger für dich... einen Spatzen weniger für dich!...«

Mrs Noyes ging lächelnd davon, und als sie bald darauf einen Löwen mit einem Piraten fütterte, machte sie vor ihm einen Knicks und sagte: »Ein Pony weniger für dich!«

Trotzdem hatte sie die Tragödie – und es schien ihr nicht weniger als eine Tragödie zu sein – all dieser toten Piraten noch nicht verarbeitet; ihre lustigen Augen und ihr bezauberndes Lachen, als sie neben der Arche spielten und Japeth zuriefen, dessen Bogen sie für eine Harfe hielten, waren so wunderbar gewesen. Mrs Noyes' Rebellion gegen das Abschlachten hatte einen hohen Preis – auch für die anderen. Jetzt sperrte Japeth sie ein und keinem von ihnen war erlaubt, in den wenigen Pausen ihrer Zwangsarbeit an die frische Luft

zu gehen. Ihre Arme taten da, wo Sem sie mit Füßen getreten hatte, damit sie Japeths Beine losließ, unerträglich weh. Die blauen Flecken waren inzwischen gelb geworden und sie fürchtete, ihre Finger bald nicht mehr benutzen zu können, da beim Greifen jede Muskelbewegung in den Unterarmen die reinste Qual war. Wenn sie das Fleisch aufschnitt, musste sie es mit der Innenfläche einer Hand festhalten, während sie mit einem Messer daran sägte, das Ham an der anderen Hand und dem Handgelenk, die mit Zweigen geschient waren, festgebunden hatte.

Luci war in diesen Tagen seltsam verschlossen, so, als hätte die Piratenepisode auch sie betroffen. Doch ihre Verschlossenheit (das heißt, sie erzählte keine Witze mehr und lachte nie) hatte dazu geführt, dass sie auch weniger schlampig war. Ihre Körperhaltung zeigte wieder die gewohnte Anmut, sie lief kerzengerade und so wunderbar geräuschlos herum, wie, so erinnerte sich Mrs Noyes, damals, als sie zum ersten Mal aufgetaucht war. Ihr gepudertes Gesicht war noch weißer – sofern das überhaupt möglich war –, ihre Augenbrauen waren noch kräftiger nachgezeichnet und ihre schwarzroten Lippen hatten einen noch bestimmteren Ausdruck. Ihre Haare hatten ihren alten Glanz wiedererlangt – wie das Fell eines Tieres nach langer Krankheit. Die Tiefe der Farbe, die schwarze Pracht waren schöner als je zuvor. Mrs Noyes beobachtete Luci, während diese durch die Korridore lief und ihrer Arbeit nachging, und da fiel ihr ein, was Luci gesagt hatte, als Mrs Noyes vor langer Zeit, bevor sie die Erde verlassen hatten, sie gefragt hatte, wie groß sie sei. »Zwei Meter sechszwanzig, und jeder Zentimeter eine Königin.« Wahrhaftig. Denn ihre Gewänder, die sie Kimonos nannte, waren aus Seidenstoffen, die sehr wohl aus dem Besitz einer Königin hätten stammen können. Mrs Noyes konnte nicht umhin, sich zu fragen, wie eine einzige Aussteuertruhe so viele

dieser Kimonos aufnehmen und trotzdem noch Platz für alle anderen Wunder bieten konnte, die Luci andauernd zu ihrem Komfort und zu ihrer Unterhaltung anschleppte: die Musikinstrumente, das Porzellangeschirr, von dem sie aßen, und die Messer mit Perlmuttergriffen, mit denen sie ihre Speisen aufschnitten. Und die magischen Laternen – dass sie diese Laternen Noah entwendet hatte, konnte sie jemand anderem erzählen. Was für eine seltsame, entzückende Kreatur Luci war – und Mrs Noyes freute sich immer mehr, dass ihr Sohn, von dem jeder gesagt hatte, er würde überhaupt nie heiraten, eine Frau mit so viel Geschmack und Reichtum und Charakterstärke gefunden hatte. Und eine so tolle Schauspielerin dazu: »Mit all den lustigen Stimmen!«, die Mrs Noyes – ab und zu – nachzuahmen versuchte.

Als die Nacht hereinbrach und alle Tiere gefüttert waren, lief Mrs Noyes den Gang entlang und die Treppe hinunter zu dem versteckten Brett über dem Einhorn, wo im Dunkeln Mottyl und ihre Kätzchen lagen.

»Hallo, meine Liebe«, sagte sie und zog den Strohvorhang beiseite und hängte ihre Lampe an den Haken über ihrem Kopf.

Mottyl lag auf der Seite und döste; die Kätzchen waren zum Füttern aufgereiht, schliefen aber fest. Das warme, tiefe Geräusch, das von ihnen kam, wirkte auf Mottyl wie ein Beruhigungsmittel.

»Ich habe dir ein Stückchen Leber und ein bisschen Niere mitgebracht«, sagte Mrs Noyes, als sie es sich oben auf dem Geheimtreppchen bequem machte, das sie heruntergezogen hatte, um auf gleicher Höhe wie Mottyl zu sein.

»Ach – muss sie dir Niere und Leber geben!«, klagte das Einhorn mit seiner flüsternden Stimme. »Warum kann eine Katze kein vernünftiges Zeug fressen, Blumen zum Beispiel?«

»Eine Katze«, antwortete Mottyl, setzte sich auf und streckte sich, »frisst schon vernünftiges Zeug wie Blumen.

Aber nur zu vernünftigen Jahreszeiten wie im Frühling und Sommer.«

»Wirklich?«, fragte das Einhorn. »Was für Blumen denn?«

»Kräuter. Katzenminze«, Mottyl beugte sich über die Leber und Niere, »wofür ich im Augenblick fast meine ungeborenen Kinder verkaufen würde.« Sie drehte den Kopf auf eine Seite und warf die Niere auf ihre Backenzähne, um möglichst viel Saft herauszuholen.

»Sag mir, was du noch für Blumen magst!« Das Einhorn hätte alles – auch den bloßen *Namen* einer Blume – jetzt besser gefunden als den Geruch von so viel Fleisch.

»Eukalyptusblätter.« Mottyl schnüffelte auf der Suche nach mehr Niere im Teller herum. »Spargel, Lavendel. Lauch.« Bald würde sie auf dem Fleisch draufsitzen. »Mimose.«

»Mimose. Ach – das hättest du besser nicht erwähnen sollen.« Das Einhorn seufzte. »Mimosen gehörten zu meinen Allerlieblingsdingen. Es gab so vieles, was ich liebte...«

Auf ihrer Stufe lehnte sich Mrs Noyes gegen den Balken und hörte kaum zu. Mit ihren schmerzenden Fingern streichelte sie die Kätzchen, eins nach dem anderen, und wünschte, sie könnte die Finger weit genug krümmen, um die Kätzchen hochzuheben. Das silberfarbene war besonders niedlich... Jahwes Kater war es gewesen, das war klar, obwohl vier Kätzchen eher Mottyl als ihm ähnelten. Nur das silberne war ihm wie aus dem Gesicht geschnitten. Und das weiße sah Mottyl ein bisschen weniger ähnlich als Abraham. Sechs Kätzchen. *Sechs*. Vier Weibchen und zwei Männchen. Und jedes Einzelne war am Leben. Bis jetzt.

Obwohl die Arche in so vielen Dingen die absolute Hölle war und obwohl ihr Leben hier so entsetzlich war – eingesperrt und unterernährt, von Luft und Tageslicht abgeschnitten, von all

ihren Artgenossen außer einem getrennt –, gab es hier im Schein der Lampe doch ein bisschen Trost, hier war es warm und alle hockten eng beisammen und wurden in dieser großen, dicken Wiege auf dem Wasser geschaukelt – es gab einen Trost, der keinem anderen glich. Keinem Haus, keinem Stall, keinem Bau. Kein einziger Ort hatte jemals so viele Leben eingeschlossen, und keiner war jemals im Inneren so friedlich wie dieser, gerade jetzt vor dem Schlafengehen und nach der Fütterung. So viele Gestalten und unterschiedlich große Formen, die in so vielen Positionen dalagen, die so unterschiedliche Räume füllten und so viele verschiedene Seufzer von sich gaben: Für Mrs Noyes war es ein Mysterium. Es war, als hätte sie in jenen frühen Tagen auf der Erde mitten in den Wald laufen können, ohne darauf zu achten, ob sie in eine Drachensuhle fiel oder auf eine Schlange trat. Hier war nichts von alledem von Bedeutung. Der Wald – die Hälfte der Tiere, die in der Arche versammelt waren, hatten dort ihr Leben verbracht – bot weniger Gefahr als diese Arche. Dennoch fühlte Mrs Noyes sich hier sicherer. Wenn auch trauriger als damals im Wald. Sicherer und trauriger zugleich: wie seltsam, dachte sie.

In der Nähe lagen Füchse und Waschbären Seite an Seite, nur ein bisschen Hühnerdraht war zwischen ihnen, und über ihnen starteten Bip und Ringer in die Ferne und fragten sich noch immer, wo all die Bäume geblieben waren. Eine furchtbare Traurigkeit lag über ihnen allen – und über einigen eine fast elegische Mattigkeit, wie sie so gesenkten Kopfes dasaßen und ihre Zehen zählten. Sie fühlten sich genauso wie Mrs Noyes. Wenn sie aufblickten, war der Ausdruck in ihren Augen fast unerträglich: Trauer um den Verlust von Raum und Luft und Himmel. Die Affen und die anderen in Gruppen lebenden Tiere waren nicht in der Lage zu verstehen – ganz gleich, wie oft man es ihnen erklärte –, warum nicht noch eins oder

zwanzig oder hundert mehr von ihrer Art hatten gerettet werden können. Nichts, was diesen Ort und nichts was die Umstände ihres Hierseins betraf, konnte ihnen wirklich klargemacht werden. Viele der Tiere dachten, dass dies – und nicht, was sie zurückgelassen hatten – der Tod sei. Oder zumindest etwas, was dem Tod sehr nahe kam.

Mrs Noyes war sich plötzlich der Dunkelheit und der Wände ringsum und des Daches oben und des Fußbodens unten schmerzlich bewusst. Die Arme taten ihr weh – und ein Teil des Schmerzes rührte von der Erinnerung, warum sie ihr wehtaten. Wir sind hier wahrhaftig Gefangene, dachte sie; jeder Einzelne von uns – und dennoch heißt das: *gerettet werden*.

Vielleicht war es das, was sie mit Sicherheit und Traurigkeit zugleich gemeint hatte: Sie und all diese Geschöpfe, die bei ihr waren, teilten ihre Gefangenschaft auf eine Art, wie sie den Wald niemals hätten teilen können. Wenn man zusammen in derselben Falle sitzt, teilt man dieselbe Angst vor der Dunkelheit und vor den Wänden und man hat auch denselben Feind. Man fürchtet sich vor demselben Gefängniswärter. Man träumt denselben Traum von der Freiheit – alle zusammen warten darauf, dass dieselbe Tür aufgeht. Man lernt auch zusammen auf eine Art und Weise zu überleben, die Gefangenen niemals einfallen würde. Hätte sie sich zum Beispiel je vorstellen können, wenn sie im Wald einen Bären vor Schmerz schreien hörte, einfach hinzugehen, ungeachtet all der anderen Bären und ihn zu trösten? Doch in der Arche bewegte sie sich nicht nur unter Bären – sie *saß* unter ihnen und hatte keine Angst. Genauso wie das Einhorn vor ihr keine Angst hatte. Und auch das war früher unvorstellbar gewesen. Aber hier waren sie. Zusammen. Miteinander sicher – und doch...

Was ist denn das für eine Grausamkeit, fragte sie sich, die diese Türen da oben zuriegelt und uns einsperrt, als ob wir Drachen wären – und man Angst vor uns haben müsste?

Der Gedanke an Noahs Wutanfälle und an den bewaffneten Japeth gab ihr die Antwort.

Grausamkeit war getarnte Angst, nichts anderes. Und hatte nicht einer von Japeths heiligen Fremden einmal gesagt, Angst sei nichts anderes als Mangel an Phantasie?

Deswegen hatte Mrs Noyes Angst vor Bären gehabt.

Sie hatte sich nicht vorstellen können, sie zu trösten.

»Mutter!«

Mrs Noyes purzelte fast von ihrem Treppchen. »MUTTER!«

Es war Sem, der Ochs.

»MUTTER!«

Er war so schrecklich nahe, dass Mrs Noyes sich beeilen musste, um Mottyl und die Kätzchen schnell zu verstecken und ihre Lampe herunterzuholen. Dabei gebrauchte sie versehentlich ihre Finger und schrie vor Schmerz auf.

Sem kam um die Ecke und stieß beinahe mit ihr zusammen.

»Warum schreist du so?«, fragte er; er vergaß ganz, dass auch er geschrien hatte.

»Ich bin mit dem Arm angestoßen«, sagte Mrs Noyes. Gerade als sie sprach, hörte sie zu ihrem Schreck ein Geräusch von Mottyls Kätzchen.

Sem war zwar schwer von Begriff, aber doch nicht so sehr, dass er die Stimmen von kleinen Katzen nicht hätte erkennen können. Im Versuch, sie zu retten, begann Mrs Noyes schnell ein Lied zu singen:

»*Fels des Heils, geöffnet mir!*«, brüllte sie, »*birg mich, ew'ger Hort, in dir!*«

»Mutter...«

»Warum gehen wir nicht hinunter in den Flur?«, fragte Mrs Noyes. »Wir wollen die Tiere doch nicht aufwecken...« und dann sang sie lauthals weiter: *»Lass das Wasser und das Blut...«*

Mrs Noyes stupste Sem mit dem Ellbogen und drängte ihn den Gang entlang zur Treppe.

»Jetzt sag mir, was du willst!«, sagte sie, als sie auf der Treppe und die Kätzchen sicher außer Hörweite waren. »Warum kommst du diesmal und störst uns?«

»Ich will Emma«, sagte Sem.

»Das mag schon sein – aber du kannst sie nicht haben«, sagte Mrs Noyes. »Sie gehört Japeth.«

Sie stieß ihn in die Rippen und zwang ihn vor ihr hinaufzugehen.

»Du und Vater, ihr denkt nur an Sex«, fragte Sem.

Mrs Noyes blieb abrupt stehen. »Wie bitte?«, sagte sie.

»Du und Vater, ihr denkt nur an Sex«, sagte Sem noch einmal.

»Lass mich aus dem Spiel!«, rief Mrs Noyes. »Warum sagst du so etwas von deinem Vater?«

»Ich meine nicht, dass er Sex für sich will«, sagte Sem. »Ich meine, Sex für andere Leute. Mir kommt es vor, als würde er zur Zeit von nichts anderem reden.«

»Ach, wirklich?...« Mrs Noyes versuchte ruhig zu bleiben. »Und jetzt willst du Emma?...«

»Ja.«

Sie erreichten das obere Ende der Treppe und gingen auf die Kombüse zu, in der sich Emma – höchstwahrscheinlich – aufhielt.

»Warum willst du sie?«

»Darf ich nicht sagen«, sagte Sem. »Sollte nur hierher kommen und sie holen.«

Mrs Noyes wollte gerade dagegen protestieren, als ihr Plan durch das plötzliche Auftauchen von Emma selber zunichte gemacht wurde.

»Hat mich jemand gerufen?«, fragte sie. »Ich habe meinen Namen gehört.«

Das hast du wahrhaftig, dachte Mrs Noyes. *Leider!*

»Du sollst mit Sem mitkommen«, sagte sie laut. Und dann, an Sem gewandt: »Ist nicht so viel Zeit, dass sie wenigstens noch ihr Kleid wechseln kann?«

»Soll sie sofort mit hinaufnehmen«, sagte Sem.

»Darf sie nicht einmal die Haare bürsten?«

»Sofort«, sagte Sem, breitete seine Ochsenarme aus und zeigte Emma sein straffes kleines Lächeln, was als nette Begrüßung gemeint war.

Mrs Noyes sah, wie sauber ihr Sohn war. Die Haare auf seinen Armen glänzten im Licht der Lampe und sein Nacken war sauber und seine Zehennägel auch. Plötzlich kam es ihr ziemlich sonderbar vor, zu merken, dass sie selbst sich seit Tagen, vielleicht sogar seit Wochen, nicht mehr gewaschen hatte. Der korrekt gezogene Mittelscheitel in Sems sandfarbenem Haar und der Geruch seiner Tunika brachten sie fast zum Weinen.

»Nun«, sagte sie zu Emma. »Am besten, du gehst mit ihm. Hab keine Angst!«

Sie führte Emma zur Treppe, die zum oberen Deck führte, und küsste sie zum Abschied auf den Kopf. Dann sagte sie: »Hier. Warte...«, und sie ging wieder ein paar schnelle Schritte auf Emma zu. »Nimm das!«, sagte sie – und reichte dem Mädchen ihr Taschentuch. »Wisch dir das Gesicht, während du über das Deck gehst! Und binde die Schleife hinten am Kleid!«

»Ja.«

Emma nahm das Taschentuch und lächelte. Das war falsch. Immer wenn sie weinen sollte, tat sie es garantiert nie.

»Ich werde für dich viel frische Luft tanken, Mutter Noyes«, sagte sie. »Auf Wiedersehen.«

Mrs Noyes winkte – und bereute es sogleich. Der Schmerz schoss ihr durch den Arm.

»Auf Wiedersehen«, flüsterte sie.

Und lächelte, um Emmas willen.

Als sich oben die Tür öffnete, glaubte Mrs Noyes einen Stern zu sehen – aber es war nur eine Laterne, die vom Portikus hing.

Als die Riegel vorgeschoben wurden, klang das schlimmer als jedes Geräusch, das sie sich vorstellen konnte.

Beim Zurückgehen sah sie, dass Luci im Dunkeln unter ihr stand. Ihre Augen leuchteten ganz seltsam.

»Was ist los?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht genau«, sagte Mrs Noyes. »Ich weiß nur, dass ich im Augenblick sehr gern glauben möchte, dass Beten hilft.«

»Da bist du nun endlich«, sagte Noah, gradeso als ob Emma aus eigenen Stücken weggeblieben wäre. »Lass mich dich anschauen – lass mich sehen!«

Emma hatte es geschafft, genau mitten im Gesicht eine kreisrunde Stelle zu säubern, und ihre Augen schienen wie aus einem Mond heraus hell zu leuchten. Ihre Haare waren von einigen verlotterten Stofffetzen gebündelt, die kreuz und quer herunterhingen und von denen keine zwei dieselbe Farbe hatten. Ihr Kleid war stark zerrissen und ihre Schürzen mit Fett- und Seifenflecken übersät. Vogeldreck und Strohstaub

verklebten ihre Schultern. Ihre Arme – die Ärmel ihres Kleides waren hochgekrempelt, damit sie beim Spülen nicht ganz nass wurden – leuchteten unpassend bleich und unbefleckt.

Noah stand auf und nickte Sem zu, der sich widerwillig zurückzog. Er traute seinem Vater jetzt nicht mehr, und es graute ihm vor dem, was nun geschehen könnte – jedoch nicht um Emmas willen. Sems Grauen bezog sich nur auf die Laune seines Vaters, falls sich die Ereignisse gegen dessen Willen entwickeln sollten.

»Schick Schwester Hannah herein!«, sagte Noah – gerade als Sem schon an der Tür stand. »Sag ihr, dass ich sie brauche!«

Als Sem weg war, lächelte Noah – auch wenn es schwierig war, das unter so viel Bart erkennen zu können. Und seine hölzernen Zähne machten ihm zu schaffen: Sie blieben fest zugeschnappt, wenn er sie aufmachen wollte – und geöffnet, wenn er sie aufeinander pressen wollte. Er führte die Hand zum Mund und drückte die Zahnreihen zusammen, wobei er sich fast in den Finger biss.

»Na, also. Sag guten Tag!«, sagte er.

Emma knickste.

Noah hustete.

»Wir haben uns Sorgen gemacht«, sagte er.

Emma wartete.

Noah hatte offensichtlich nichts weiter dazu zu sagen.

»Du siehst dick und frech aus«, sagte der alte Mann; seine Augen glänzten und seine Finger spielten mit dem Bart. »Wie alt bist du jetzt? Ganz ehrlich!«

Emma kam gar nicht auf den Gedanken zu lügen, wenn es um ihr Alter ging. »Ich weiß nicht«, sagte sie. »Ich glaube, ich bin zwölf.«

»Du kannst nicht zwölf sein«, sagte Noah. »Vor einem Jahr – mindestens – warst du schon zwölf. Ich hatte eher gehofft, du würdest mir sagen, du seist vierzehn.«

»Es kann sein. Ich weiß es nicht.«

»Auf jeden Fall – wie alt du auch sein magst«, sagte Noah, »bist du kein Kind mehr.«

Das wusste Emma.

Hannah kam herein – sie war ganz in Weiß gekleidet und trug über ihrem langen bauschigen Gewand eine schwere Strickjacke. Das Kind in ihrem Bauch könnten Zwillinge sein, dachte Emma. Er ist riesig.

»Ja, ja. Gut«, sagte Noah. »Hier ist deine junge Freundin, Schwester Hannah.« Noah hustete und gab Hannah mit einem Wink zu verstehen, dass sie sich Emma nähern sollte. »Sie – äh – vielleicht – äh – sie...«

Hannah sagte: »Sie könnte vielleicht ein Bad brauchen, Vater Noyes.«

»Genau«, sagte Noah. »Ja. Ein Bad. Ein schönes, heißes Bad. Ja.«

Emma schniefte und zog Mrs Noyes Taschentuch unter ihre Nase. Ein Bad, dachte sie, wäre herrlich, aber... warum?

»Komm mit, Em!«, sagte Hannah – streckte die Hand aus und lächelte.

Sie waren auf einmal alle so freundlich.

Was sollte das bedeuten?

»Ich werde warten«, sagte Noah. »Hier.«

Hannah führte Emma zur Kombüse.

Nicht noch mehr Töpfe, dachte Emma und wich zurück.

Aus langer Erfahrung kannte Hannah Emmas Abneigung gegen das Spülen und sie sagte schnell zu ihr: »Zum Bad geht es hier durch.«

Oh.

»Schwester Hannah...«, sagte Noah.

Hannah ging zurück und Noah neigte sich zu ihrem Ohr.

»Du könntest ein bisschen von dem Mandelöl nehmen, das du selber auch verwendest.«

Hannah nickte.

Emma fragte sich, worüber sie wohl so viel flüsterten. Aber es interessierte sie nicht wirklich. Sie konnte sehen, dass in der Kombüse alle Töpfe und alles Geschirr schon abgespült und weggeräumt waren – sie sah auch, dass neben dem Ofen Badehandtücher angewärmt wurden.

Ein Bad, dachte sie; ein Bad... Hoffentlich ist es schön tief, damit ich richtig darin versinken kann.

Der Baderaum war schon voller Dampf, die Schwämme lagen in ihrem Eimer bereit und die Birkenruten hingen von ihren Stiften an der Wand über der Bank. Hannah war auf Emmas Ankunft gut vorbereitet; sie hätte ein ganzes Heer baden können. Wenn es ein Heer gegeben hätte. (Keine Heere mehr, dachte sie, während sie einen weiteren Eimer siedend heißen Wassers in den Zuber schüttete. Alle Richtlinien haben sich für uns auf immer verändert. Jetzt wird alles nur noch durch »*vor der Sintflut*« und »*nach der Sintflut*« unterschieden. Und es müsste heißen »*Sie hätte eine ganze Arche voll baden können...*«)

Hannah ging hinaus und sperrte dabei Emma ein. Sie hatte das Mandelöl vergessen.

Emma ging zum Zuber, blieb daneben stehen und tauchte den Finger ins Wasser. Noch zu heiß zum Hineinsteigen. Sie legte ihr Tuch ab und stand da – wie hypnotisiert –, das Tuch in der einen Hand, die Knöpfe ihrer Bluse, schön nacheinander, in der anderen.

Die Birkenruten sahen aus wie Tierschwänze; sie hingen so da, wie Sem früher auf Erden im Schlachthaus die Tierschwänze aufgehängt hatte – die langen sahen aus wie Kuh-, die kurzen wie Kälberschwänze. Emma streckte die gerade noch mit den Knöpfen beschäftigte Hand aus, um die Ruten zu berühren: Sie waren tot wie Schwänze, die vertrockneten Blätter in Büscheln zusammengedreht.

Der Duft der Seife und die Wärme des Dampfes machten Emma schläfrig. Alles hier erinnerte sie an ihre Eltern und ihre Brüder und an das Badhaus daheim, wo alle einmal in der Woche zusammensaßen, während ihr Vater Geschichten erzählte. Dampf und Geschichten waren in ihren Gedanken immer miteinander verbunden – und das Fühlen der Finger ihrer Mutter, wenn diese ihr den Nacken massierte. Ihre Brüder waren, wie ihr Vater, riesengroß mit fahlen Haaren und Holzfällerarmen und sie sprachen, wie ihr Vater, mit leisen sanften Stimmen, wie die Tiere. Einige von ihnen hatten einen Schnurrbart, der sich zum Kinn hin zwirbelte – und der Dampf sammelte sich an den Spitzen dieser Schnurrbärte in großen perlenartigen Tropfen, die Emma an ihrem Finger sammeln und gegen die Steine schleudern durfte, wo sie wie Insekten zischten. Ihre Mutter war genau das Gegenteil von all diesen stillen blonden Männern gewesen – sie war klein und dunkel und regte sich leicht auf. Eine lustige und verspielte Frau, deren Kinder sie abgöttisch liebten. Ihre Augen hatten einen Braunton, der nur in Lottes Augen wieder auftauchte – und ihre Hand war immer ausgestreckt, um einen zu berühren.

Lotte war jedermanns Liebling gewesen – alle Brüder verwöhnten sie, ihr Vater trug sie in seinen Armen und auf seinem Rücken und ihre Arme waren so stark, dass er sie auf seine Schulter hochschwingen konnte, während sie einen Purzelbaum schlug. Lotte war kaum jemals außerhalb der Sichtweite ihrer Mutter gewesen und sie war nie unglücklich, außer sie wurde zurückgelassen, wenn die ganze Familie einkaufen ging – alle drängten dann in den offenen Wagen hinein außer Lotte und einer weiteren Person (es war jedes Mal eine andere), die bei ihr bleiben musste. Verstecken war etwas anderes. Immer wenn ein Fremder sich der Tür näherte, musste Lotte versteckt werden, und zwar im Badhaus. Das Badhaus war ein Ort, an dem alle immer glücklich waren und deshalb

war es das ideale Versteck. Manchmal war Emma an der Reihe, sich mit Lotte zu verstecken und dann spielten sie, sie wären Holzfäller wie ihre Brüder – sie fällten die Birkenrutenbäume und stapelten sie kreuzweise mitten auf dem Fußboden, in Haufen mit Miniaturbau- und Brennholz.

Emmas stärkste Erinnerung an Lotte war jedoch, wie weich sie sich anfühlte, und wie herrlich es war, in ihrem großen Strohbett auf dem Dachboden eng neben ihr zu liegen und die langen dünnen, flaumigen Arme zu streicheln und im Winter, wenn ihnen kalt war, in die Mitte des Bettes zu kriechen und sich unter den Decken zusammenzukuscheln, während der Wind um sie heulte und die Eulen von ihren Balken herunterflogen und sich auf das Fußende des Bettes setzten...

»Was machst du? Du bist noch nicht einmal ausgezogen.«

Es war Hannah, die mit dem Mandelöl zurückkam. Einen Augenblick füllte sie den offenen Türrahmen mit ihrer großen Gestalt und der Masse ihres Bauches ganz aus – und der Dampf eilte auf sie zu und bildete um ihren Kopf eine dicke Wolke.

»Ich habe nachgedacht«, sagte Emma.

Wie seltsam, dachte Hannah – und machte die Tür zu. Plötzlich fiel der ganze Dampf von ihr ab und enthüllte sie in einer glühenden Aufwallung von Rot, so dass Emma daran denken musste, wie Hannah einmal in der Sonne saß und ihr Gesicht begierig dem Licht entgegenhielt.

»Ach«, sagte Hannah, während sie den Fußboden bis zum Herd überquerte und die Handtücher ausschüttelte, die sie vorher aus der Kombüse geholt hatte. »Ich bin ganz außer Atem. Ich werde in letzter Zeit so schnell müde...«

Emma sagte: »Kein Wunder. Das Kind, das du trägst, ist ja auch so groß. Meinst du, es werden Zwillinge?«

»Hoffentlich nicht«, sagte Hannah.

»Oh«, sagte Emma. »Wenn ich ein Kind kriegen würde, hätte ich gerne Zwillinge.«

»Ja – *du* schon. Mach jetzt schnell! Wir können nicht die ganze Nacht hier verbringen.«

Hannah hatte ihre Strickjacke schon ausgezogen und krepelte die Ärmel hoch. Weiß – weiß – weiß; jedes Stückchen ihrer Kleidung war weiß.

Emma starrte Hannahs Bauch an.

»Darf ich das Kind anfassen?«

»Nein«, sagte Hannah. »Zieh dich aus!«

Der Zuber war so tief, dass man über den Rand klettern und sich ins Wasser fallen lassen und den Boden mit den Zehen suchen musste. Emma war so klein und rund, dass sie den Zuber fast ganz ausfüllte. Das Wasser stieg ihr bis zum Hals und schwappte über den Rand und auf den Fußboden.

Als Erstes schnitt Hannah die Stofffetzen auf, die in Emmas Haaren als Bänder dienten, und dann tauchte sie sie ganz unter, so dass ihre Haare völlig nass wurden.

Spuckend und kreischend kam Emma wieder hoch und klammerte sich mit aller Kraft, über die sie verfügte, an den Rand des Zubers. Ertrinken war genauso schrecklich, wie sie es sich vorgestellt hatte: Alles wurde schwarz um einen und verursachte ein lautes Klingeln in den Ohren.

»Nicht!«, sagte sie. »Nicht!«

Hannah nahm ein dickes Stück Seife – so stark wie diejenige, die Japeth in seinem verzweifelten Versuch, das Blau von seiner Haut zu entfernen, benutzt hatte. Es war die stärkste Seife, die Mrs Noyes hatte herstellen können, und sie roch so intensiv nach Lauge, dass Emma noch benommener wurde.

Hannahs Finger waren sehr kräftig, und während sie mit der Seife Emmas Haare bearbeitete, schickten sie starke sinnliche

Signale aus, auf den oberen und hinteren Teil von Emmas Kopf und ihren Nacken hinunter.

Die Finger arbeiteten sich den Schädel herab, hielten unten am Nacken an, um auch dort die Muskeln zu massieren, sandten weitere Signale das Rückgrat entlang und über die Schultern...

Emma ließ den Rand des Zubers los und stand einfach nur da, bis zum Brustbein im Wasser, mit gesenktem Kopf und offenem Mund.

Wirbel für Wirbel arbeitete sich Hannah den Rücken der Kindsbraut hinunter, drückte mit den Daumen in der Mitte und breitete die Finger über das warme Fleisch auf beiden Seiten aus. Noch nie hatte Emma sich so entspannt oder so warm oder so verwirrt gefühlt.

»Dreh dich um!«, befahl Hannah.

Emma vollführte eine fast ballettartige Umdrehung; sie hob sich auf die Zehenspitzen und kreiste langsam im Wasser, bis ihr Gesicht Hannah zugewandt war.

Hannah sagte: »Tauch unter!«

Emma, den Mund noch immer offen, beugte die Knie und tauchte unter Wasser.

Da stand Hannah auf und ging durch den Raum bis zum Herd, wo sie den Deckel hob und anfang, Emmas Kleidung hineinzuworfen: ihre durchlöchernten, zerrissenen Strümpfe, ihre halb aufgelösten Schuhe aus Pappkarton, ihre Röcke und ihre Pumphose, ihre Bluse für drunter sowie ihre Bluse für drüber und ihr Tuch.

Genau in diesem Augenblick tauchte Emma aus dem Wasser wieder auf, wischte sich die Augen und sah, was Hannah tat.

»Was machst du da?«, fragte sie – sie nahm alles nur noch halb bewusst wahr.

»Ich verbrenne deine Kleider. Das siehst du doch!«

»Aber – das kannst du nicht! Das darfst du nicht! Nicht mein Tuch! Meine Mutter hat es für mich gemacht...«

Sie brach in Tränen aus.

»Emma.«

Emma biss sich auf die Lippe – und das Tuch fiel ins Feuer.

Als Nächstes – und Letztes – hob Hannah mit Hilfe eines Stocks Emmas dreckigstes Kleidungsstück – ihre Schürze – auf und hielt sie den Flammen entgegen.

»Nicht meine Schürze! NEIN!«

Aber sie war schon verschwunden. Und mit ihr Emmas gesamte Federnsammlung.

Emma war halb aus dem Zuber geklettert und eines ihrer dicken kurzen Beine hing über den Rand. »Meine Federn...«, sagte sie. All die Federn, die sie so geduldig bei dem ihr aufgebürdeten Füttern der Vögel gesammelt hatte – die Federn, aus denen Emma in ihren Tagträumen Flügel machte. Flügel für Mrs Noyes. Flügel für Ham und Luci. Flügel für Mottyl und Flügel für das Einhorn – damit sie alle eines Tages mit Krähe abheben und losfliegen und die Arche für immer verlassen könnten.

Emma sank zurück – ihr Bein plumpste hilflos über den Rand ins Wasser.

Nach dem Bad stand Emma ganz schweigsam da – sie dachte an ihre Schürze und ihr Tuch –, während Hannah sie überall abtrocknete.

Endlich setzte sich Hannah auf einen dreibeinigen Melkschemel und zog das Mandelöl aus ihrer Rocktasche.

»Komm her und stell dich hin!«, sagte sie.

Emma stellte sich vor ihre Schwägerin.

»Halt die Hände über den Kopf!«, sagte Hannah.

Emma tat wie befohlen – in der Annahme, sie würde jetzt nach etwaigen überlebenden Läusen abgesucht, so wie ihre Mutter die Kinder nach dem Baden immer untersucht hatte –, sie faltete die Hände über dem Kopf zusammen und hielt sie an großen Haarbüscheln fest. Sie machte auch die Augen zu.

»Was ist das?«, fragte sie.

»Sei nur still und beweg dich nicht!«, sagte Hannah, deren Stimme seltsam aufgeregt klang.

Mandelduft stieg in Emmas Nase und sie fühlte, wie Hannahs Finger ihre Brüste seitlich berührten.

»Oh«, sagte sie. »Oh...«

Hannahs Finger konnten viel zärtlicher sein, als Emma vermutet hätte. Sie waren überall – sie verteilten das Öl auf ihren Brüsten und dazwischen und darunter, liebkosten sie mit Öl und arbeiteten sich – ganz langsam – auf die Brustwarzen zu.

»Oh«, sagte sie. »Oh...«

Emma bewegte sich heftig.

Hannah hörte auf.

Emma machte die Augen auf – aber Hannah goss nur noch mehr Mandelöl in ihre Handflächen und rieb die Hände aneinander, bereitete sich auf eine weitere Attacke vor.

»Sei still!«

»Ich kann nicht still sein. Ich weiß nicht, was du tust...«

»Kümmere dich nicht um das, was ich mache! Sei einfach still!«

Emma hielt die Hände erneut über den Kopf und wartete. Wo würden die Finger sie als Nächstes berühren? Das war ganz anders als bei Japeth, dessen Hände nur aus Fingernägeln und Fäusten und Daumen bestanden.

Die Finger setzten auf – leicht wie Schmetterlinge – und fingen an über ihren Bauch hinunter und ihre Oberschenkel hinauf zu wandern.

»Sei nur still! Sei einfach still!...«, flüsterte Hannah. Aber das war unmöglich.

Als Emma zu Noah zurückgebracht wurde, trug sie eines von Hannahs Hemdkleidern und sie befand sich fast in Trance. Ihr Haar war getrocknet und gebürstet und locker und mit einem einzigen Band am Nacken zusammengebunden.

»Nanu«, sagte Noah. »Wen haben wir denn da?«

»Von vorn bis achtern sauber«, sagte Hannah.

»Alles?«

»Alles.«

Noah richtete sich im großen Sessel auf, beugte sich nach vorn, und seine Augen funkelten. Als er sprach, war seine Stimme – soweit Emma sich erinnern konnte – anders als jede, die er jemals gebraucht hatte: belegt, feucht und leicht bebend.

»Komm hierher, stell dich vor mich hin, Kind!«

(Er war wieder dazu übergegangen, sie *Kind* zu nennen. Warum nannte er sie immer anders? Einmal »*Du bist kein Kind mehr*«, und dann: »Komm hierher, Kind...«)

Als Emma zu ihm hinschlurfte und dabei Angst hatte, über das Hemdkleid zu stolpern, ging Hannah hinüber und setzte sich an die andere Seite des Tisches; ein Arm ruhte auf ihrem Bauch. Ihre Haare waren vom langen Aufenthalt im Bad feucht geworden und sie sah sehr schön aus, wie sie so im Licht der Lampe dasaß, nach außen hin ganz ruhig.

»Nun will ich«, sagte Noah – und er zupfte mit seinen Fingern an Emmas Hemd. »Ich will, dass du das über die Hüften ziehst.«

Emma starrte ihn nur an.

»Hoch, hoch damit«, sagte Noah – als verlange er von ihr nur, sie solle ein Fensterrollo hochziehen. »Na, mach schon!«

Emma warf Hannah einen flehenden Blick zu – aber Hannah schaute nicht einmal zu ihr hin; vielleicht hatte sie auch nicht zugehört. Sie saß einfach an der anderen Tischseite – und starrte ins Nichts.

Emma griff hinunter, nahm die Stofffalten in ihre Hände und zog sie bis zu den Oberschenkeln hoch – konnte aber nicht weiter.

»Hoch«, sagte Noah. »Ganz hinauf.«

Emma machte die Augen zu und hob das Hemd ganz bis zur Taille hinauf, wo sie es festzog, wie einen Gürtel.

Noah murmelte: »Ja, ja...«, und sie spürte seinen Atem an ihren Beinen.

Die Arche wogte auf und ab, und der Regen war auf dem Kastelldach zu hören – sonst nichts.

Noah streckte seine Finger aus.

Emma zitterte.

»Ist dir kalt, Mädchen?«

»Nein, Herr.«

Die Finger glitten an ihren Oberschenkeln hoch, bis sie ihre Mitte erreicht hatten, so weich wie Zungen in Öl. Emma wich zurück.

»Bleib ruhig!«

Die Finger der einen Hand erreichten ihr Ziel und die Finger der anderen – die Zugang suchten – zogen ihr Fleisch sanft zur Seite.

Emma weinte. »Das tut weh«, sagte sie. »Das tut weh.«

Aber einer von Noahs Fingern war schon in ihr – und erkundete sie.

»Das tut WEH!«, schrie Emma – und zog sich so heftig zurück, dass sie gegen die Wand dahinter fiel.

Aber weder Noah noch Hannah schienen sich für ihren Schmerz zu interessieren. Noah sagte nur: »Kein Wunder, dass

der arme Junge nicht hinein kann. Sie ist so eng und fest, dass eine Nadel kaum hindurch könnte.«

Hannah sagte nichts.

Emma ließ sich auf den Boden nieder und zog die Knie zum Kinn.

Und Noah redete einfach weiter – gerade so, als ob man ihr nicht wehtue, sondern ihr helfen würde. Als ob sie es gut mit ihr meinten.

»Ich will jetzt wieder zurück«, sagte sie. »Ich will zurück.«

Aber sie hätte ebenso gut schweigen können. Noah neigte sich mit dem Rücken zu ihr nach vorn, beugte sich zu Hannah hinüber.

Emma verstand nur: »... etwas, das fest genug ist... etwas Scharfes... würde ich sehr ungern benutzen...«

Sie stöhnte und presste die Hände gegen ihre Ohren.

Was sie holten (Hannah holte es) – war das Einhorn.

Emmas Geschrei hielt eine Stunde an.

Im Innern der Arche konnte Mrs Noyes es hören, doch sie ahnte nicht, was es bedeutete. Emmas ganzes Leben, so kam es ihr vor, bestand seit ihrer Heirat mit Japeth nur aus Heulen oder Schluchzen oder Schreien. Das Einzige, was Mrs Noyes durch den Kopf ging, war: »Prima! Sie wehrt sich gegen ihn, bis es nicht mehr geht!«

Andererseits...

Wenn es Japeth gelang...

Nein. Daran durfte sie nicht einmal denken.

Gerade als Noah das Horn des Einhorns herauszog, kam Japeth – der im fernen Arsenal das Geschrei ebenfalls gehört hatte – und stürzte durch die Tür in den Salon. Er war – buchstäblich –

bis an die Zähne bewaffnet, denn er trug ein Messer zwischen den Lippen und seine Lippen bluteten.

Die Szene, die er vorfand, machte für ihn zuerst keinen Sinn. Sein Vater hielt das Tier mit dem Horn – es war nicht größer als ein Hund –, Emma wurde in einer steifen Umarmung von seinem Bruder Sem festgehalten – während Schwester Hannah zu Emmas Füßen hockte und mit einem kleinen roten Handtuch an etwas tupfte, das wie eine Wunde aussah. Emma schrie noch immer und stampfte mit den Füßen auf den Boden wie jemand, der versucht, eine Schlange zu töten.

Er brauchte eine ganze Minute, um diese Bilder zusammenzusetzen, damit sie einen schlüssigen Sinn ergaben, den Japeth – trotz allem – nicht glauben konnte.

Aber das Horn des Einhorns war blutverschmiert und das sagte alles, was die sonstigen Dinge, die er sah, verschwiegen.

»Wir waren gerade...«, sagte Noah.

Japeth zog sein Schwert.

Noah wich nicht von der Stelle – eine Haltung, die, wie er aus langer Erfahrung wusste, seinen Sohn einschüchtern würde. Einen einzigen Schritt nach hinten – und alles könnte verloren sein. Aber Japeth konnte es nicht ertragen, wenn ein Mann sich nicht bewegte. Es verwirrte ihn. Besonders wenn dieser Mann keine Waffen trug.

Noahs Hand lag auf dem Rücken des Einhorns – und das Einhorn war auf den Knien zusammengebrochen, fast schon ohnmächtig. Das einzige bisschen Stimme, das es zustande brachte, war für menschliche Ohren nicht wahrnehmbar. Sowohl sein Gesicht als auch sein Horn waren blutverschmiert und sein Horn war ihm fast von der Stirn gerissen worden. Zum Teil war es sein eigenes Blut – und nicht mehr lange und es würde auf dem Tisch verbluten. Aber niemand schenkte ihm die geringste Beachtung – und Noahs Hand wog so schwer, dass dem Einhorn die Luft wegblieb.

Hannah stand auf und ging mit dem dunkelroten Handtuch hinaus.

Sem ließ Emmas Arme los, worauf sie sofort in die dunkelste Ecke des Zimmers rannte, das Gesicht zur Wand drehte und ganz schweigsam und still stehen blieb.

Noah sprach monoton auf Japeth ein – seine Stimme war der reine Klang der Vernunft – und er versuchte seinen Sohn zu beschwichtigen: »Wir haben all deine Probleme gelöst: die Probleme, die du nicht lösen konntest. Sie kann dich jetzt empfangen. Es lag nicht an dir – sondern an ihr. Dies da war notwendig...« Er zeigte auf das Einhorn. »Es war nichts anderes als das, was eine Hebamme gemacht hätte: nichts anderes als das, was der Apotheker ihrer Mutter geraten hätte, wenn diese nur halb so verantwortungsbewusst gewesen wäre wie andere Mütter, die so anständig sind, vorher den Rat eines Apothekers zu suchen. Deine *eigene* Mutter hätte sich darum kümmern müssen...« Jetzt vollzog Noah die wie stets abenteuerliche und unvorhersehbare Wendung, die ihn von jeglicher Schuldzuweisung befreien sollte; die Wendung, die sogar ihn selbst davon überzeugte, dass er schuldlos sei und – mehr als schuldlos – dass er, nur er, die ganze Situation dadurch rette, indem er alle und jeden vor dem sicheren Ruin bewahre: dieses Rucken, das damit begann, dass sein Arm nach vorne schnellte und sein Finger durch die Luft fuhr, um den wahren, den absoluten Übeltäter ausfindig zu machen: die unvermeidliche Ursache alles Bedrohlichen, alles Gefährlichen; alles Törichten; alles Wahnsinnigen. Dieser Finger der Vernunft, der immer *sonst jemanden* fand – und zwar meistens seine Frau.

»Gib deiner Mutter die Schuld – aber komm nicht mit gezogenem Schwert auf mich zu! Ich habe nur meine väterliche Pflicht getan. Sonst nichts.«

Langsam ließ Japeth das Schwert sinken und nahm das Messer aus dem Mund und einen Augenblick lang kam es Noah und Sem vor, als würde er sie ohne ein Wort verlassen, denn er drehte sich halb um und machte einen Schritt scheinbar hin zur Tür. Doch plötzlich wandte er sich so schnell wieder um, dass weder Sem noch Noah wirklich sehen konnten, was er tat.

Das Schwert erhob sich im Laternenlicht – und sauste fest, von zwei Händen geführt, auf den Tisch herunter, wo es das Horn des Einhorns vom Kopf trennte.

Für Noah war das eine nur allzu verständliche Reaktion.

Jeder Mann muss Rache nehmen, wie und wann er es für richtig hält. Das Objekt der Rache ist dabei unwichtig. Wichtig ist nur der Racheakt selbst, da er den Mann charakterisiert. Später sollte Japeth zur Überzeugung kommen, dass er als der Arm Gottes gehandelt hatte. Noah würde es ihm so erklären.

Es kam ihnen vor, als hätten sie eine Ewigkeit gewartet – und je länger sie warteten, desto näher rückten sie zusammen.

Mrs Noyes war zu Mottyl gegangen und bei ihr sitzen geblieben – zum Teil, weil sie Angst um sie hatte –, nachdem Hannah mit dem Einhorn verschwunden war.

»Was hast du mit ihm vor?«, fragte Mrs Noyes, als Hannah das Einhorn aus seinem Nest hob. »Es ist sehr empfindlich, weißt du. Es ist krank gewesen.«

»Ich habe nichts mit ihm vor.« (Hannah legte das Einhorn in ihre Armbeuge und zog den Zipfel ihres hellblauen Regentuchs

über die Schulter, um das Tier vor dem Sturm zu schützen.)
»Doktor Noyes hat nach ihm verlangt.«

»Ach so – jetzt heißt es also wieder ›Doktor Noyes‹? Und was bedeutet *dies* jetzt – geht es um ein Experiment oder um Ehrerbietung gegenüber Gott? Ist es der Hochwürdige Doktor Noyes, der es will, oder nur einfach der Doktor Noyes?«

Hannah zog die Spitze ihres Tuchs über ihren Kopf und war schon dabei, die Treppe hinaufzugehen.

»Diese Frage kann ich nicht beantworten, Mutter Noyes. Ich weiß nur, dass er das Einhorn will.«

»Und wo ist Emma? Was ist mit Emma geschehen?«

»Emma geht es gut, Mutter Noyes.«

Hannah ging die Treppe hinauf, nahm jede Stufe ganz langsam, und bevor sie das nächste Deck erreichte, war sie schon ganz außer Atem.

Mrs Noyes lief dicht hinter ihr her und sah, wie ihre Schwiegertochter stehen bleiben musste, die Hand am Geländer und die Schultern nach vorn gebeugt. Schnell war Mrs Noyes neben ihr.

»Was fehlt dir?«

»Nichts. Ich bin nur müde.«

Mrs Noyes ging um sie herum und sah in Hannahs Gesicht, aus dem die Farbe verschwunden und in dem der Mund fest gespannt war.

»Erzähl keine Märchen!«, sagte sie. »Irgendetwas stimmt nicht.«

Hannah befand sich offensichtlich in einem Dilemma. Abgesehen von Emma – mit der man einfach kein ernsthaftes Gespräch führen und keine ernsthafte Angelegenheit diskutieren konnte – hatte sie seit Wochen keine andere Frau gesehen – außer mitten in einer Krise. Sie brauchte – und wollte – dringend jemanden, mit dem sie reden konnte, und vor allem eine Frau; aber sie konnte sich nicht dazu entschließen,

sich an eine der Frauen zu wenden. Ihr ganzer Stolz war in ihr Schweigen eingeschlossen: Ihr ganzer Ehrgeiz war in die Entscheidung mit eingebunden, die sie getroffen hatte, nämlich zur rechten Seite der Macht zu sitzen. Von allen Menschen an Bord der Arche – außer vielleicht Doktor Noyes selbst – war Hannah die einzige Mitreisende, die ganz nüchtern über das Überleben nachgedacht hatte; die den ganzen langen Prozess des Am-Leben-Bleiben-Wollens – um welchen Preis auch immer – rationell durchdacht hatte; deren Durchhaltevermögen von einem Augenblick zum nächsten berechnet war. Jetzt war so ein Augenblick.

Als sie Mrs Noyes ins Gesicht schaute – und darin die fast peinlich unverhohlene Besorgnis ihrer Schwiegermutter sah –, hätte Hannah alle Kontrollen und Hemmnisse, die sie so lange und so sorgfältig aufrechterhalten hatte, am liebsten fallen lassen. Sie hätte gerne zugegeben, dass sie Angst hatte; gern von ihrer Einsamkeit erzählt; gern laut gesagt: *Ich habe Schmerzen*. Sie hätte gern von dem Kind erzählt, von dem sie fürchtete, es sei in ihrem Leib gestorben. Und vom Blut, das sie verlor.

Ein Teil dessen, was Hannah gerne gesagt hätte – gegen ihren Willen und sogar ohne dass sie sich dessen bewusst war –, war in ihrem Gesichtsausdruck zu lesen, den Mrs Noyes entziffern konnte, wenn auch nur unvollständig. Sechshundert Jahre Erfahrung im Kindergebären, in Einsamkeit und in Angsthaben waren eine gute Voraussetzung, um die Türen im Gesicht einer anderen Frau zu öffnen. Aber Mrs Noyes konnte nicht mehr als das Ausmaß des Problems erkennen und die Tatsache, dass Hannah nahe daran war, von ihm – was auch immer es war – überwältigt zu werden. Sie konnte den Schmerz ahnen, aber nicht das Blut. Sie konnte die Angst ahnen, aber nicht die Sorge, dass das Kind vielleicht tot war. Sie konnte die Falle ahnen, die Hannah sich selber gestellt hatte – aber sie wusste

nicht, wo die Tür war, durch die sie wieder hinauskonnte. All das musste ausgesprochen werden. Und Hannah wollte nicht sprechen.

»Willst du dich nicht wenigstens einen Augenblick setzen und dir eine Tasse Brühe oder einen Zuckerwürfel bringen lassen?«

»Nein«, sagte Hannah. »Nein.«

»Sag mir, was los ist!«, sagte Mrs Noyes. »Um Himmels willen...«

»Nein«, sagte Hannah. »Nein. Es gibt nichts zu sagen. Ich muss zurück.«

Und sie kehrte zurück. Und mit ihr das Einhorn.

Jetzt saß Mrs Noyes auf dem geheimen Treppchen; das Stroh war beiseite geschoben und Mottyl lag blind im Licht der Lampe und schnurrte.

Der Käfig des Einhorns darunter war leer und ohne seine Gegenwart wirkte sein Nest erschreckend klein. Das Weibchen war wie immer so weit hinten im Schatten versteckt, dass nur das Horn sichtbar war, und Mrs Noyes konnte nicht umhin, erneut die Frage zu stellen – vielleicht zum hundertneunzigsten Mal: »Warum sprichst du nicht?«

Und die hundertneunzigste Antwort fiel genauso aus wie die Hannahs. Sie war Schweigen.

Ham kam und lehnte sich ans Geländer, starrte in den Schacht. Luci lief mit ihrer Laterne umher, auf der anderen Seite durch den schmalen Gang, blieb bei jedem Käfig stehen und steckte ihre behandschuhten Finger durch das Gitter oder den Draht. Niemand sprach. Wenn eine Uhr dort gewesen wäre, dann wäre ihr lautes Ticken vielleicht auf allen Decks zu hören

gewesen – auch bei den weit entfernten Bären und den Elefanten und Nashörnern auf der alleruntersten Ebene. Die unausgesprochene Frage war jedoch allgegenwärtig: *Wann wird Emma uns zurückgegeben – und das Einhorn?*

Ganz weit weg, jenseits der Außenseiten der Arche und tief im Stampfen und Rollen des Meeres verborgen, das jetzt zum Ozean anschwell, sangen die Wale, sammelten sich die Piraten zum nächsten Angriff. Auch Ham musste an die Wale denken – und Mrs Noyes an die Piraten. Ham dachte: Eines Tages werde ich verstehen, was sie singen. Und Mrs Noyes dachte: Wenn die Piraten nur verstehen würden, dass wir kein Spiel für sie sind...

Solange dieses Blut noch vorhanden und bevor Absolution erteilt werden konnte, musste gebetet werden.

Von sich und von Sem und von Schwester Hannah sagte Noah: »Wir drei dürfen so beten, wie wir sind. Doch Japeth und seine Braut müssen das Blut dieses Tieres teilen, da dieses Tier jetzt das eigentliche Symbol ihrer Weihe vor Jahwe darstellt.«

Während Noah und Sem hinausgingen, um in der Kapelle alles zu richten, stellte Hannah Emma auf die Füße. Das übergroße Hemd war noch immer über ihre Hüften hochgeschoben und ihre Oberschenkel waren mit Streifen getrockneten Blutes verschmiert. Emma, die ganz unter Schock stand, schaute auf ihr verschandeltes Geschlechtsteil herab und sagte zu Hannah: »Ich will nicht leben.«

Hannah sagte: »Das ist jetzt vorbei. Es wird bald vergessen sein – und es *muss* vergessen werden. Das, wovor du Angst hattest, gehört der Vergangenheit an.«

Emmas Blick richtete sich über Hannahs Schulter.

»Japeth ist immer noch da«, sagte sie. Er wandte ihr den Rücken zu und putzte sein Schwert.

»Ja. Aber vergiss nicht – Japeth hat sich ebenso sehr wie du durch das verändert, was hier passiert ist.«

»Wieso?«, fragte Emma und schaute ihre Schenkel und die blutigen Falten des Hemdes an. »*Ihn* hat doch niemand aufgeschlitzt...«

»Du hast anscheinend nicht begriffen, dass das, was dir angetan wurde, mit Japeth zu tun hat. Du warst nicht wie andere Mädchen und Frauen. Du warst schwierig. Japeth konnte nicht eindringen. Und...«

»Er konnte nicht eindringen, weil ich es nicht zuließ!«

»Nein.« Hannahs Stimme war ruhig und besonnen. »Er konnte nicht eindringen, weil du so geschaffen warst. Jetzt kann er es, weil es bei dir in Ordnung gebracht wurde.«

Emma sagte: »Ich will mich waschen. Ich will, dass du mich wäschst. Ich will, dass du es tust, nicht er.«

»Nein«, sagte Hannah. »Das darf ich nie wieder tun. Das darf man bei einem Kind. Jetzt bist du eine Frau.«

»Aber ich will Japeth nicht!«

Hannah sah, dass Emma gleich in Tränen ausbrechen würde, und sie legte ihre Hand – ganz sanft – auf Emmas Lippen. Die Falten des blutigen Hemds fielen zwischen beiden herab, und Emmas Hände bewegten sich auf Hannahs Handgelenke zu. Doch Hannahs Handgelenke waren stärker als Emmas Finger.

»Warte!«, sagte Hannah. »Warte und hör mir zu!«

Emma hätte am liebsten in Hannahs Hand gebissen – widerstand aber dem Wunsch, weil sie fürchtete, dann würde noch mehr Blut fließen.

Hannah sagte: »Von jetzt an zählt nicht mehr, was du willst...« (Hatte es jemals gezählt?, wollte Emma schreien. Wollte ich eine Noyes werden? Wollte ich all die Töpfe? Habe ich um einen blauen Ehemann gebeten?) »Das Einzige, was

zählt, ist, dass Japeth auf dich Anspruch erhoben hat und dass du seine Frau bist. Wir unterstehen alle einem Edikt. Wir sind die letzten Menschen. Wir hier *alle* sind dieser Tatsache unterworfen. Und du bist ganz direkt Japeth Noyes unterworfen. So sind die Dinge nun einmal, Emma – so werden sie immer sein. Finde dich damit ab! *Jetzt*.«

Das Wort »jetzt« war ein Befehl – und Emma wusste das. Es war ausgesprochen worden, wie Mrs Noyes es getan hätte – ja sogar, wie ihre eigene dunkelhaarige, liebende Mutter es ausgesprochen hätte. Sie konnte sich nicht weigern, denn es war ein Sakrileg, einem Elternteil den Gehorsam zu verweigern. Unheilig. *Heilig* bedeutete: *keinen Ausweg*.

»*Jetzt*«, sagte Hannah. »*Jetzt*, Emma.«

Emma gab nach.

Hannah nahm die Hand von Emmas Mund – und legte ihre beiden Hände auf die Schultern des Mädchens. »Gut«, sagte sie. »Du hast den ersten Schritt hin zur Weisheit gewagt.«

Emma fragte: »Hat man dir angetan, was man mir angetan hat?«

Hannah zögerte nur den Bruchteil einer Sekunde, bevor sie antwortete. »Nein«, sagte sie. »Nein. Mir hat man es nicht angetan.«

Emmas Augen füllten sich mit Zorn – aber ihre Stimme klang ruhig, und zum allerersten Mal dachte Hannah: Innerlich wird dieses Mädchen also auch ein Eisblock sein.

»Warum hat man es dir nicht angetan?«, fragte Emma. »Du warst auch nur eine Braut, so wie ich.«

Hannah schüttelte den Kopf. Ihre Hände ruhten auf ihrem Kind – dem Kind, das Emma nicht berühren durfte.

»Der Unterschied hat nichts mit mir und dir zu tun«, sagte sie, »sondern mit den Männern, die auf uns Anspruch erheben.«

»Aber du hast gesagt, der Unterschied liege an *mir*.«

»Nein«, sagte Hannah. »Ich sagte, die *Schwierigkeit* liege an dir.«

Dann wandte sie sich ab und setzte sich hin. Die Schmerzen kamen wieder und es war, als würden kleine Hände gegen ihr Herz schlagen.

Emma konnte sehen, dass Hannah plötzlich ganz bleich wurde. »Was fehlt dir?«, fragte sie.

»Alles«, sagte Hannah. »Alles. Frag nicht!«

Die Kapelle war klein, denn man hatte sie eher im Hinblick auf die Bedürfnisse Noahs als auf die der ganzen Familie gebaut. Ihr angeblicher Zweck bestand darin, als Ort zu dienen, wo der Hochwürdige Doktor die Verbindung zu seinem Gott suchen konnte. Aber sie war zu einem Ort geworden (obwohl nur der Hochwürdige Doktor sich dessen bewusst war), wo Noah Verbindung mit seinem Freund nur gesucht, aber nicht gefunden hatte. Inmitten ihrer mit Ikonen übersäten Wände hatte Jahwe sich kein einziges Mal eingefunden; und seine Stimme hatte auch nicht aus den Tiefen des mit einem Vorhang verhüllten Sanktuariums gesprochen. Noch nie.

Der Opferaltar, der unter der Pagode stand, aus welcher der Rauch des Feuers entweichen sollte, war noch nie benutzt worden, denn es war ursprünglich Noahs Absicht gewesen, erst dann ein Opfer darzubringen, wenn der Regen aufgehört und die großen Stürme nachgelassen hätten. Die Tötung des Einhorns jedoch bot eine Gelegenheit zum Opfern, die man nicht ignorieren konnte. Sie zu ignorieren hätte bedeutet, dass man die Katastrophe herausfordert. Das Einhorn war eines von Jahwes Lieblingstieren gewesen. Daher hatte Noah – etwas voreilig – die Tötung dieses Tieres in das verkehrt, was er hartnäckig einen *rituellen Tod* nannte. Jahwe musste beschwichtigt werden, wo immer er auch sein mochte.

Außerdem musste das *Ritualopfer* dazu dienen, Noahs entschieden schlechtes Gewissen, was das Einhorn betraf, zu

beruhigen. Vielleicht auch noch hinsichtlich eines oder zweier anderer Dinge, die man jetzt besser nicht erwähnen sollte... (Sei still!) Hätte er das Einhorn nicht holen lassen, damit es Emmas Verstümmelung bewerkstelligte, könnte das Tier noch am Leben sein. Daher musste für seinen Tod ein heiliger Zweck erfunden werden.

Die Leiche des Einhorns war jedoch unrein: Seine gespaltenen Hufe ließen es nicht zu, dass man es auf den Altar legte. Sein Horn – der heilige Phallus – war natürlich etwas anderes und gerade war Sem dabei, mit einem Hammer seinen Bernstein in Staub zu verwandeln.

Noah lenkte seine ganze Aufmerksamkeit auf dieses Ritual.

Dieser heilige Staub... (Sehr gut! *Heiliger Staub* war gut)...

Dieser heilige Staub wird dann mit Met (*heiligem* Met) und mit dem Blut von Emmas Wunde (heiliger Wunde?) vermischt und anschließend von den beiden jungen Menschen zur Erinnerung an das Heilige Tier getrunken, dessen Horn den Vollzug ihrer Ehe ermöglicht hat. Und dessen Heiliges Leben geopfert wurde, damit... damit...

Noah stockte.

Damit... Affen...

Noah blickte sich um. Beobachtete ihn jemand? War da jemand?

Nein.

Dessen Leben... dessen *Heiliges* Leben geopfert wurde... zum größeren Verständnis von... Affen...

HÖR AUF DAMIT!

All die Ikonen – viele mit Jahwes Angesicht – beobachteten ihn.

Damit...

Schweigen. All die vergoldeten Augen und all die Rubinaugen Jahwes waren auf ihn gerichtet: unerbittlich.

Noah stand haargenau in der Mitte der Kapelle, vor Panik gelähmt.

Wie sollte er beten?

Die Ikonen funkelten.

Sollte er die achtzehn Segen intonieren – vom Lobpreis des Glaubens der Urväter angefangen bis zur Bitte um Frieden auf der Welt?

Aber es gab keine Urväter.

Es gab keine Welt.

Und allem, was vom Glauben übrig blieb, würde es bald so ergehen wie dem Frieden.

Endlich wagte Noah, den Ikonen ins Gesicht zu sehen.

»Sagt mir!«, sprach er laut. »Wie soll ich beten?«

Die Rubinaugen – die vergoldeten Augen – antworteten nicht, wollten nicht antworten. Alle Mänder Jahwes – jeder einzelne – versagten sich den Worten.

Noah drehte sich zum Altar um, wo er drei Würfel Weihrauch hinlegte. Er würde das feierliche Trauergebet für das Einhorn sprechen – für dieses spezielle Einhorn und für das Einhorn als das Letzte seiner Art – seinen unwiderruflichen Tod aus den Händen der ungezähmten Bestie beklagen...

Den es aus den Händen Japeths, des Affen, empfangen hatte.

Und aus denen Emmas.

Noah stand mucksmäuschenstill vor dem Altar, an seinen Fingern haftete der Geruch von Weihrauch.

Wenn ich überhaupt ein Gebet finde; was ich auch sonst bete – ich muss um noch einen Tod beten.

Er legte die Hände zusammen – schloss die Augen und fiel auf die Knie, und in dieser Haltung fanden ihn Sem und Hannah, Japeth und Emma, als sie hereinkamen, um am

feierlichen Ritus des Heiligen Phallus zur Erinnerung an das Heilige Tier Jahwes, das Heilige Einhorn, teilzunehmen.

Sogar Emma – die ihren Schwiegervater ewig hassten würde – fand es bewundernswert, dass er so inbrünstig betete.

Krähe saß wie betäubt auf ihrem Kaminaufsatz im Inneren der Pagode. Ihre Ausflüge in den Regen hinaus waren immer weniger abenteuerlich. Sie war müde; sie hatte das Sitzen satt (wenn ich doch nur ein Ei zum Draufsitzen hätte; dann hätte es zumindest einen Sinn) – sie hatte den Regen satt – sie hatte die Kälte satt. Und die großen, breiten Wasserflächen, über denen sie wagemutig herumflog, hatten in letzter Zeit so viele Bilder des Gemetzels und Grauens geboten, dass ihre Flüge sich jetzt nur noch auf Umkreisungen der Arche beschränkten.

Einen Feind im Kampf zu verlieren, ist *eine* Sache: ihn fallen zu sehen und dann in seinen Eingeweiden zu schwelgen. Doch wenn alle Feinde dem Meer anheim fallen, ist es nur traurig. Mit wem sollte man – so wie früher – den freudigen Kampf um Nahrung bestreiten? Nicht einmal mit dem eigenen Partner war es möglich – zumal sie keinen Partner hatte und die einzigen anderen Krähen sich tief unten in der Arche befanden. Und im Finstern hinunterzufliegen, um sich allein nur von toten Fischen zu ernähren, war langweilig. Worin lag der Kampf, der das Leben lebenswert machte?

Und obwohl sie wusste, dass Mrs Noyes und Mottyl in der Nähe waren – und obwohl sie sogar Mrs Noyes ab und zu sah –, wäre etwas Gesellschaft zur Aufmunterung nicht schlecht. Die Witze, das Geschäftemachen, das Feilschen: das alles fehlte ihr ganz schrecklich. Es stumpfte den Geist ab, wenn man die Freunde nicht um ihre geschätzten Leberund Hirnbrocken prellen konnte.

Und die Piraten, die machten keinen Spaß. Mit Vögeln wollten sie nicht spielen. Sie wollten sich nur den Menschen anschließen. Diese Narren. Nicht einmal all die Todesfälle, die Japeth bei ihnen verursacht hatte, konnten sie davon überzeugen, dass sie dem Schiff fern bleiben sollten. Sie konnte hören, wie sie davon sprachen – und dass sie der festen Überzeugung waren, »wenn wir nur Geduld haben, werden wir ihnen zu verstehen geben, dass wir ihre Freunde sind«. So stand es also um die angeborene Intelligenz der Piraten. Die Wale waren wenigstens vernünftig genug, um auf Distanz zu bleiben.

»Nanu, was ist das?«, fragte sie sich. »Es ist ganz plötzlich so warm geworden.«

Und es roch auch anders.

Angesengte Federn?

Nein. Keine angesengten Federn. Kirchengерuch, der ihr von einer sehr kurzen Woche bekannt vorkam, die sie in einem Glockenturm verbracht hatte, bevor sie durch den plötzlichen, unerwarteten Sabbat vertrieben worden war.

Doktor Noyes hatte unter ihr das Feuer angezündet, und er brachte jetzt Opfer dar.

Krähe hob von ihrem Nest ab, flog hin und setzte sich auf die Reling, von wo aus sie sehen konnte, wie Rauch und Weihrauch aus ihrem Kamin stiegen. Sie fragte sich, wie lange das dauern würde.

Mein Hinterteil riecht nach Sandelholz, dachte sie.

Na – das würde zumindest die Läuse ausräuchern.

Mrs Noyes saß auf ihrem geheimen Treppchen; ihren Arm hielt sie in Mottyls Nest und Mottyl kuschelte sich schlafend an ihn. Die Kätzchen, die in einer Ecke zusammengedrängt lagen, zappelten im Traum. Das silberfarbene Männchen träumte offensichtlich von Gewalt: Es lag auf dem Rücken und wehrte mit allen vier Pfoten Feinde ab. Mrs Noyes streckte

ihm ihren Finger hin und versuchte, es zu beruhigen. Es lutschte an ihren Fingernägeln und seine Anspannung ließ allmählich nach. Es war ein süßes, liebes Kätzchen – sehr vertrauensvoll und viel zu abenteuerlustig. Vielleicht ergaben seine Träume ja einen Sinn. Es lebte in dieser schrecklichen Gefangenschaft, umgeben von Stürmen und brüllenden Tieren.

Gerade jetzt allerdings lagen mehrere dieser sonst brüllenden Tiere da und schnarchten, andere dagegen befanden sich in ihrer mitternächtlichen Trance – die Augen offen – den Blick auf Geister und Ahnen, nicht aber auf Träume oder Mrs Noyes gerichtet.

Ham lehnte noch immer am Geländer und starrte auf die riesigen Tiere da unten. Er entwarf die Welt neu gemäß ihren verschiedenen Gestalten und Größen. Die Elefanten zum Beispiel würden einen Ort mit Suhlen und Wasser und Bäumen brauchen, Bäumen, die in ihrer verschwenderischen Fülle nicht zu dicht wuchsen: einen Wald oder einen Forst, wo man zwischen den Eukalyptusbäumen und Buchen noch Platz zum Durchgehen fand: Grasland, wo sie weiden konnten... Und was dorthin passen würde: das Zebra, denn das graste, und Langhals, der bräuchte das Flachland zum Laufen und die Bäume der Ebene zum Äsen...

Luci war neben dem Käfig des Greifs stehen geblieben und hatte sogar ihre Finger durch das Gitter gesteckt! Ham fragte sich, ob es überhaupt etwas Gefährliches gab, das sie aus der Fassung bringen konnte. Luci schien immer gerade von den Außenseitern und Geächteten, den seltsam Gestalteten und den extrem Zarten fasziniert zu sein: von Greifen und Glasmäusen, Dämonen und Einhörnern; von Kobras und Schnabeltieren. Ihre Lieblingsvögel waren die ungemein hässlichen Dodos und die ungemein unbeliebten Kuckucke, deren Eier überall zu finden waren, auch in Lucis Perücken und in Emmas Bett.

»Hast du gewusst«, sagte Luci – sie rief über den offenen Schacht hinweg, der sich zwischen ihnen befand –, »dass der Greif ein Sprachgenie ist? Er kann alle Sprachen, die es gibt, sogar meine.«

»Wie meinst du, »sogar deine?«, fragte Ham.

»Nichts«, sagte Lud. »Nur so eine Redensart. Hast du keine eigene Sprache?«

In diesem Augenblick öffnete sich – noch bevor Ham antworten konnte – ein Stockwerk höher die große Tür zum Deck.

Mrs Noyes war plötzlich hellwach und stieg hinunter, zog ihren Arm von Mottyl und ihre Finger vom silbernen Männchen weg.

»Entschuldigung«, sagte sie. »Das könnte Emma sein, die zurückkommt.«

Schnell schob sie das Treppchen in sein Versteck und ließ den Strohvorhang herunter.

In der Zwischenzeit war Ham schon den Gang entlang zur Treppe unterwegs, und Lucis Laterne hatte sich vom Greifenkäfig abgewandt und wippte auf der anderen Seite des Schachts.

»Schnell, schnell!«, trieb Mrs Noyes sich selbst an. »Schnell, schnell...«, denn zu ihrem Leidwesen hatte sie entdeckt, dass ihr die Beine eingeschlafen waren.

Zuerst zeigte nur der geräuschvolle Luftzug, dass jemand da war. Mrs Noyes, Ham und Luci machten sich auf den Weg zum oberen Stockwerk – in der Annahme, dass sie jeden Augenblick Emmas Stimme hören würden. Auch wenn sie heulen sollte. Hauptsache es wäre ihre Stimme. Aber nur der Wind und das Quietschen der Tür waren zu hören.

Als sie die zweite Treppe erreichten, erkannten sie, nur allzu deutlich, dass Japeth dort stand, obwohl er keine Laterne trug und nur vom Licht von Lucis Lampe beschienen war. Japeth hielt in einer Hand sein Schwert und in der anderen etwas anderes, etwas Unidentifizierbares.

Schließlich räusperte sich Mrs Noyes und fragte: »Wo ist Emma?«

Japeth sagte: »Emma ist hier oben, endgültig. Sie gehört jetzt zu uns.«

Ham sagte: »Das ist unmöglich.« Fast hätte er laut gelacht.

Japeth sagte: »Nein. Es ist nicht unmöglich. Vater hat einen Ritus durchgeführt und Emma ist jetzt endlich und wahrhaftig meine Frau.« Wie zum Beweis dafür wurde seine Haltung noch gerader.

Ham hegte noch Zweifel. »Emma ist schon immer deine Frau gewesen, Jap. Du hast nur Schwierigkeiten gehabt beim Versuch...«

»Fang nicht damit an!«, sagte Japeth. »Fang nicht wieder damit an!«

Also, dachte Mrs Noyes, ist es endlich geschehen. Nun – verflucht soll er werden!

Japeth kam weiter aus der Dunkelheit hervor und streckte ihnen das Ding in seiner Hand hin. Sein Schwert war es nicht. Aber die Form sagte ihnen nichts. Nur der Zustand des Gegenstandes ließ sie auf eine Geschichte schließen – es war tot und blutüberströmt. Und auch Japeths Arm war voller Blut. »Hier«, sagte er. »Hier habt ihr euren anderen Freund.« Und er warf den Körper eines kleinen verstümmelten Tieres nach unten, dessen Wunden so blutig waren, dass niemand erkennen oder erraten konnte, wer es war.

Als Japeth ging, machte er ein großes Spektakel daraus, die Tür zu verschließen und zu verriegeln, dabei kam ein heftiger Windstoß herein, so laut, als würden schwere Nägel in etwas hineingehämmert. Der Lärm ließ alle starr im Lichtkreis von Lucis flackernder Lampe verharren; regungslos blickten sie das an, was ihnen zu Füßen lag. Das Einhorn. Tot.

Mrs Noyes fiel nicht hin, auch wenn sie es sich jetzt gewünscht hätte. Ihre Knie wollten nicht nachgeben.

Luci – schweigend – reichte Ham ihre Lampe und kniete sich hin, ohne den Rücken zu krümmen. Sie hob das Einhorn an ihre Brust und hielt es mit einer behandschuhten Hand fest; mit der anderen Hand bedeckte sie seine Augen.

»Nehmt es euch nicht zu Herzen!«, sagte sie. »Nehmt es euch nicht zu Herzen!« Dann stand sie auf.

Mrs Noyes streckte ihre Finger aus, um den Körper ihres Freundes zu berühren, brachte es aber nicht fertig. Ihre Hand zog sich zurück, bevor sie ihr Ziel erreichte. Wie klein es war! Das Einhorn. Wie klein in ihrer Hand.

Luci begann zu laufen – fast ziellos – folgte sie dem Gang – ließ die Vogelgalerie hinter sich – schlängelte sich durch das Labyrinth der Insektenkäfige und Reptilientanks, bis sie das erreichte, was man den Stall nannte. Dort waren die Rinder, Schafe und Ziegen untergebracht, die Tiere, die laut Edikt nicht in Gruppen zu »zwei und zwei«, sondern zu »sieben und sieben« an Bord der Arche gebracht werden sollten – die entbehrlichen Tiere, deren Junge vor dem Auftauchen der Piraten so viel Futter für die Fleischfresser geliefert hatten. Eines Tages würden auch sie – sobald Land in Sicht war – geopfert werden.

Der Geruch von Stroh, Heu, Hafer und Gerste erfüllte den Stall mit unauslöschlichen Erinnerungen an die Erde und an die Stallungen dort, und an all die anderen, die diese Stallungen einst bewohnt hatten und jetzt für immer verloren

waren: an Lili und Hannibal, die Pferde; an die Katze Panik; an den Chor der Schafe; an die Hennen; an die Eulen und an alle Rinder, Ziegen und Schweine, deren Leben den Händen der Familie anvertraut waren: beim Melken, Füttern und Schmusen, damit sie die geheimen Stellen preisgaben, wo Minze und Trüffeln wuchsen. Im Stall musste Mrs Noyes unweigerlich an alle Tage und Nächte, an alle Krankheiten denken, die sie jemals dort erlebt hatte, an alle Geburten und an alle Todesfälle, die sich in jenen Stallungen in ihrem Beisein ereignet hatten: Hebamme für die Welt – und sie liebte diese Aufgabe. Aus all diesen Gründen erinnerte sie der Stall, mehr als jeder andere Ort auf der Arche, am ehesten an zu Hause.

Luci setzte sich neben den Rindern auf einen Haufen Heu und legte das Einhorn, zusammengerollt, auf ihren Schoß.

Mrs Noyes war verschwunden, aber Luci sagte: »Sie ist nur weggegangen, um Mottyl zu holen.«

Sie hatte Recht. Drei Minuten später erschien auch Mrs Noyes im Stall; sie hielt Mottyl an ihre Schulter gedrückt und wurde überraschend von einem weiteren Gast begleitet.

»Ich bin über Japeths Kopf hereingeflogen, als er versucht hat, die Tür zu schließen«, erklärte Krähe. »Er wurde vom Regen geblendet und hat mich nicht gesehen.«

Obwohl der Tod des Einhorns auch sie traurig machte, fing Mottyl an zu schnurren, als sie die Stimme ihrer alten Freundin hörte. Mrs Noyes setzte sie auf dem Stroh am Boden ab und Krähe ließ sich neben ihr nieder.

»Du riechst nach etwas«, flüsterte Mottyl.

»Nach Kirche«, flüsterte Krähe.

»Es tut gut, dich zu hören.«

»Es tut gut, dich zu sehen.«

Alle schwiegen.

Die Laterne baumelte dort beim Schafverschlag, wo Ham sie hingehängt hatte, und der ferne Lärm des Regens klang wie Kinderfinger, die aufs Dach trommelten, und das einzige andere Geräusch war das der Arche selbst, die sich auf dem immer tiefer werdenden Wasser hob, senkte und wieder hob.

Langsam – und so leise, dass der Klang ihrer Stimme zunächst kaum hörbar war – begann Luci zu sprechen.

Ihre Worte schienen für das Einhorn bestimmt, denn ihr Kopf beugte sich beim Sprechen weiter über das Geschöpf auf ihrem Schoß. Der Rücken des Einhorns war den anderen zugewandt, sein blutiger Kopf war nach innen gebogen wie der Kopf eines schlafenden Kindes. Lucis eine behandschuhte Hand ruhte auf seiner Seite, die Finger griffen in das ziegenartige Fell.

»Glaub mir«, sagte sie, »du brauchst keine Angst zu haben. Du wirst gerächt werden. Sein Schwert kommt meinem Feuer nicht gleich.«

Mrs Noyes schaute ratlos zu Ham hinüber, der mit den Lippen das Wort: »*Japeth*« formte.

Mrs Noyes nickte.

»Wenn ich dich nur mit nach Hause nehmen könnte«, sagte Luci, »dann würdest du leben. Dort wäre es so leicht – dich nur auf den Boden zu setzen und dir zu sagen: ›*Stehe auf und geh!*‹ Und ich würde deine Stirn mit meinen Fingern berühren (das tat sie auch)... und dir sagen: ›*Sei unversehrt.*‹ Zu Hause. Aber hier kann ich nicht zu dir sagen: Stehe auf und geh – denn der Boden hier ist nicht heilig. Und ich kann auch nicht sagen: Sei unversehrt – denn meine Finger haben ihre Macht verloren.«

Mrs Noyes und Ham lehnten sich nach vorne.

Was meinte Luci mit »*zu Hause*«?

Nur Mottyl lehnte sich nicht nach vorne. Nicht dass Lucis Worte ihr gleichgültig waren – nur: sie wusste schon, hatte von

Anfang an gewusst, woher Luci gekommen war – auch wenn sie nicht unbedingt wusste, wer genau sie war. Bip hatte wissen wollen, ob Mottyl je einen bösen Engel gekannt hatte, und Mottyl hatte »nein« gesagt. Sie hätte auch jetzt wieder nein sagen können. Nichts, was sie über Luci wusste, hatte mit Gewalt oder Streitsucht zu tun. Und Luci hatte allein nur Angst vor Wölfen und Hunden und Füchsen – und die hatten ebenso viel Angst vor ihr – ein Unentschieden also. Gewiss war es vor allem wunderbar, dass Luci eine von ihnen war, bei ihnen war im Innern der Arche – dass sie gegen Doktor Noyes war – gegen seine Experimente – gegen sein Edikt – gegen seine Methoden und seine Taktiken und seine...

Mottyl hätte fast gedacht: *bösen Eigenschaften*.

Warum hatte sie den Gedanken nicht zu Ende denken wollen, wenn sie so offensichtlich Recht hatte?

Es *waren* böse Eigenschaften.

Hatte Doktor Noyes sich nicht über alle Leute gestellt? Hatte er sie nicht blind gemacht? Hatte er nicht ihre Kinder getötet? Hatte er sie nicht zum großen Feuer verdammt? Hatte er seine Frau nicht zum Leben einer Gefangenen verurteilt? Hatte er nicht die Feen und all jene zahllosen Tiere abgewiesen?

Ja.

Was konnte jemand wirklich wissen, wenn die ganze Welt nur auf dies reduziert worden war: auf vier Stockwerke Erde und Himmel, die von den stinkenden gelben Wänden und dem klebrigen Pech einer undichten Tannenholtzarche umschlossen waren?

Luci sagte: »Glaubt mir: wir könnten hier ewig sitzen – und das Einzige, das sterben würde, wäre unsere Erinnerung an diesen Augenblick. Aber nicht dieser Augenblick selbst. Das weiß ich von dort, wo ich gewesen bin, und von dem, was ich gesehen habe. Glaubt mir! Alle Augenblicke des Lebens, die dieses Geschöpf gelebt hat, können wir uns im Nu

vergegenwärtigen. Wir müssen uns nur daran erinnern, wie es war, als es noch lebte. Wenn wir seinen Tod vergessen können – wird es leben. Nicht für immer: nicht über den Augenblick seines Todes hinaus – aber vor seinem Tod, wo sein Leben konstant bleibt. Schaut...«

Langsam zog Luci eine Hand aus ihrem Handschuh und dann die andere.

Beim Anblick der Schwimmhäute zwischen den Fingern wich Mrs Noyes zurück, sagte aber kein Wort, um Luci nicht abzulenken. Nur Engel hatten Schwimmhäute... das wusste jeder. Mrs Noyes hatte sie gesehen, die Engel im Dienste Jahwes: Michael Archangelis – den Engel im Obstgarten – die großen blonden Engel, die Jahwe gestützt hatten, als er zum Pavillon hinaufging.

Es schien, als ziehe Luci ihr eigenes Selbst aus ihrer eigenen Person und aus ihren Fingern heraus, die schwebend über dem Einhorn verharren. Sie brach in Schweiß aus - und ihre Schminke zerfloss – die fein gezeichneten Augen brauen, die tief geschwärzten Augen verloren allmählich ihre Form und die Schweißtropfen strömten wie der schwarze Regen Jahwes und die Tränen von Clowns ihr weiß bemaltes Gesicht herab.

Aber aus dem Innern des Einhorns – das noch immer auf ihrem Schoß lag – fing ein Licht an zu leuchten und sein Körper regte sich. Seine Beine zuckten und sein Hals streckte sich, bis es endlich den Kopf hob und Luci anblickte, sie intensiv musterte – und sich fragte, wo es war.

Luci berührte mit den Fingern die Stirn des Einhorns und bewegte ihre Lippen – Worte waren jedoch nicht zu hören.

Das Einhorn erhob sich, stellte sich auf die Füße und taumelte – von Luci gestützt – von ihrem Schoß, bis es stand – unsicher zwar, aber eindeutig stand – vor ihr im Stroh – den anderen zugewandt, und es schlug mit dem Schwanz und versuchte zu gehen. Und während der ganzen Zeit wurde das

Licht von innen immer stärker – bis es alle Gesichter erleuchtete. Und alle lächelten.

Und alle sahen, wie aus der Stirn des Einhorns ein Horn aus Bernstein wuchs. Mrs Noyes konnte nur eines denken: Nach all diesen Jahren des Zusammenlebens mit Noah Noyes habe ich endlich ein Wunder gesehen.

Doch nur allzu bald war das Wunder wieder vorbei.

Das Einhorn wurde immer unsicherer auf den Füßen und wandte sich wie Hilfe suchend an Luci.

Luci streckte ihm ihre Hand entgegen und sagte: »*Hoda'ah tarn.*« Und dann sagte sie: »Ade.«

Mrs Noyes schaute auf – beunruhigt. *Ade?*

Aber bevor sie ihre Frage stellen konnte, war das Einhorn schon auf die Knie gesunken und von den Knien zur Seite ins Stroh, wo es einen langen Seufzer ausstieß – der aber, so vermutete Mrs Noyes, kein unglücklicher Seufzer war – und sein Leben aushauchte.

Alle – Engel, Tiere und Menschen zugleich – neigten sich über den winzigen Körper, dessen Licht erlosch und den Stall wieder in die Dunkelheit zurückwarf.

Das Einhorn war wahrhaftig tot. Es hatte gelebt, war gestorben und hatte wieder gelebt. Und war wieder gestorben. Und wie Luci sagen würde, es würde die ganze Ewigkeit mit Leben und Sterben verbringen. Eben wie Menschen, die sich an die Zeit erinnerten, als das Einhorn noch aus Fleisch und Blut war und im Wald am Fuße von Noahs Berg lebte, zurückkehrten oder nicht zurückkehrten – zurückkehren konnten oder nicht konnten – zurückkehren wollten oder nicht wollten.

»Wenn du es lebendig machen könntest«, fragte Mrs Noyes, »warum könntest du es nicht am Leben erhalten?«

»Ich könnte dich, Mutter Noyes«, sagte Luci, »bezüglich all deiner toten Kinder dasselbe fragen.«

Luci saß im Stroh, verlagerte ihr Gewicht auf die Hüfte und stützte sich mit einer Hand ab; der Kopf des Einhorns lag noch immer auf ihrem Schoß. Mrs Noyes, deren Körper so erschöpft war, dass sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, bewegte sich nicht. Sie stand da – einen Augenblick kerzengerade im Lichtkreis von Lucis Lampe, die dort beim Schafverschlag hing – und im nächsten Augenblick im Schatten, als die Arche weiterschaukelte und die Laterne hin- und herschwang.

Mottyl, die sich jetzt Sorgen machte, weil sie ihre Kätzchen schon so lange allein ließ, versuchte sich ein Bild von der Szene um sich herum zu machen; ihr Geruchssinn und ihr Gehör halfen ihr dabei. Der intensive, süße Duft des Heus, das sanfte, sporadische Husten der Schafe, der luzerneträchtige Atem der nahen Kühe und die gedämpfte Verlagerung ihres Gewichts, wenn sie sich von der einen auf die andere Seite legten, der leicht störende Geruch des Weihrauchs an Krähes Schwanz und das immer gegenwärtige Geräusch des Regens sowie die Anwesenheit – irgendwo – von Mrs Noyes bildeten in Mottyls Vorstellung eine kreisrunde, in Finsternis getauchte Szenerie. Mitten in diesem Bild thronte die Gestalt Lucis – sie bestand aus Schwefel und raschelnder Seide, und aus der Erinnerung an ein langes weißes Gesicht, das so weit oben schwebte wie der Mond.

Langsam, zunächst fast unhörbar, begann diese Gestalt, die in der Vorstellung einer blinden Katze schwebte und zugleich mitten in einem Stall saß, zu sprechen. Und ihre Stimme war keine Stimme, wie sie einer der Anwesenden jemals gehört

hatte. Es war eine verdüsterte Stimme – in der eine Härte lag, die nicht zu der Frau passte, die sie gekannt hatten.

»Vor langer Zeit«, sagte sie, »hörte ich an einem Ort, den ich fast vergessen habe, das Gerücht von einer anderen Welt. Von ganzem Herzen hatte ich den Wunsch – weil ich den Ort, an dem ich mich befand, verabscheute – diese Welt zu sehen. Ich wollte dorthin gehen, dort bleiben und dort leben. Da, wo ich geboren bin, standen die Bäume immer in der Sonne. Daran erinnere ich mich. An erbarmungsloses Licht. Es regnete nie – obwohl wir nie unter Wassermangel litten. *Immer schönes Wetter!* Langweilig. Ich wollte Stürme. Ich wollte Abwechslung. Und ich hatte also dieses Gerücht gehört... von einer anderen Welt. Und ich fragte mich – ob es dort regnete? Ob es dort vielleicht Wolken gab und Schatten? Ich wollte einmal an einem Platz stehen, wisst ihr, wo ich Wüsten und Schnee sehen konnte. *Das* wollte ich unbedingt. Ich wollte auch jemanden, mit dem ich mich auseinander setzen konnte. Jemanden, mit dem ich – nur einmal – anderer Meinung sein konnte. Und ich hatte dieses Gerücht gehört: von einer anderen Welt. Und ich fragte mich... könnte es dort Leute geben, in dieser anderen Welt, die mir sagen würden, der Himmel sei grün? Die sagen würden, trocken sei nass – und schwarz sei weiß? Und falls ich sagen sollte: ›*Ich bin nicht ich – sondern der, der ich sein will!*‹, würde man mir glauben – in dieser anderen Welt?...«

Jetzt zog Luci ein Stück Watte aus ihrer Tasche und begann sich abzumaskieren. Den ganzen weißen Puder – das ganze dunkle Rouge – die fein gezeichneten Augenbrauen und die Schwärze, die ihre Lider färbte.

Trotz ihrer Blindheit konnte sogar Mottyl spüren, dass etwas mit Luci geschah. Sie fühlte, wie die andere Luci gelöscht wurde, verschwand.

»Eben vorhin, als das Einhorn starb und ich wusste, ich würde es nicht retten können – war ich zornig«, sagte Luci. »Warum sollte es so sein, dass das Leben nur denjenigen zurückgegeben werden kann, die an einem Ort aufgebahrt sind, wo es niemals regnet? Und wo es keinen Schatten gibt, sondern nur die Sonne? Warum sollte es nicht Leben für *alle* geben, ob mitten in Stürmen – oder wenn man sich versteckt, wie wir hier, in dieser Finsternis? Warum nicht?«

Luci nahm ihre prächtige schwarze Perücke ab und legte sie beiseite. Das Gesicht unter dem vorigen Gesicht war fahl – fast grau. Der Mund war breiter und die Lippen voller, als Mund und Lippen gewesen waren. Die Nase war länger – spitzer – stärker –, teilte das Gesicht, das kantig und hart war: ein Gesicht, in dem kein Platz war für Lachen, nicht einmal für Lächeln. Darüber befand sich eine kurz geschorene Krone aus kupferfarbenen Haaren – und genau in der Mitte dieser Haare – eine weiße Strähne.

Luci stand jetzt auf und legte das Einhorn – ganz sanft – behutsam – zur Seite.

Sie machte die Bänder auf, die ihren Kimono gehalten hatten, löste die breite Schärpe um die Taille und trat aus diesem Gewand heraus – darunter war ein anderes – ihre Robe aus langen bronzefarbenen Federn.

Ihre Größe schien jetzt noch größer und ihre Hände ohne Handschuhe noch riesiger.

»Wir haben diese Reise zusammen angetreten. Und vor dieser Reise hörte ich ein anderes Gerücht – ihr nicht auch? – von einem anderen gelobten Land. Also – *das hier* ist jenes gelobte Land, meine Freunde. *Das hier* ist alles, was wir haben, und es ist gut möglich, dass es das einzige gelobte Land ist, das wir jemals kennen werden. Das Einhorn hat hier bereits sein Leben ausgehaucht. Und schaut – die Laterne flackert. Jeden Augenblick könnte auch sie ausgehen.« Sie hielt inne,

dann fuhr sie fort: »Das hier ist ein Ort ohne Zauber. Alles, was zauberhaft und wundervoll war, wurde zurückgelassen – ertränkt – in meiner Welt, die vor eurer Welt existierte – und in eurer Welt, die vor dieser hier war...«

Die Kerze – die einmal garantiert immer hatte brennen sollen – flackerte und erlosch.

In die darauf folgende Finsternis hinein sagte Luci: »Dort, wo ich geboren bin, standen die Bäume immer in der Sonne. Und ich habe jenen Ort verlassen, weil er den Regen nicht duldete. Jetzt befinden wir uns an einem Ort, wo es keine Bäume, sondern nur Regen gibt. Und ich habe vor, diesen Ort zu verlassen, weil er das Licht nicht duldet. Irgendwo – irgendwo muss es einen Ort geben, wo Finsternis und Licht versöhnt sind. Also setze ich hier und jetzt ein Gerücht von einer weiteren Welt in Umlauf. Ich weiß nicht, wann sie zum Vorschein kommen wird – ich weiß nicht, wo sie sein wird. Aber – wie bei all den anderen jetzt vergangenen Welten – wenn sie fertig ist, habe ich vor, mich dorthin auf den Weg zu machen.«

Und als wolle sie zeigen, dass sie jetzt schon dazu bereit war, stand Luci auf und ging.

Einige – auch Mottyl – konnten den Luftzug spüren, als sie an ihnen vorbeischnitt.

»Nicht!«, sagte Mrs Noyes.

Luci blieb stehen.

»Warte einen Augenblick! Bitte...«

Luci wartete.

Mrs Noyes fummelte in ihren Taschen herum, wo sich eine Unmenge nützlicher Gegenstände befand: die Schnur, die Gummibänder, die Stofffetzen, die Haarnetze und Apfelkerne und Kerzenstümpfe...

Alle hörten, wie das Streichholz angestrichen wurde – und nicht zündete.

Sie warteten atemlos.

Ein zweites Streichholz wurde angestrichen.

Und zündete auch nicht.

Und dann ein drittes – mit einer breiten, hellen Aureole, die – man stelle sich vor – den Geruch von Schwefel verströmte.

Die Kerzenstümpfe wurden angezündet und von einer Hand zur anderen gereicht.

»Auch wenn es tausend Jahre dauert – wir kommen mit dir«, sagte Mrs Noyes zu Luci. »Wo du auch hingehen magst.«

»Jetzt«, sagte Luci und sie lächelte, »hast du angefangen die Bedeutung deines Zeichens zu verstehen.«

Unendlichkeit.

Buch Vier

*Furcht und Schrecken vor euch sei über allen Tieren
auf Erden und über allen Vögeln unter dem Himmel,
über allem, was auf dem Erdboden wimmelt,
... in eure Hände seien sie gegeben.*

Genesis 9,2

Eier, Milch und Butter waren mittlerweile Mangelware und auch der Käsevorrat war fast erschöpft. All das war jedoch für Doktor Noyes' bevorzugte Kost erforderlich. Und Schwester Hannah brauchte – weil schwanger – sowohl zusätzlich Obst und Gemüse als auch eine Extraportion Milch.

Zuerst wurde Schwester Hannah mit einer Einkaufsliste hinuntergeschickt, um diese Lebensmittel zu besorgen. Ihren Weidenkorb am Arm und ihr Tuch über die Haare gebreitet kam sie an, als würde sie dem Lebensmittelhändler um die Ecke einen Besuch abstatten, nur dass sie jetzt keinen Beutel mit Münzen bei sich trug: nichts, das sie mit der Frage: *Und wie viel macht das alles, Mrs Noyes?* auf dem Ladentisch hätte ausschütten können.

Mrs Noyes sagte: »Aber du hast erst gestern zwei Dutzend Eier *gehabt*...«, und »*unsere* Milch ist auch rationiert, weißt du. Und, was die Butter betrifft, ich habe keine Zeit zum Buttern gehabt. Vergiss nicht – wir haben zu wenig Leute, jetzt – wo ihr Emma genommen habt. Alles, aber auch alles, was sie hier gemacht hat, muss ich nun zusätzlich übernehmen. Übrigens – wo ich gerade dabei bin – hast du überhaupt eine Ahnung, wie schwer wir hier unten schufteten? Was es heißt, all diese Tiere zu füttern? Jeden Tag, zweimal am Tag! Und du hast die Frechheit, hierher zu kommen und Butter zu verlangen! Schäm dich! *Schäm dich!*«

Es sprach immerhin für Hannah, dass sie noch Scham empfinden konnte, auch wenn sie selbst es als Bescheidenheit bezeichnete. Was zweifellos zum größten Teil in der Angst begründet war, die sie heimsuchte – im unbehaglichen Bewusstsein, zu viel von ihrem Selbst gegen das eingetauscht zu haben, das ihr Sicherheit und Ansehen versprochen hatte. Dieses Unbehagen war wie ein zweites Kind in ihrem Bauch und verlagerte sich jedes Mal mit, wenn sie sich bewegte;

schwebte jedes Mal neben ihr, wenn sie stehen blieb; lag jedes Mal mit ihr im Bett, wenn sie schlief. Und dennoch ließ Hannahs Ehrgeiz es nicht zu, irgendetwas von dem, was sie erreicht hatte, wieder aufzugeben; allerdings war sie mittlerweile so weit, dass sie sich wünschte – und zwar inbrünstig –, das, was sie erreicht hatte, in anderer Gesellschaft erreicht zu haben.

Folglich stellte Hannah nach ein paar Tagen ihre Besuche ein, um für Noah und sogar für ihre eigenen Bedürfnisse Waren zu fordern. Sie begann vorzutäuschen, dass ihr Zustand den gefährlichen Gang über das offene Deck und die lange, steile Treppe zum Laderaum hinunter nicht mehr zuließ. Nun begann sie, sich auch für längere Zeit in ihre Kajüte zurückzuziehen, weil sie nachdenken und lesen wollte; sie sperrte die Tür zu, damit Sem nicht hineinkonnte, und – aus gutem Grund – auch Japeth und Noah nicht. Während dieser Tage kopierte sie am Rand von zwanzig verschiedenen Seiten in ihrem selbst gefertigten Heft folgendes Zitat aus dem Band mit Geschichten, der ihr als Einziger in ihrer Kajüte Gesellschaft leistete: *Bei Gott, schrieb sie, wenn Frauen Geschichten geschrieben hätten, hätten sie mehr über die Lasterhaftigkeit der Männer geschrieben, als das ganze Geschlecht Adams wieder gutmachen kann.*

Und sie, die seit Menschengedenken nicht mehr geweint hatte, fing jetzt an zu weinen.

Als Nächster kam Sem herunter, ohne Weidenkorb.

Mrs Noyes grüßte ihn mit schockierter Miene, da sie – um ehrlich zu sein – ihren ältesten Sohn kaum erkannte. »Was hast du mit dir angestellt?«, fragte sie. »Bist *du* das da drin?« Und sie stupste ihn mit dem Finger – etwa an der Stelle, wo sein Nabel auf etlichen Schichten neu erworbenen Fetts trieb. »Du

siehst krank aus, entschuldige, wenn ich das sage... ein gesunder Junge wie du, und kein Gramm Muskeln! Und wo ist deine Farbe hin? Und deine Haare fallen aus! Das ist ein Zeichen für unausgewogene Kost...« Hier biss sich Mrs Noyes auf die Zunge. Das Thema ausgewogene Kost war natürlich eine offene Tür, durch die der Ochs seinen ersten Wunsch lancieren konnte: »Grünes Gemüse, Mutter. Wir wissen, dass ihr so was habt – Kraut und Rosenkohl – und ich bin da, um es zu holen.«

Mrs Noyes war entrüstet: »Kraut? Rosenkohl? Ich weiß nicht, wovon du sprichst... wieso denkt ihr, dass wir solche Leckerbissen haben? Kraut, ja! Aber Rosenkohl, dass ich nicht lache!«

»Wir können es riechen, wenn du kochst«, sagte Sem. »Eigentlich kann ich es gerade jetzt riechen.«

Mrs Noyes lief knallrot an.

»Ach, ja...« Sie brauste auf. »Nur ganz wenig, und wirklich zum allerletzten Mal.« Dann hatte sie eine Idee und entgegnete ihm mit einer Schmähung, die mit seiner Kindheit zu tun hatte. »Man stelle sich vor: Du, ausgerechnet du, verlangst einen Krautkopf! Ach, das Geheul und das Geschrei und die zusammengeklebten Zähne, wenn ich versucht habe, ein einziges Blatt in dich hineinzubringen! Ein Krautblatt – du hast es durchs Zimmer geschleudert! Und jetzt kommst du her und tust, als ob Kraut die Speise der Könige wäre und als ob du krepieren würdest, wenn du keins kriegst. Na – ich sage dir, Semmi« (ein Name, den er nicht ausstehen konnte, wie sie sehr wohl wusste), »von mir kriegst du kein Kraut! *Ja, das ist das Einzige, was wir haben!* Bist du etwa hierher gekommen um den letzten Bissen vom Mund deiner Mutter zu stehlen? Schäm dich! *Schäm dich!*«

Sem fand keine Antwort, die er auszusprechen wagte, denn die unaussprechbare Antwort war *ja* – er war tatsächlich

hierher gekommen, um den letzten Bissen aus dem Mund von *irgendjemandem* zu stehlen, sofern besagter Bissen eben Kraut war.

Endlich fiel ihm eine Möglichkeit ein, zumindest etwas als Belohnung für seine Mühe zu ergattern. »Aber – es ist ja nicht für mich, Mama. Es ist für Hannah und das Kind.«

Ach, dachte Mrs Noyes. Das Kind. Ja, ja – das Kind. Vor allem das Kind. In der Rangordnung der Bedürfnisse kamen zuerst die Ungeborenen, an zweiter Stelle die Neugeborenen. Und nichts durfte zwischen ihnen und dem Leben stehen.

»Also gut«, sagte sie. »Du kannst einen Krautkopf und zwölf Stück Rosenkohl haben – aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, dass sie direkt in Hannahs Hände wandern.«

»Ja, Mama.«

Mrs Noyes ging hinüber und kramte tief im Sägemehl herum, wo Kraut und Rosenkohl lagerten; sie erschrak, als sie feststellte, wie wenig von beiden Sorten noch da war, kehrte aber mit den versprochenen Waren zurück.

»Da hast du's«, sagte sie kurz angebunden. »Ein Krautkopf, zwölf Stück Rosenkohl.«

Der Ochs drehte sie in seinen riesigen Händen.

»Sie sind nicht sehr groß«, sagte er.

»Pech«, sagte Mrs Noyes.

»Und da ist ein *Wurm* drin...!« Vor Entsetzen ließ Sem das Kraut fast zu Boden fallen. (Die Gefahr, Würmer zu finden, hatte vor langer Zeit seine Abneigung gegen Kraut verursacht.)

»Gut«, sagte Mrs Noyes. »Das garantiert mir, dass das Kraut dort hinkommt, wo es hingehört – auf Schwester Hannahs Teller, nicht auf deinen.«

Sem, der Ochs, kam danach nicht wieder zum Markt zurück. Da er selber keine Lust auf Kraut hatte und da es noch einen gewissen Vorrat an dem gab, wonach es ihn gelüstete – nämlich nach Trockenobst und Süßigkeiten –, war er damit

zufrieden, in Noahs Speisekammer weiterzuschlemmen und sich ansonsten von den Nudeln und der Fischsuppe zu ernähren, woraus Hannahs Kochkünste fast ausschließlich bestanden. In seinen Freistunden – das heißt, in der Zeit, die nicht dem Essen gewidmet war – widmete Sem sich der Reinlichkeit seiner Kleidung. Er begann, seine Unterbekleidung zweimal pro Tag zu wechseln und bestand darauf, dass der Kragen seiner Tuniken gestärkt und seine gesamte Weißwäsche gebleicht wurden. Dafür war Emma zuständig. Für ihn selber blieb die anstrengende Arbeit der Körperpflege: sich einen Schnurrbart wachsen zu lassen und ihn zu stutzen; seine dünner werdenden und an der Stirn ganz verschwindenden Haare zu waschen und endlos zu kämmen; seine lange vernachlässigten Zähne zu putzen und weiß zu machen, seine Nägel zu schneiden und mit Leder zu polieren. War all das erledigt, war er makellos sauber und glänzend und gestärkt, dann zwängte er seine massige Gestalt in den weichsten Sessel, den er finden konnte, startete in den Raum und träumte von heißen Sommernachmittagen am Berghang und versuchte sich vergebens den Klang von zwanzig, dreißig, hundert Sensen und den Gesang ebenso vieler Bauernknechte in Erinnerung zu rufen. Weder dies noch den Geruch von frisch gemähtem Heu konnte er heraufbeschwören. Seine Erinnerungen waren unter den neuen Fettschichten seines Körpers unwiderruflich verblasst.

Japeth kam an, mit Schweißtropfen in den Augen und in der Hand ein Schwert.

Mrs Noyes wich nicht von der Stelle und sagte: »Ja? Was willst denn *du*?«

Japeth stürzte an ihr vorbei, in Richtung Stall.

Mrs Noyes lief hinterher.

»Wie? Was ist?«, schrie sie. Das Ziel, das er anpeilte, versetzte sie in Panik. »Warum willst du dorthin?«

Am Eingang zum Stall wandte sich Japeth gegen seine Mutter und sagte: »Geh zurück!«

»Das werde ich nicht tun! Wie kannst du es wagen? Was willst du hier unten überhaupt mit dem Schwert?«

Japeth stapfte über den Boden, wo das Einhorn gestorben war, und ging auf die Rinderverschläge zu.

»Nein!«, sagte Mrs Noyes. »Bleib stehen!«

Auf eine Hand gestützt, sprang Japeth über die Sperre und stand schon mitten unter den Rindern.

Mrs Noyes blickte erschrocken auf, als sie den ersten Schrei hörte – dann machte sie kehrt, rannte zum Gang zurück und rief nach Ham und Luci.

Aber Ham war ganz unten im Schacht bei Stoßzahn und Hippo und Luci, weit weg, fütterte gerade den Greif.

»Hilfe!«, schrie Mrs Noyes. »Hilfe! Hilfe! Hilfe!«

Jeder hörte sie, Mottyl und Krähe inbegriffen, aber da beide sich versteckt hielten, wussten sie nicht, ob sie herauskommen durften oder nicht. Was die anderen betrifft – abgesehen von Ham und Luci –, sie waren alle in ihrem Verschlag oder Käfig und hätten ihr erst dann zu Hilfe eilen können, wenn man ihre Tür geöffnet hätte.

Luci, die am nächsten stand, war bei Mrs Noyes, zumindest so rechtzeitig, dass ihr noch kein Schaden zugefügt werden konnte.

Da sie dachte, niemand würde ihr helfen, war Mrs Noyes auf Japeth losgestürzt, als er wieder aus dem Stall herauskam; sie hatte vor, ihn mit einer Mistgabel zu Fall zu bringen. Aber Japeth war nicht mehr der linkische, tölpelhafte Kriegerjunge, der wenige Monate zuvor noch seine Laterne mit einem Schwert verwechselt hatte. Seitdem er gegen die Piraten gekämpft und das Einhorn getötet hatte, hatte er sich zu einem

tüchtigen Kriegsherrn und fähigen Schlachter entwickelt. Folglich funktionierten seine Reflexe, als er um die Stallecke erschien, perfekt – und als die Mistgabel auf ihn zukam – sie zielte zwischen seine Knie –, verpasste er ihr einfach mit seinem Schwert einen Rückhandschlag und schnitt den Stiel entzwei.

Als Folge davon wurde Mrs Noyes rückwärts gegen die Wand geschleudert, wo sie mit der Schulter sehr hart aufschlug und zu Boden fiel. Japeth beugte sich gerade mit seinem Schwert über sie, als Luci auftauchte.

»Wer bist du?«, fragte er, da er Luci in ihrer gegenwärtigen Verkörperung noch nie gesehen hatte.

»Es reicht«, sagte Luci, »wenn ich das weiß; du kannst gern raten.«

Sie starrten sich gegenseitig an – Japeth mit zusammengekniffenen, Luci mit weit geöffneten Augen.

Einer von beiden musste nachgeben, einen Rückzieher machen – doch bestimmt nicht Luci.

Japeth sagte: »Ich gehe jetzt. Versuche nicht mir zu folgen!«

»Fällt mir nicht im Traum ein«, sagte Luci.

Japeth zeigte mit dem Schwert auf seine Mutter. »Geh nie wieder so auf mich los, sonst bring ich dich um!«

Mrs Noyes hatte keine Worte mehr. *Ihr eigener Sohn...*

Japeth drehte sich um und marschierte den schwach beleuchteten Gang hinunter; die Beute hing über seinen Rücken.

Als Mrs Noyes sah, was da hing, war sie von Grauen so überwältigt, dass sie – endlich – in einen Schreikrampf verfiel und schrie, bis sie die Stimme verlor.

Luci kniete sich auf die Bretter vor ihr, hielt sie fest und wiegte sie hin und her, bis nur noch ein stummes Schluchzen und Händeringen von ihr kamen.

Japeths Trophäen bestanden aus den Köpfen von vier Kälbern, deren Blut ihm hinten die Beine hinunterlief und deren Maul noch voll Milch war, als er sie geschlachtet hatte.

An jenem Abend verspeiste Noah glasierte Zunge und Kalbshirn, und während er die Finger in den Teller tunkte und sie dann in seinen Schoß legte, wo die wartenden Mäuler der Katzen sie abschleckten, dachte er: *Wenn der Altarstein größer wäre, könnte ich den Ochsen opfern, den ich aufgehoben habe. Aber es gibt auch noch den Widder – und falls er inzwischen dafür zu groß geworden ist, werden wir eben wieder Lämmer opfern...*

Die schleckenden Mäuler saugten fester.

»Soso – die Idee gefällt euch wohl. Ja, meine Kinder, aller Wahrscheinlichkeit nach wird es auch Jahwe gefallen. Und wenn ihm der süße Geruch unseres Opfers in die Nase steigt, kann es sein, dass wir ihn mit unserem Gebet dazu überreden können, wieder auf uns herunterzulächeln. Und zu uns zurückzukehren...«

... aus seinem großen Schlaf, dachte Noah. Oder von seiner großen Reise... oder von seinem langen Aufenthalt im Land des Vergessens.

Noah hing förmlich über seinem Teller, immer noch wanderten seine Finger nach unten, sein Mund stand offen. Und sein Hirn stieß gegen die Wand, an der es nicht vorbeikam; und diese Wand war das Grab Jahwes – und es drückte sich gegen die Steine und stammelte: *Nein – nein – nein – nicht tot. Seid nicht... tot!*

Später am selben Abend, als Mottyl in ihrem Nest die Kätzchen füttern wollte, bemerkte sie, dass das silberne Männchen fehlte.

Sie schnatterte und zirpte ihm zu – doch es kam keine Antwort.

»Ihr müsst warten«, sagte sie zu den anderen. »Euer Bruder ist weg, und ich muss ihn finden, bevor Japeth ihn entdeckt...«

Japeths Name war jetzt gleichbedeutend mit gewaltsamem Tod und alle Kätzchen verstanden das und verkrochen sich in die entfernteste Ecke, wo sie sich unterm Stroh versteckten, wie Mottyl es ihnen beigebracht hatte.

Mottyl schob den von Mrs Noyes und Luci errichteten Tarnvorhang beiseite und kletterte den Maschendraht des darunter stehenden Einhornkäfigs hinunter.

Versehentlich und gegen ihren Willen – denn jedes kranke oder trauernde Tier darf sich an einen Zufluchtsort zurückziehen – verirrte sich ihr Blick in den Käfig. Aber sie konnte nicht sehen, ob die Dame darin war oder nicht. Seit dem Tod des Einhorns war die Dame wie verhext, wollte weder sprechen noch essen, noch trinken.

Mottyl beschnupperte die Luft, und obwohl ein ganz schwacher Rest vom Duft des Einhorns selber noch am Draht hing, dort, wo es sein Horn gewetzt hatte, war nicht das Geringste von einer Duftspur von der Dame zu erkennen, kein Geruch von Einhornkot, auch sonst kein Zeichen, keine Andeutung, dass sie sich überhaupt dort befand. Was Mottyl allerdings aufschnappte, war der eindeutige Geruch ihres Sohnes.

»Bist du da drin?«

»Ja, Mam.«

»Dann komm raus! Augenblicklich! Die Dame soll nicht gestört werden. Das habe ich dir schon mal gesagt. Komm raus!«

»Ja, Mam.«

»Hast du nicht gemerkt, dass es Zeit zum Abendessen ist?«

»Ja, Mam.«

»Also raus! Raus – raus – raus... Ich habe dir gesagt, du sollst nicht herumstreunen.«

»Ja, Mam.«

Auf wackeligen Beinen bewegte sich das silberne Kätzchen auf die Gestalt seiner Mutter zu, die vor ihm im Maschendraht hing.

»Wie bist du da hineingekommen?«

»Durch die Ecke.«

»Kommst du wieder alleine raus?«

»Ja, Mam.«

»Hast du die Dame gesehen?«, flüsterte Mottyl, als das Kätzchen die Ecke des Käfigs erreichte und sich zu ihr durchzuzwängen begann. »Hat sie mit dir gesprochen?«

»Nein, Mam.«

»Ich nehme an, dass sie immer noch sehr traurig ist...«

»Vielleicht, Mam. Aber ich glaube, dass nicht so viel von ihr da ist, was traurig sein könnte. Oder *sonst* was sein könnte.«

»Ach ja? Was genau meinst du damit? *Nicht so viel von ihr da...*«

Das Kätzchen drückte sich in die Ecke und Mottyl kletterte weiter den Draht hinunter, um ihm näher zu sein, wenn es herauskam.

»Das, was ich sage«, erklärte es. »Es ist kaum etwas von ihr übrig.«

Mottyl wurde schlagartig kalt.

»Na gut. Ich bringe dich erst zu den anderen hinauf, dann sollte ich wohl am besten Mrs Noyes holen.«

Sie nahm das Kätzchen ins Maul, trug es zu ihrem Nest zurück und sagte, es solle sich in der Ecke verstecken. Sobald

es in Sicherheit war, kletterte sie wieder hinunter und klammerte sich an den Draht.

»Dame?...«

Es kam keine unmittelbare Antwort. Aber da war ein Geräusch.

Fliegen.

Waren sie die ganze Zeit dort gewesen? Warum hatte sie sie nicht gehört?

»Sprich, Dame! Sag was! Bist du da?«

Mottyl wäre gerne so klein gewesen wie ihr Sohn, um durch den Maschendraht kriechen zu können. Wenn die Dame sterben sollte...

Sie ließ sich zu Boden fallen und eilte den Gang entlang, wobei sie, bis sie unten an der Treppe ankam, den Luftzug zur Orientierung benutzte; dort blieb sie stehen, warf den Kopf in den Nacken und schrie, so laut sie konnte.

Mrs Noyes kam aus einer Richtung angelaufen, Luci aus einer anderen, Ham aus einer dritten. Alle drei drängten zur Treppe und Mrs Noyes stolperte fast dabei.

»Was ist? Was ist los?«

»Schnell! Schnell!«, schrie Mottyl. »Schnell! Schnell!« Und sie eilte den Gang zurück zu dem Einhornkäfig und ihrem eigenen Nest.

Mrs Noyes, Ham und Luci folgten und schauten zu, wie Mottyl den Maschendraht wieder hochkletterte und vor der Dame hängen blieb und keuchte: »Da...«

Mrs Noyes nahm Mottyl weg und hielt sie beiseite, während Luci und Ham die Tür zum Käfig entsicherten und öffneten.

Luci griff so weit wie möglich hinein und murmelte: »Fliegen...«

»Ja, ich weiß«, sagte ihr Mottyl. »Das bedeutet...«

»Schhh, schhhh«, sagte Mrs Noyes und hielt Mottyl fest und wiegte sie von einer Seite zur anderen. »Jetzt ist alles gut. Luci hat sie gefunden.«

Luci zog die Dame so weit nach vorne, wie sie es wagte – hob sie so behutsam hoch wie ein Stück Glas. Und sofort war nur allzu klar, was geschehen war. Die Dame war verhungert und es war nichts mehr von ihr übrig als Haut und Knochen – eine Brutstätte für Fliegen.

Luci zog ihre Hände zurück, und sie und Ham und Mrs Noyes wichen nach hinten.

»Ist sie tot?«, fragte Mottyl.

»Ja«, sagte Mrs Noyes. »Jetzt sind sie beide zum Wald zurückgekehrt.«

Von gegenüber schauten die Füchsin und der Waschbär, Bip und Ringer und die anderen zu, wie die Fliegenkrone sich senkte und die Dame darunter verschwand.

Plötzlich wurde jedem bewusst, wie klein die Käfige waren, wie niedrig die Decke war, wie wenig Luft es zum Atmen gab, und der Greif fragte: »Werden wir alle so sterben?«

Einen Augenblick sprach niemand. Dann sagte Luci ganz leise: »Ja. Wir werden alle so sterben. Aber nicht hier.«

»Wo gehen wir hin?«, fragte Mrs Noyes, die Luci in die Tiefe hinterhereilte.

Es war lange nach Mitternacht und Mrs Noyes wünschte, sie läge in ihrem Bett, aber Luci hatte gesagt, keiner würde in dieser Nacht schlafen. Während Ham ein ganzes Waffenarsenal aus Heugabeln, Besenstielen und Schälmessern sammelte, stiegen Luci und Mrs Noyes in den Schacht hinab; jede von ihnen trug einen Sack aus Rupfen und Luci hielt noch

eine Laterne mit einer Kerze. Der metallene Glanz ihrer Haare war das Einzige, was Mrs Noyes weiter unten auf der Treppe noch erkennen konnte.

»Wir werden ein Paar Verbündete gefangen nehmen, die uns sehr nützlich sein können«, sagte Luci.

»Aber wenn sie Verbündete sind«, wandte die immer logisch denkende Mrs Noyes ein, »warum müssen wir sie dann gefangen nehmen?«

»Weil sie nicht wissen, dass sie Verbündete sind«, sagte Luci. »Noch nicht.«

Mrs Noyes war noch nicht so oft wie die anderen unten im Schacht gewesen, nur wenn sie ihre Bären besuchte. Dann stürzte sie jeweils schnur gerade auf den Bärenkäfig los, winkte Stoßzahn und Hippo über die Schulter zu – vor ihnen hatte sie nur wenig Angst – und ignorierte alles andere, was sonst noch da lebte: die Drachen, die Achneins, die Krokodile und die Nashörner.

Während sie aufpassen musste, dass sie nicht auf Lucis Federn trat – so dicht folgte sie ihr –, betete Mrs Noyes leise darum, dass sie doch bitte nicht die Achneins oder die Krokodile zu Verbündeten machen sollten. Mit Sicherheit kamen Nashörner oder Drachen als Verbündete nicht in Frage, da alle beide nicht in einen Rupfensack passten.

»Oh – bitte – sag mir doch, was wir hier machen«, bettelte sie.

»Ich brauche dir nichts zu sagen«, sagte Luci. »Du musst nur um dich schauen.«

Mrs Noyes schaute.

Dort in der Ecke ihres Käfigs saßen zwei Arten von Archebewohnern, die sie völlig vergessen hatte (sehr wahrscheinlich deswegen, weil sie von Anfang an nicht erfreut war, sie an Bord zu haben). Vier Dämonen, zwei von der einköpfigen Art und zwei andere, starrten sie mit glühenden

Augen an; insgesamt sechsundzwanzig Augen – und alle in prächtigem, flammendem Orange.

In der Nähe ihres Käfigs roch es nach angesengtem Haar und nach Waldbränden, und sobald sie erkannten, dass Luci ihren Käfig aufmachen würde, drängten sie sich ans Gitter und haschten nach dem Piratenfleisch, das Luci in ihrem Sack mitgebracht hatte.

»Und jetzt«, sagte Luci – nachdem sie ihren Sack ausgeleert und ihn Mrs Noyes gereicht hatte –, »nimm diesen Sack und deinen eigenen und weiche sie im Wasserfass gründlich ein!«

Gewissenhaft tat Mrs Noyes, wie ihr geheißen; was bedeutete, dass sie gleich neben den Krokodilen volle zwei Minuten dastehen und die Säcke ins Wasser hinunterdrücken musste.

In der Zwischenzeit schmeichelte Luci den Dämonen, beschwichtigte sie, streichelte sie, kraulte sie unter dem Kinn, sprach zu ihnen in einer ihrer Fremdsprachen, die von den Dämonen offensichtlich verstanden wurde.

»Warum wollen wir *die* als Verbündete?«, fragte Mrs Noyes.

»Das wirst du schon sehen«, sagte Luci.

»Zu Hause habe ich ein ganzes Zimmer voll Möbel, die von Dämonen völlig ruiniert wurden«, sagte Mrs Noyes – wobei sie ziemlich übertrieb, denn genau genommen war es nur ein Stuhl gewesen, den ein Dämon, den Japeth mit nach Hause gebracht hatte, angesengt hatte, während Mrs Noyes ihm das Mittagessen auftrichtete. Sie musste zugeben, dass der Stuhl später ein sehr dankbares Gesprächsthema abgab. »Rate mal, woher diese Spuren stammen...«, fing sie dann immer an. Aber niemand kam auch nur annähernd auf die Antwort, denn es war nie üblich, Dämonen auf Stühlen sitzen zu lassen oder zum Mittagessen einzuladen.

Als die Rupfensäcke – Lucis Anleitung gemäß – eingeweicht und nur leicht ausgewrungen waren, schlich Mrs Noyes auf

Zehenspitzen an den gähnenden und neugierig gewordenen Krokodilen vorbei und fragte: »Und jetzt?«

»Jetzt halte du die Säcke auf und ich stecke die Dämonen hinein.«

»Du meinst, du kannst sie wirklich hochheben?«

»Ja«, sagte Luci. »Ich bin geschützt. Schnell! Lass uns die Dunkelheit nutzen.«

Also machte Mrs Noyes zuerst den einen und dann den anderen Sack so weit wie möglich auf und hielt sie Luci auf Armeslänge hin.

»Vielleicht werden wir sie noch einmal nass machen müssen, bevor wir fertig sind«, sagte Luci – und steckte die einköpfigen Dämonen, die sich so folgsam wie Kaninchen benahmen, in den ersten Sack. Als die Dämonen es sich im feuchten Sack bequem machten, roch es sofort nach Feuer, das man gerade gelöscht hatte.

Das zweite Paar verhielt sich weniger kooperativ – die beiden beklagten sich (offensichtlich) darüber, dass im Sack sehr wenig Platz für ihre vielen Köpfe und sonstigen Anhängsel war. Mrs Noyes, die dem ganzen Gekreische keinen Sinn abgewinnen konnte, war drauf und dran, den Sack fallen zu lassen und wegzulaufen, doch Luci machte ihr klar, dass es sich nur um eine vorübergehende Krise handle, die sie einfach ignorieren solle.

»Du kannst die Einköpfigen tragen, wenn dir dabei wohler zumute ist«, sagte Luci – und tauschte die Säcke mit Mrs Noyes.

»Danke«, sagte Mrs Noyes. »Und wie trägt man nun einen Sack voller Dämonen?«

»Ganz einfach«, sagte Luci. »Man wirft ihn über den Rücken, genau wie einen Sack mit etwas anderem darin auch. Du wirst sehen... das gefällt ihnen ziemlich gut.«

Luci schwang den Sack mit den anderen Dämonen über ihre Schulter und sofort war ein ganzer Chor von entzücktem Quieken zu hören.

»Was es nicht alles gibt!«, sagte Mrs Noyes. »Du hast Recht. Es gefällt ihnen tatsächlich...« Und schon hievte sie den eigenen Sack über den Rücken, schwang ihn dabei durch die Luft.

»Aiiii!«, riefen die Einköpfigen im Sack Luci zu. »Sag ihr, sie soll das noch einmal machen!«

»Dazu haben wir keine Zeit«, sagte Luci. »Wenn ihr eure Aufgabe erfüllt habt, dürft ihr euch über Schultern schwingen lassen, sooft ihr wollt. Jetzt erst an die Arbeit.«

Dämonen zu schleppen war für Mrs Noyes, gelinde gesagt, ein recht seltsames Gefühl. Die Hitze, die von ihnen ausging, war nicht unangenehm – und da der Sack nass war, konnten sie kein Feuer entfachen. »Sie könnten einem nachts im Bett gute Dienste erweisen«, sagte sie zu Luci. »Oder bei einem Anfall von Arthritis.«

Sie eilten aus dem Schacht, liefen durch die Gänge und die nächste Treppe hinauf und mussten nur einmal Halt machen, um die Dämonen zu befeuchten. Als sie zu Ham und seinem Waffenlager zurückkamen, hatte Mrs Noyes vor Aufregung einen ganz roten Kopf.

»Ich bringe Dämonen!«, sagte sie. »Ich bringe uns Dämonen!« – wie ein Kind, dem es zum ersten Mal gelingt, eine Kobra aufzuheben.

Ham war nicht beeindruckt. Seine Gedanken waren bei dem, was ihnen bevorstand.

Der Plan war relativ einfach und gut auszuführen. Luci hatte vor, mit Hilfe der Dämonen die Holztür an der Treppe, die zu den oberen Decks führte, durchzubrennen und, wenn sie oben angelangt waren, Japeth im Arsenal zu überwältigen.

»Wenn wir ihn ausschalten können, sind die anderen hilflos. Schwester Hannah wird sehr wahrscheinlich nicht kämpfen, Doktor Noyes ist zu alt zum Kämpfen und Sem ist so faul geworden, dass er nicht wird kämpfen *können*, Emma wird natürlich auf unserer Seite sein und uns helfen. Aber das Wichtigste ist, dass uns der Überraschungseffekt gelingt. Die Dämonen haben einen zweifachen Vorteil: Sie werden uns durch die Tür bringen – und sie werden uns *leise* durch die Tür bringen. Kein Hammer; kein Meißel; keine Eisensäge – nur ein schöner sauberer Brand.«

Hams Waffenvorrat war eher mager ausgefallen – aber immerhin war genug da, um jeden mit einem Küchenmesser und einer Heugabel auszustatten. Aus den Besen hatte er einen Satz Speere gemacht, insgesamt sechs, die er selber tragen würde. Jeder Speer hatte als Spitze ein weiteres Küchenmesser – er hatte sich aber nicht entschließen können, die größeren Fleischmesser zu benutzen, denn ihre Schärfe und ihre Größe wirkten so einschüchternd, dass er sich nicht vorstellen konnte, sie im Kampf einzusetzen. Die Wunden, die sie zufügen könnten, wären einfach zu grässlich.

Luci nannte das Feigheit, und zwar der schlimmsten Art - »intellektuelle Feigheit« sagte sie dazu. »Ein Messerstich ist ein Messerstich«, sagte sie. »Das Blut deines Bruders ist nicht weniger das Blut deines Bruders, nur weil du es mit einer kleineren Klinge vergießt, Ham. Was für Unsinn ihr Menschen manchmal redet!«

»Ja – aber ich will sie nicht *töten*«, sagte Ham.

»Nun mein Lieber«, sagte Luci, »es tut mir Leid, dir das sagen zu müssen, aber Tatsache ist, wenn du nicht bereit bist, sie zu töten – werden wir nicht gewinnen.«

»Aber – ich kann doch meinen eigenen Bruder nicht töten!«, rief Ham.

»Nun gut. Aber sag mir Folgendes: Kannst du dir vorstellen, dass Japeth so etwas sagen würde?«

Während Ham schwieg, stieg vor Mrs Noyes' geistigem Auge ein Bild von Japeth auf, wie er im Gang sein Schwert schwang und sagte: *Wenn du das noch einmal tust, bringe ich dich um...*

»Nein«, meinte sie. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass Japeth so etwas sagen würde.«

»Das sagst du so leicht«, sagte Ham, »aber *ich* muss ihn töten.«

»Warum lässt du das Problem nicht einfach auf dich zukommen?«, fragte Luci.

Ham sagte nichts mehr. Am liebsten wäre ihm gewesen, wenn das Thema gar nie zur Sprache gekommen wäre, und insgeheim war er noch immer überzeugt, dass niemand getötet werden sollte. Doch es war sinnlos, mit Luci darüber zu streiten. Sie hatte etwas Hartes, Erbarmungsloses, das er nie verstehen würde, womit er vielleicht immer Probleme haben würde. Doch so viel verstand er: Ohne Lucis Härte hätte der Aufstand an Bord der Arche nicht stattgefunden. Die Härte hätte sich dann ausschließlich auf der anderen Seite befunden, bei den Menschen hinter der Tür, die sie jetzt in Angriff nehmen wollten.

Luci stieg die Treppe bis ganz oben hinauf und gab Mrs Noyes ein Zeichen, ihr leise zu folgen. Auch Ham folgte, blieb aber oben auf der Seite stehen. Sobald das Holz um Schlösser und Riegel verbrannt wäre, würde er als Erster durch die Tür

gehen. Er schwitzte bereits trotz des eiskalten Luftzugs, der unter der Tür durchblies und die Kerzen zum Flackern brachte.

»Bring deine Dämonen her!«, rief Luci leise Mrs Noyes zu.

Luci hockte vor dem Türrahmen, Mrs Noyes neben ihr mit den Säcken samt den Dämonen.

»Ich fürchte, du musst einen Eimer Wasser holen«, sagte Luci. »Die Säcke fangen an zu brennen. Schnell!«

Mrs Noyes sauste die Treppe hinunter zum Stall, wo sich, wie sie wusste, ein Eimer und ein Fass befanden. In der Zwischenzeit griff Luci in den ersten Sack und zog einen Dämon heraus.

Ham schaute fasziniert und nicht wenig erschrocken zu, als Luci in einer Fremdsprache zu dem Dämon sprach und ihm ein leckerer Stückchen Leber aus ihrer Tasche anbot.

Der Dämon verschlang die Leber – briet sie gleichzeitig – und fast sofort begann er, an den unteren Körperteilen etwas heller zu glühen. Eine längere Diskussion zwischen den beiden hatte einen außergewöhnlichen Anblick zur Folge: Der Dämon streckte Luci sein glühendes Hinterteil hin, und diese fing an, ihm mit ihrer großen, mit Schwimmhäuten versehenen Hand schnell Luft zuzufächeln.

Als das Glühen dadurch so hell und heiß wie möglich geworden war, wies Luci den Dämon an, *genau* so am Türpfosten stehen zu bleiben. Ihre Finger dienten ihm dabei als Stütze.

Das Bild, das sich nun bot, sah so aus: ein glühend heißer Dämon, der sich in der Hocke nach vorn beugte und sein Hinterteil fest gegen den Türpfosten drückte, während Luci seine Pfoten genauso hielt, wie eine Mutter die Hände eines Kindes hält, das auf dem Töpfchen sitzt und den Anforderungen nicht gerecht wird.

Auch wenn das Bild sehr friedlich war, die Wirkung war haargenau so, wie Luci vorausgesagt hatte: Das Holz loderte

auf und brannte wie Wunderkohle, und bald klaffte im Türpfosten ein Loch vom Durchmesser eines Besenstiels.

Bis Mrs Noyes mit ihrem Eimer Wasser zurückkam, war Luci schon mit dem zweiten Dämon beschäftigt, der erste lag erschöpft auf einer Stufe; dabei war er so vorsichtig, sich auf den Bauch zu legen, um die Treppe nicht in Brand zu setzen. Der Rupfensack mit den mehrköpfigen Dämonen rauchte wie ein Lagerfeuer und Mrs Noyes ließ ihn in den Eimer hinunter, wo er wohlthuend zischte.

Jeder Dämon musste zweimal eingesetzt werden, damit das Loch, das entstand, nicht nur so groß war, dass Luci ihren Arm durchstecken konnte, sondern ihr auch genug Freiraum ließ, um die Riegel auf der anderen Seite der Tür zurückzuschieben. Das erste Ziel war endlich erreicht, doch dann wurde es schwieriger, was hauptsächlich damit zusammenhing, dass Luci versuchte, möglichst leise zu sein. Die Riegel waren verrostet und quietschten leicht, was bedeutete, dass Luci sie sehr langsam betätigen musste. Schließlich gelang es ihr fast ohne jegliches Geräusch.

»*Geschafft!*«, flüsterte sie – und zog den Arm triumphierend heraus. »Wir sind frei!«

Bald war es so weit: *Der Aufstand der Unteren Schichten* würde beginnen.

Luci und Mrs Noyes ließen die Säcke mit den Dämonen über ihren Rücken gleiten – ganz langsam, um im Innern kein Gejuchze auszulösen –, dann hoben sie ihre Küchenmesser und Heugabeln auf und stellten sich zu beiden Seiten der Tür.

Ham, der einen Umhang aus Rupfen um die Schultern trug, trat vor die Tür, die Speere in der einen Hand und die

Heugabel in der anderen. Sein Messer steckte sicher in seinem Gürtel.

»Na, dann los«, sagte er, und drückte die Tür mit der Zehe auf.

Den Anblick, mit dem sie begrüßt wurden, hätte keiner für möglich gehalten.

Es schneite.

»Ach – wie schön!«, flüsterte Mrs Noyes; mit weit geöffneten Augen blickte sie auf die Szenerie.

»Es wird weniger schön sein, wenn wir einmal da draußen sind«, sagte Luci. »Pass auf!«, sagte sie zu Ham. »Es ist bestimmt glatt.« Aber Ham war schon hinausgegangen.

Die Luft war von einem milchigen Licht durchdrungen, dabei war es zwei oder drei Uhr nachts und ansonsten stockfinster. Jeder Zentimeter des Decks – Kastell, Pagode und Arsenal mit eingeschlossen – war mit einer dicken, nassen, weißen Schicht bedeckt, und es war absolut windstill. Der Schnee fiel senkrecht nach unten in Flocken so groß wie Kupferpfennige – und er war so dicht, dass er eine unheimliche, jedoch tröstliche Stille erzeugte.

Die Dämonen, vom Geruch des Schnees fasziniert, steckten die Köpfe aus den Säcken und streckten ihre Zungen aus, um ihn aufzufangen, was sich anhörte wie Wassertropfen, die in eine Pfanne mit heißem Fett spritzen.

Mrs Noyes drehte sich zum Arsenal um und sah all die Vögel, die sich unter ihren Schneeumhängen auf der Reling zusammenkauerten – bei einigen war der Schnabel länger geworden, Eiszapfen hatten sich an der Spitze gebildet. Und in der Tat dauerte es auch nicht lange, bis an ihren eigenen Haarspitzen Eiszapfen hingen, denn der Schnee schmolz allmählich und lief ihr den Nacken hinunter.

Ham lag – wie zuvor abgesprochen – auf dem Dach des Arsenaus, und zwar genau über der Tür. Aus dieser Position

würde er Japeth aus dem Hinterhalt überfallen. Luci marschierte mitsamt dem glühenden Sack voller Dämonen hin zu der Tür und schlug mit dem Stiel ihrer Heugabel fest dagegen: *Bumm*.

Es kam keine Reaktion, nur einige Vögel wachten auf und veränderten auf der Reling ihre Position, um besser sehen zu können, was los war; dabei schüttelten sie den Schnee von sich und stießen gegen andere Vögel, die weniger neugierig waren.

Luci schlug noch einmal gegen die Tür: *Bumm*.

Ein oder zwei Vögel blickten auf – schlecht gelaunt, weil sie im Schlaf gestört wurden. Aber Luci beachtete sie nicht und haute noch dreimal hintereinander gegen die Tür.

Es geschah immer noch nichts.

Dann – ganz plötzlich – bewegte sich etwas beim Kastell und hinter den Verschwörern trat eine Gestalt hervor.

»Sucht ihr mich?«, fragte sie.

Es war Japeth – von Kopf bis Fuß bewaffnet und gepanzert – und gegen die Witterung trug er zusätzlich einen leuchtend roten Umhang.

Außerdem führte er seine beiden Wölfe an ihren Messingketten mit sich.

Es gab nur eines, wovor Luci panische Angst hatte – vor Hunden und Wölfen – und so blieb sie wie angewurzelt stehen, als Japeth die Ketten von den Handgelenken fallen ließ und bellte: »Greift an!«

Die Wölfe, die selber vor Panik erstarrten, blieben stocksteif stehen, die Augen fest auf Luci gerichtet. Während einiger langer Sekunden bewegte sich niemand. Dann machte Japeth noch einen Schritt vor und hob sein Schwert.

Fünfzehn Minuten später saßen Luci, Ham und Mrs Noyes mit dem Rücken gegen die Wand des Arsens auf dem Deck; die Säcke mit den Dämonen zischten neben ihnen im Schnee.

Ham war völlig niedergeschlagen.

»Wir haben nicht einmal im Traum daran gedacht, dass er vielleicht nicht drin sein könnte«, sagte er. »Damit haben wir überhaupt nicht gerechnet!«

»Das nächste Mal *werden* wir daran denken«, sagte Luci.

»Das nächste Mal?« Ham hob seine gefesselten Handgelenke in einer Geste der Verzweiflung. »Welches nächste Mal?«

»Das nächste Mal und das nächste Mal und das nächste«, sagte Luci. »Sooft wir eben brauchen, bis wir gewinnen. Wenn du klug bist, betrachtest du das, was wir heute Nacht gemacht haben, nicht als einen Misserfolg, sondern als eine Probe. Eine Erfahrung, die uns ab jetzt nur nutzen kann...«

»Ach ja«, sagte Ham. »Nutzen. Und wie, schlägst du vor, soll das gehen?«

»Das weiß ich noch nicht. Aber ich denke darüber nach. Und ich schlage vor, dass du das auch tust, es bringt auch für *dich*. Schätzchen, viel mehr, als sich wegen unseres Scheiterns zu grämen.«

In diesem Augenblick kam Japeth wieder aus dem Kastell mit Sem und Doktor Noyes im Schlepptau.

»Da sind sie«, sagte er. »Da drüben.«

Noah – er sah sehr alt aus, gerade so, als ob er in einem Leichentuch aus seinem Grab gestiegen wäre statt in seiner Decke aus der Wärme seines Bettes – ging quer über das Deck und versuchte, die Gefangenen durch das Schneegestöber zu erkennen.

Es war das erste Mal seit mehr als einem Monat, dass er seine Frau wieder sah, und er erkannte sie kaum, so dünn war sie geworden und trotz des Schnees so dreckig. Wen er gar nicht erkannte, war Luci mit ihrem jetzt kupferfarbenen Haar und

dem knöchigen Gesicht, so wenig dem Gesicht ähnlich, an das er sich erinnerte: weiß und rund und schön. Sein Sohn, der nur aus Rupfen und Matsch zu bestehen schien, mit seinen langen, zottigen Haaren und den gefesselten Händen war ihm völlig unbekannt.

»Wer *sind* diese Leute?«, fragte er Japeth. »Wieder ein Enterkommando?«

»Nein, Vater. Ich hab's Ihnen doch schon gesagt: Es sind Ham und Luci und Mutter.«

Noah blinzelte. Und schnupperte.

»Brennen sie?«, fragte er.

»Nein, Vater. Das sind die Dämonen.«

Mit einer Mischung aus Abneigung und Angst betrachtete Noah die Rupfensäcke und die glühenden Augen.

»Sind sie gefährlich?«, fragte er.

Sem sagte: »Nein«, und Japeth sagte: »Ja.«

»Dann schau, dass du sie loswirst!«, sagte Noah.

Japeth ging hin, hob die Säcke auf und warf sie über Bord.

Es geschah so schnell, dass keiner der Verschwörer auch nur Zeit hatte zu protestieren. Und die Dämonen – denen überhaupt nicht bewusst war, was mit ihnen geschah – dachten, man wolle sie nur hochheben und herumschwingen, und so schrien sie vor Freude, als sie über die Reling und in den zischenden Schneesturm hinauswirbelten.

Erst lange, nachdem sie unter der Wasseroberfläche verschwunden waren, hatte sich Mrs Noyes von dem Schock erholt. Sie sah zu Japeth hin, als ginge er noch immer auf die Dämonen zu, als wäre die Tat noch nicht vollzogen – und sie sagte: »Bitte nicht, sie sind doch unsere Freunde!...«

Luci senkte den Kopf, scheinbar aus Trauer, aber in Wirklichkeit vor Wut. Ganz langsam fingen die Seile um ihre Handgelenke zu schwelen an, doch keiner außer Ham schien es zu merken.

Japeth hatte sich von der Reling entfernt und versuchte, die Ketten am Halsband seiner Wölfe zu entwirren. Diese, die Augen unverwandt auf Luci gerichtet, wurden allmählich unruhig.

»Was ist los mit euch?«, fragte er. »Gebt Ruhe!« Japeth ärgerte sich immer noch über sie, weil sie sich geweigert hatten, seinen Befehl zum Angriff auszuführen.

Doch die Wölfe schienen ihn nicht zu hören. Sie witterten und wurden noch nervöser. Besonders das Weibchen zerrte an der Kette, was es für Japeth so gut wie unmöglich machte, sie wieder unter Kontrolle zu bringen. Das Männchen ließ den Schwanz hängen und versuchte sich hinter Japeth zu verstecken – während das Weibchen weiterhin in die entgegengesetzte Richtung zog.

Ham beobachtete mit wachsendem Interesse Lucis Handgelenke – sah, wie die Seile immer mehr Rauch abgaben und, während die Hitze zunahm, allmählich rot wurden – dann orange – dann gelb. Alle Muskeln in Lucis Armen spannten sich an – sie ballte die Fäuste und öffnete sie wieder; den Kopf hielt sie noch immer gesenkt und auf ihren Schultern und auf ihrem Rücken häufte sich der Schnee immer höher.

Mrs Noyes verschwand unter einer Schneewehe, weil sie sich nicht bewegen konnte – oder wollte – und Ham wurde angst und bange. Seine Mutter schien einzuschlafen – und von all den Winternächten, in denen er vom Zedernhain aus die Sterne beobachtet hatte, wusste er, dass Schlaf und Schnee eine tödliche Verbindung sein können. Er hatte einige Tamarins auf diese Weise sterben sehen – Ichneumone, Wombats und andere Tiere, die sich im Wald hätten befinden sollen, sich aber auf den Berg verirrt hatten und dort im Schneesturm stecken blieben. Jetzt hätte er seine Mutter gerne gewarnt – ihr zugerufen –, doch er hatte Angst davor, die Aufmerksamkeit auf Luci zu lenken, deren Handgelenke sich jetzt jeden

Augenblick von ihren Fesseln freibrennen konnten – dann wäre sie vielleicht in der Lage, alle loszubinden und seine Mutter wiederzubeleben.

Japeths Wölfe versetzten Ham in Angst und Schrecken. Sie rochen die brennenden Seile und konnten nicht still sitzen – und endlich verhedderten sie sich so sehr, dass sie sich einfach hinsetzten und heulten.

»Hört auf damit!«, sagte Noah.

»Hört auf damit!«, sagte Japeth.

»Hört womit auf?«, fragte Mrs Noyes, die mit einem Schlag wach wurde – und sich so heftig aufrichtete, dass der ganze Schnee, der auf ihr lag, wie ein Kleidungsstück von ihr abfiel.

Die Wölfe heulten weiter und ihr Geheul zog Hannah, in weiße Decken gehüllt, zur Tür des Kastells. Sie war offensichtlich aus dem Schlaf gerissen worden und zunächst noch verwirrt. Als sie jedoch sah, dass es schneite und begriff, was sich hier abspielte, zog sie sich ins Innere zurück, wo eine Laterne brannte.

»War das Emma?«, fragte Mrs Noyes.

»Nein, Mama«, sagte Ham – mit leiser Stimme. »Und versuch nicht, die Aufmerksamkeit hierher zu lenken!«

»Warum nicht?«, fragte Mrs Noyes. »Ich *will* Aufmerksamkeit. Mich friert hier – dich nicht?«

»Ja, aber...«

Da rief Mrs Noyes Sem zu: »Komm augenblicklich hierher und binde deine Mutter los!«

Aber der Ochs rührte sich nicht von der Stelle. Er war viel zu sehr damit beschäftigt, sein Gewand anders zu richten, damit der Schnee nicht in sein Hemd fiel.

Endlich befreite sich Japeth aus dem Wirrwarr der Wolfsketten – er hob zuerst ein Bein an und dann das andere – und die Ketten waren noch um sein rechtes Handgelenk und den Unterarm gewickelt.

Noah fragte: »Was ist das?«

»Was?«, fragte Japeth.

»Da drüben. Da drüben...« Noah zeigte ungefähr in die Richtung der Gefangenen – und gleichzeitig versuchte er seine Decke festzuhalten. »Rauch...«, sagte er.

Japeth schaute hinüber.

Hinter ihnen erschien Hannah – sie ging arglos weiter und hielt den schwarzen Regenschirm über sich.

Plötzlich hob Luci den Kopf, rief: »Passt auf!«, und streckte blitzschnell ihren Arm nach Japeth und Sem und Noah aus – die sich allesamt in einer Reflexbewegung umdrehen, als befürchteten sie, der Himmel würde gerade hinter ihnen einstürzen.

»*Passt auf!*«

Sem zog seinen Umhang vors Gesicht, da er Hannah für den Todesengel hielt – sie war ja ganz weiß unter dem schwarzen Etwas –, und da ertönte ein gedämpfter Schrei hinter seinem Arm. Noah musste mehrmals hinschauen um zu erkennen, wer da war – doch Japeth bekam keine Gelegenheit, länger als den Bruchteil einer Sekunde etwas zu sehen.

In dem Moment, als er sich umdrehte und genau dann, als sie zum zweiten Mal »*Passt auf*« schrie, stürzte sich Luci auf Japeth – ungeachtet der Wölfe – und warf ihn aufs Deck.

Ham dachte – wenn sie nur mich zuerst befreit hätte!

Aber wie sich herausstellte, versuchte Luci gar nicht den Aufstand fortzuführen. Sonst hätte sie tatsächlich nicht nur Ham, sondern auch Mrs Noyes befreit. Im Augenblick wollte sie nur Japeth – und die Gelegenheit, den Tod ihrer Dämonen zu rächen.

Japeth wusste gar nicht, wie ihm geschah. Er wusste nur, dass seine Wölfe sich gegen ihn gewandt hatten und seine Beine und Füße mit ihren Zähnen aufschlitzten – während irgendeine andere Kreatur (wer hätte ahnen können, dass es Luci war?)

auf seinen Schultern saß und seine Arme mit den Knien am Boden festnagelte. Und ein großer bronzener Handteller legte sich auf sein Gesicht und erstickte ihn, während die Schwimmhäute und die Finger dieser riesigen Hand sich wie ein Kohlblatt um seinen Kopf wickelten und die Fähigkeit zu hören und zu sehen ganz ausschalteten, und er fühlte, wie ein entsetzlicher brennender Schmerz, den er nicht identifizieren konnte, durch seinen ganzen Körper fuhr.

Eine Rettungsaktion war nicht nötig.

Sobald ihre Aktion beendet war, stand Luci wieder auf und ging ganz bereitwillig – fast sanftmütig – auf ihren Platz neben Mrs Noyes und Ham zurück.

Als Japeth sich schwankend auf die Knie erhob, war er überzeugt, dass er nie wieder würde sehen und hören können. Aber das, was Luci bewirkt hatte, hatte nichts mit Blindheit, nichts mit Taubheit zu tun. Sie hatte einen Fluch besiegelt: *dass Japeth sein Lebtage keinen einzigen Augenblick Ruhe vor seinem Fleisch haben sollte*. Die Wunde, die seine Wölfe ihm beigebracht hatten, sollte für immer schwären. Und keine Wunde, die er sich in einer künftigen Auseinandersetzung mit einem Feind – ob Mensch oder Tier – zuziehen würde, sollte jemals heilen. Er würde fortan nach jedem Tod riechen, den er zufügte, und als Beweis dafür roch er schon jetzt nach Feuer, da er vier Dämonen ermordet hatte.

Sem, der sich inzwischen vom Schock, den Hannahs Erscheinung ausgelöst hatte, erholt und erkannt hatte, dass er nicht sterben würde, ging zu Japeth hin und befreite ihn von den Ketten um die Handgelenke – die winselnden Wölfe schob er beiseite.

Hannah stand neben Noah und hielt den schwarzen Regenschirm über den alten Mann. Die Enden ihres Tuchs hatte sie um den Hals geschlungen und den Stoff vor Mund

und Nase gezogen, so dass nur ihre Augen sichtbar waren. Ihr Blick war zu Boden gerichtet.

Noah spähte durch den Schnee zu Luci hinüber, als wäre sie eine Erscheinung (*Jahwe?*...), und er fragte: »Wer ist dieser Mann?«

Sem sagte: »Es ist kein Mann, Vater. Es ist Luci. *Lud* – Hams Frau.«

»Das ist ein *Mann*«, sagte Noah. »Glaubst du nicht, dass ich einen Mann erkenne, wenn ich einen sehe?«

Sem schaute Hannah an. Es war eindeutig: Entweder sein Vater hatte Halluzinationen, oder er war völlig senil geworden.

»Ich erlaube mir anderer Meinung zu sein, Vater«, sagte er mit einer Förmlichkeit, die von Angst und Erschöpfung rührte. »Vielleicht täuscht das Licht nur... der Schnee... die späte Stunde.«

»Das ist ein *Mann*«, sagte Noah.

Hannah berührte den alten Mann an der Schulter. »Kommen Sie, Vater Noyes«, sagte sie. »Sie müssen wieder ins Bett. Sie holen sich hier draußen den Tod.«

Noah drehte sich um. »Es ist ein Mann«, sagte er, jetzt ruhiger.

»Ja, ja«, sagte Hannah; sie fasste ihn am Ellbogen um ihn zum Kastell zu führen. »Wahrscheinlich ist es ein Mann. Sie haben Recht.«

»Wieder ein Enterkommando...«

»Ja. Ja.«

»Piraten.«

»Ja.«

»Aber wir haben wieder gewonnen – nicht wahr?«

»Ja. Wir haben gewonnen. Wieder. Jetzt müssen Sie ins Bett.«

»Willst du...? Wirst du...?«

»Ja. Ich bleibe bei Ihnen, bis Sie eingeschlafen sind.«

Am Eingang zum Kastell drehte sich Noah noch einmal halb um und sagte zu den anderen: »Kümmert euch um sie!«

»Ja, Herr Vater«, sagte Sem.

Japeth sagte nichts.

Noah ging ins Kastell hinein und Hannah machte den schwarzen Schirm zu, schüttelte ihn, folgte ihm hinein und schloss die Tür.

Während der Schnee weiter fiel, kam zusätzlich Wind auf. Bei Tagesanbruch befand sich die Arche in der Gewalt eines regelrechten Blizzards. Es war vielleicht der heftigste Sturm, mit dem sie seit dem Ablegen zu kämpfen hatten.

Japeth und Sem trieben die Gefangenen unter Deck und Sem stand mit den Wölfen Wache, während Japeth in allen drei unteren Decks die Runde machte, wobei er sämtliche Laternen zertrümmerte und alle Kerzen in einen Sack warf.

»Ab jetzt gibt es für euch kein Licht mehr«, sagte er. »Ihr werdet in fortwährender Finsternis leben, bis wir an Land kommen.«

Als er den Stall erreichte, packte er mehrere Lämmer, schlang ein Seil um ihre Hinterbeine und ließ sie nebeneinander über seinen Rücken herunterhängen; mit gezücktem Schwert stieg er dann mit den Lämmern und dem Sack voller Kerzen die Treppe hinauf.

»Diese Tür wird auf eine Art versperrt werden, die ihr niemals mehr überwinden könnt«, sagte er. »Kann sein, dass ihr verhungert; kann sein, dass wir verhungern«, fügte er hinzu, »aber wir werden zumindest nicht im Finstern verhungern.«

Und weg war er; gefolgt von Sem mit den Wölfen.

Als Sem oben ankam, wirkte er mit seiner makellosen Kleidung, den beiden riesigen Wölfen zu seinen Füßen und dem Schnee, der um ihn herumwirbelte, völlig fehl am Platz. Vielleicht war er sich der Unangemessenheit seines Aufzuges

bewusst, denn er schaute nach unten und zupfte so lange an seinem Nachthemd, bis es unordentlich herunterhing, als wolle er absichtlich seine korrekte Erscheinung zerstören – darauf schaute er etwas verlegen seine Mutter und seinen Bruder und Luci an und sagte: »Es tut mir Leid...«

Dann machte er kehrt und ging durch die Tür. Dabei wurde einen Augenblick lang Schnee ins Innere geweht, die Treppe hinunter und am Boden entlang bis zu Mrs Noyes' Füßen. Sie schaute noch einmal zu dem kleinen Fleck Himmel da oben und plötzlich war die Finsternis da, mit einem lauten Knall – und dem Lärm von Hämmern und Nägeln und Ketten.

In dieser Finsternis kam Mottyl an, stellte sich neben Mrs Noyes' und jammerte, während Luci die Seile von Hams und Mrs Noyes' Handgelenken löste.

Mrs Noyes erschrak.

»Du hättest dein Nest niemals verlassen dürfen, solange Japeth unterwegs war«, sagte sie. »Das habe ich dir schon so oft gesagt.«

Aber Japeth war nicht das Problem.

Das Problem war Mottyls und Mrs Noyes' Lieblingskätzchen, Silber.

Die ganze Zeit, während die Revolutionäre sich oben auf Deck befanden, war die Tür offen gewesen, und in diesen Stunden war Silber verschwunden.

Noah saß am großen langen Tisch im Salon und wartete darauf, dass Hannah ihm eine Schüssel mit heißem Haferflockenbrei brachte. Er hatte sich bei seinem Abenteuer mit dem – wie er immer noch behauptete – Enterkommando »unter der Führung eines rothaarigen Seeräubers« verkühlt. Aber er war auch in Hochstimmung und plapperte, ohne

Zähne, vor sich hin, während Schwester Hannah beim Zubereiten seines Breis in der Kombüse herumwerkelt.

Japeth und Sem waren währenddessen damit beschäftigt, die großen Doppeltüren zu den unteren Decks zu versiegeln – sie machten sie mit Stangen und Ketten dicht und bretteten sie mit in X-Form angebrachten und mit riesigen Eisennägeln befestigten Balken zu.

Sarah saß bereits auf Noahs Schoß, aber Abraham war – zumindest im Augenblick – abwesend. Wahrscheinlich verrichtete er seine Notdurft in der Kiste mit Sägemehl, die im Durchgang vor den Latrinen stand.

Noahs hölzerne Zähne lagen auf seinem Taschentuch vor ihm; erst zwei Tage zuvor waren sie frisch geweißt worden, und so sahen sie einerseits fast erschreckend jugendlich, andererseits wie der letzte übrig gebliebene Rest eines menschlichen Schädels aus.

»Was für ein Schiff hatten sie?«, fragte er. »Einen Dreimaster? Zwei? Als Rahsegler getakelt oder mit Klüver?«

Hannah antwortete nicht, obwohl sie ihn hörte. Am besten, man ließ ihn faseln. Man fütterte ihn und steckte ihn ins Bett – schaute nach, dass er schlief, und betete, dass sein Geist beim Träumen klar würde.

»Es gibt kein Piratenschiff auf den sieben Weltmeeren, das wir nicht in der Lage sind zu besiegen«, sagte Noah. »Glaub mir! Mit Jahwe auf unserer Seite – kann *nichts* und *niemand* uns schlagen! Nicht einmal dieser Sturm kann uns schlagen, sag ich dir. Jahwe hat versprochen...«

Plötzlich machte die Arche einen Ruck, der die Laternen herumwirbelte und Noahs Zähne zu Boden fliegen ließ, in der Kombüse knallten einige Töpfe herunter. Noah wurde fast vom Stuhl geschleudert – und Sarah, die nach dem Nächstbesten griff, das sie würde retten können, erwischte mit ihren Krallen den Handrücken des alten Mannes, was Noah kaum zu merken

schien – vielleicht wegen des wilden Durcheinanders von Möbeln und Lampen um ihn herum.

Sein erster Gedanke war, dass Jahwe vielleicht Seine Gegenwart kundtat. Welch bessere Art könnte Er bedenken, um erneut in ihr Leben zu treten, als die Arche in Seine Hände zu nehmen und sie zum Gruß zu schütteln?

Als Hannah hereinkam, um nach ihm zu schauen, fand sie ihn auf allen vieren, er suchte auf dem Boden nach seinen Zähnen.

»Hat es Sie hingeworfen?«, fragte sie. »Sind Sie verletzt?«

»Ich bete«, sagte Noah. »Bete. Hast du es nicht gemerkt? Jahwe hat gerade zu uns gesprochen...«

Hannah wagte nicht darauf einzugehen – sie wusste genau, dass nur der Sturm die Arche durchgerüttelt hatte, doch ebenso genau wusste sie, dass Noah es nie akzeptieren würde, wenn sie sagte, nicht jede Geste komme von Gott.

Noah hatte seine Zähne gefunden und ließ sie im Ärmel verschwinden.

»Hilf mir aufzustehen!«, sagte er.

Hannah half ihm auf die Füße und setzte ihn wieder auf seinen Stuhl.

»Jetzt hole ich Ihre Haferflocken«, sagte sie und ging zur Kombüse zurück.

»Wo ist das Kind, das wir haben?«, rief Noah ihr zu.

Schweigen.

»Schwester Hannah? Tochter?...«, rief Noah.

Hannah stand wie versteinert da, den Breitopf in der Hand – der Holzlöffel verharrte vor ihren Lippen – und die Kombüse begann sich um sie herumzudrehen. *Was hatte er gesagt?*

»Wo ist das Kind, das wir haben, frage ich!«, rief der alte Mann nochmals.

Hannah ließ langsam den Löffel sinken, legte den Handrücken gegen die Stirn und schloss die Augen.

»Emma!«, brüllte Noah. »Wo ist sie?«

Hannah schlug die Augen auf.

Emma.

»Ach«, sagte sie – und rief zurück: »Emma ist in ihrer Kajüte. Krank.« (Sie wagte nicht zu sagen, um welche Art Krankheit es sich handelte – dass Emma nämlich stumm geworden war und nicht essen wollte, wie ein trauerndes Tier.)

»Du arbeitest zu viel«, sagte Noah, der sich in Gedanken von dem Sturm und den Piratenschiffen löste und im Geist in die Zukunft wanderte (Hand in Hand mit Jahwe vielleicht), wo es wieder Häuser geben würde und Küchen so groß wie Archen und Kinderzimmer voller Kinder – eine passende Art, seine Tage zu beschließen. – und Schwester-Tochter Hannah, ganz in Weiß, würde alles leiten. Noah würde unter dem frisch gepflanzten, gleich zehn Meter hohen Walnussbaum sitzen und der neu bepflanzte, schon uralte Obstgarten hinter dem heiligen Tor würde die Luft mit dem Duft von Weisheit und Blüten erfüllen – Äpfel, Birnen; und der neu ernannte Engel wäre auch dabei, aber in den Ästen des...

»Tochter?«

»Ja, Vater Noyes?«

»War das meine Frau auf Deck, mit den ganz weißen Haaren und in Sackleinen gekleidet?«

»Ja, Vater Noyes.«

»Keine Piraten also?«

»Nein, Vater Noyes. Keine Piraten.«

»Und wer war der Mann neben ihr...?« (*Engel. Engel. War das nicht ein Engels Gesicht neben ihr – Engelshaut und Engelshaar...*)

»Ham, Vater Noyes. Das war Ham, Ihr Sohn.«

Die Vision flackerte mal auf, mal war sie wieder verschwunden – sie bewegte sich im Rhythmus der Lampen. Ein anderes Gesicht – nicht das von Ham –, sondern...

»Nein, der *andere* Mann.«

Hannah stand im Türrahmen, den Breitopf in der Hand, bereit die Haferflocken zu servieren.

»Der andere Mann?«

»Das war ein Engel, Tochter.« Noah drehte sich um und seine Augen blitzten zu Hannah hin und wieder weg, wie die Vision. »Glaubst du nicht, dass ich einen Engel erkenne, wenn ich einen sehe?«

Mann. Pirat. Engel. Was sollte Hannah jetzt sagen? Sollte sie den alten Mann daran erinnern, dass er lediglich Luci gesehen hatte? Das würde ihn wütend machen.

»Ja«, sagte sie. »Vielleicht ein Engel. Ja...« Und sie ging in die Kombüse zurück und füllte zwei Schüsseln mit Brei, dunkelbraunem Zucker und dem allerletzten Rest Sahne.

Nachdem sie zwei Silberlöffel in je eine breite weiße Serviette gewickelt hatte, nahm sie Löffel und Schüsseln und ging in den Salon zurück, wo sie sofort einen Luftzug bemerkte.

Noah stand aufrecht da – er saß nicht – und starrte auf die Tür zum Deck, die der Sturm offensichtlich aufgestoßen hatte. Sie schwang an den Scharnieren hin und her – ging weder ganz zu – noch flog sie weit auf.

Hannah stellte die beiden Schüsseln auf dem Tisch ab und ging um das lange Tischende herum auf die Außentür zu, um sie zu schließen. Davor aber, auf halbem Weg, erblickte sie den Kater Abraham, der aus der Finsternis auftauchte – mit Schnee auf dem Rücken und etwas im Maul.

Sie versuchte – und zumindest äußerlich gelang es ihr, – ihren Ekel vor der Aussicht auf eine weitere Ratte, die der unternehmungslustige Abraham nach Hause schleppte, zu unterdrücken. Er fraß sie nie, köpfte sie nur – und ließ den Rest liegen, den sie dann aufhob und über Bord warf. Manchmal fand sie Köpfe, die von den Sitzflächen der Stühle, aus den Schubladen der Kommoden und von ihren Bettdecken zu ihr

aufblickten. Es half nichts, dass sie alle Türen zwischen ihrem Teil und dem Rest der Arche zusperrte – irgendwie fand Abraham immer einen Weg hinein.

Diesmal lief sie zuerst um ihn herum und schloss die Tür, bevor sie zurückging um das Unvermeidliche in Angriff zu nehmen. Sie nahm sich gerade vor, wenn es sich vermeiden ließ, sich erst um die Ratte zu kümmern, wenn sie ihren Brei gegessen hatte.

Aber Noah hatte schon gesehen, dass das Ding in Abrahams Maul keine Ratte war, sondern etwas anderes – etwas Silberfarbenes.

Abraham trat vor Noahs Füße und verbeugte sich – das Ding hing noch immer aus seinem Maul. Dann sprang er – trotz der Erschütterungen durch den Sturm ganz Grazie und Sicherheit – zuerst auf Noahs Stuhl, wo er sich mit dem Ding vor Sarah verbeugte, und dann auf den Tisch – wo er das Ding, mit gebrochenem Genick und tot, ausbreitete, damit Noah es besichtigen konnte.

Abraham setzte sich vor seine Beute hin.

Noah wurde von den Toten weniger eingeschüchtert als Schwester Hannah. Sie wich zurück – aber er machte einen Schritt nach vorn – streckte schon seine Finger aus.

»Es ist ein silbernes Kätzchen«, sagte er – jedes Wort mit höchster Verwunderung dehnend.

Dann sah er – mit wahnsinnigem Blick: der Gedanke an ein Wunder schien in seinem Hirn aufzublühen – Hannah über den Tisch hinweg an.

»Wessen Kätzchen kann das sein«, fragte er, »außer Gottes? War Sarah trächtig? Niemals. Und haben wir andere Katzen mit an Bord?« Er deutete mit seinem Arm durchs Zimmer.

»Keine – nirgends! Wessen Kätzchen ist das also? Wessen *Kind* ist das?«

Er starrte das Tier an – es war vollkommen, wie es so vor ihm aufgebahrt lag.

»Ein Wunder«, flüsterte er. »Ein wahrhaftiges und absolutes *Wunder*...« Er fiel auf die Knie – hielt den Tisch dabei mit beiden Händen fest und berührte die Tischplatte dreimal und wieder dreimal mit der Stirn. »Oh, alle Namen Gottes...«, betete er, »oh, jeder Name von allen zehntausend – hört mich – seht mich – bezeugt meine Dankbarkeit! Bezeugt auch, wie ich den Eigentlichen Namen übertöne...« Hier trommelte Noah in rasenden Schlägen mit den Fäusten so auf den Tisch, dass Hannah um seine Hände fürchtete. Aber sie hörte den Eigentlichen Namen nicht, konnte ihn nicht hören, den Namen, den zu vernehmen allen außer Jahwe selbst verboten war – als Noah ihn in seiner rasenden Ekstase aussprach – und er drückte und drückte immer wieder seinen Kopf an den Rand des Tisches, dort, wo die Leiche des silbernen Kindes lag.

Hannah konnte nicht anders und fiel ebenfalls auf die Knie, denn der fanatische Glaube, der Doktor Noyes beseelte, überzeugte sie, dass es sich nur um ein Wunder handeln konnte – denn Sarah war gewiss nicht trächtig gewesen – und keine andere Katze befand sich in der Arche – und Männchen gebären nicht oder pflanzen sich durch Teilung fort...

Was konnte es sonst sein?

Was konnte es sonst sein?

Was konnte es sonst sein?

Drei-mal-drei. Ein Wunder.

Was Abraham bestätigte, indem er sich vor das silberne Kätzchen legte und es nicht anrührte. Nicht einmal den Kopf.

Das Verschwinden des kleinen silbernen Männchens hatte in den unteren Decks eine große Suchaktion ins Leben gerufen. Krähe und Mottyl fragten jedes einzelne Tier in jedem

einzelnen Käfig und Verschlag, ob das Kätzchen gesichtet worden war, und Mottyl rief in jede Rinne und in jeden Abfluss nach ihm. Auch an den meistgefürchteten Stellen rief sie nach ihm – den Zisternen, den Latrinen und den Regentonnen.

Währenddessen nahm der Sturm an Stärke zu und es herrschte unter den Tieren, die den Halt verloren, große Aufregung. Der Sturm wäre schon unter normalen Umständen schwer zu ertragen gewesen – doch in der Finsternis und wegen der geschwächten Kondition aller Tiere an Bord war er entsetzlich. Gerade den Neugeborenen und den ganz Alten machte die ewige Feuchtigkeit, die durch den Temperatursturz verursachte Abkühlung und der eisige Wind, der durch jede Ritze und Spalte durchblies und in allen Abflüssen stöhnte, besonders schwer zu schaffen. Der größte Feind war jedoch die Finsternis.

Krähe, deren Sehkraft normalerweise mit der jedes anderen Lebewesens mithalten konnte – verlor diese Kraft im Finstern, daher waren ihre Flüge in den Gängen und Korridoren gelinde ausgedrückt riskant. Andauernd flog sie in offene Türen und Maschendraht und litt dann unter schrecklichen Kopfschmerzen.

Mottyl ging allmählich das Adrenalin aus. Sie war von oben bis unten durch die unteren Decks gestreift – sogar in den gefürchteten Schacht – und hatte dabei einmal das Füttern ihrer Kätzchen vergessen. Das Säugen fand sie, wenn sie ehrlich war, zunehmend schwerer. Normalerweise wären die Kätzchen schon lange entwöhnt worden, vielleicht schon drei Wochen früher, doch wegen der Knappheit an Mäusen, Ratten und größeren Insekten musste sie ihre Nahrung mit Milch ergänzen, die sie kaum noch erzeugen konnte. Die Zitzen am äußersten Ende ihrer Milchleiter waren völlig versiegt und die Kätzchen mussten sich möglichst nah an den noch

verbliebenen Quellen zusammendrängen, so dass die übrigen Zitzen durch übermäßiges Saugen jetzt fast aussahen wie rohes Fleisch. Noch dazu hatten die Kätzchen jetzt ganz ansehnliche Zähne, und gegen diese Zähne führte Mottyl andauernd Krieg – sie biss die Kätzchen ins Ohr und drückte mit den Krallen fest auf die Unterseite ihrer Kiefer – manchmal musste sie sogar ihre Lippen durchstechen. Auch ihre eigene Ernährung litt unter dem Mangel an Mäusen und ihr war bewusst, dass sie immer schwächer und für Erkältungen und eiternde Wunden anfälliger wurde.

Als sie vier oder fünf Stunden ununterbrochen nach ihrem Kätzchen gesucht hatte, raste es in ihrem Kopf, doch ihr Körper war vor Erschöpfung fast erstarrt. Immer öfter musste sie sich ausruhen – bis sie schließlich kaum noch aufstehen konnte, um die Rückkehr in ihren eigenen Gang anzutreten.

Bip bemerkte: »Wenn du uns hier herausholen könntest, würden wir dir helfen.«

Aber Mottyl konnte sich nicht einmal aufraffen, dieses Angebot anzunehmen. Bip und Ringer waren ganz weit drüben auf der anderen Seite des Schachts und der bloße Gedanke an den langen Weg hinüber, um sie zu befreien, ließ Mottyl erschauern.

Warum kann ich mich nicht bewegen?

Du bist zwanzig Jahre alt. Du bist am Verhungern. Du hast Würmer, Flöhe, Milben und einen Abszess hinter dem Ohr und einen weiteren an der Hüfte. Du hast eine angebrochene Rippe, die nicht heilen will. Du hast einen Bänderriss, einen verdrehten Darm und leidest unter völligem Vitaminmangel. Du bist blind. Du wirst taub. Du bist in einen Nagel getreten. Hörst du nicht, wie du atmest? Womöglich stellt sich eine

Lungenentzündung ein. Du bist teilweise ausgetrocknet und wir schlagen vor, dass du als Erstes – falls und wenn du wieder aufstehen kannst – Wasser trinkst. Du bist besorgt und deprimiert und hast zu wenig rote Blutkörperchen. Du leidest darüber hinaus unter Sauerstoffmangel und hast ein schwaches Herz. Noch dazu Rheuma im linken Hinterbein und etwas in der Leber, was wir nicht beschreiben können, denn es hat sich noch nicht zur Gänze bemerkbar gemacht. Und du fragst, warum du dich nicht bewegen kannst? Wir nehmen an, dass du auch nicht mehr bei Sinnen bist.

Danke für den Vortrag. Jetzt sagt mir, wie ich aufstehen soll!

Wir können dir nicht sagen, wie du aufstehen sollst. Tatsache ist einfach, dass du nicht kannst. Was du tun kannst, ist, nach Krähe rufen.

Warum?

Stell keine unnützen Fragen! Rufe nach Krähe!

»Krähe!«

Mottyls Stimme war viel zu schwach, um weiter als nur wenige Meter in einer Richtung vernehmbar zu sein – aber sie trug über den Schacht. Bip hörte sie.

»Krähe!«, rief er – und aufgrund seiner angeborenen Fähigkeit, sich über große Entfernungen Gehör zu verschaffen, war es Bip in kürzester Zeit gelungen, das ganze Deck mit dem Echo seiner Stimme zu füllen. Als Mrs Noyes ihn hörte, hatte sie das Gefühl, auf ihre Veranda mit Ausblick aufs Tal zurückversetzt zu sein.

»Krähe! Krähe! Krähe!«

Es dauerte nicht lange und Krähe kam angefliegen; ihre Flügel knackten und ihre Kopfschmerzen waren so schlimm wie noch nie.

»Hol uns hier raus!«, rief Bip. »Nur Ringer und mich. Wir können helfen – genau wie die, die im Finstern sehen können.«

Krähe machte sich gleich auf zum Lemurenkäfig. Unterwegs ließ sie schnell ein paar Schlangen, die Wombats und die Nachtschwalben frei und bald schon trippelten Füße und flatterten eifrige Flügel durch die Gänge. Die Eulen allerdings, deren Fähigkeit, bei Nacht hervorragend zu sehen, sie unter diesen Bedingungen zu großartigen Detektiven gemacht hätte, wurden wegen ihres riesigen Hungers abgewiesen. Vielleicht hätte ein Uhu oder die Schnee-Eule das silberne Kätzchen gefunden – aber Mottyl und Krähe waren nicht darauf aus, eine Leiche zu entdecken.

In der Zwischenzeit hatten sich Luci, Ham und Mrs Noyes in der Kombüse versammelt, wo die Glut im Herd zumindest ein bisschen Licht und viel Wärme spendete. Ihre Oberbekleidung – Rupfen und Handgewebtes – hatten sie über die Stuhllehnen gebreitet und die Stühle wegen der Hitze zum Feuer gedreht. Die Kombüse roch wie eine Küche im Winter – mit Tee, der in einer Kanne zog, einem großen Topf Polenta und dem nassen Geruch von Hanf, Wolle und angesengter Baumwolle.

In den letzten Wochen hatte Luci ihre Faszination für Bienenvölker entdeckt. Die Bienenkörbe, die Hannah geflochten hatte, waren aus seildicken Strohzöpfen und in der Form konisch; jeder Korb war eineinviertel Meter hoch. Am unteren Teil befand sich jeweils ein kleines halb rundes Loch, durch das die Bienen ein- und ausfliegen konnten. Im Innern hatten die Bienen selbst mehrere Schichten Honigwaben angefertigt, und gesonderte Schichten für Eier, Puppen und Kinderstuben für die Jungen, die von anderen gefüttert werden mussten, bis sie aus den Zellen kamen, um ihre eigene Rolle in der Weltordnung zu übernehmen. Jeder Stock hatte eine eigene Königin und verfügte über seinen eigenen Essensvorrat. Was Luci an den Bienen interessierte, war jedoch vor allem die Wärme, die sie erzeugten, und das tiefe durchdringende Geräusch bei ihrem Aufwachen.

Ham hatte vorgeschlagen, die Bienenkörbe in die warme Kombüse zu bringen, da die Kälte Bienen gefährlich werden konnte. Ihre eigene Wärme reichte nicht, um sie am Leben zu erhalten. Luci hatte die Stöcke auf den Tisch gestellt und drückte immer wieder ihr Ohr dagegen – und *summte*. »So anregend«, sagte sie. »Ganz außergewöhnlich...« Und ihr Gesicht nahm einen ganz intensiven Ausdruck an.

Allmählich – und voll Bedauern – wurde die Suche nach dem Kätzchen aufgegeben, und nachdem die Suchmannschaft sich ihren Misserfolg eingestand, gesellten sich ihre Mitglieder einzeln und paarweise zu den Menschen, die sich um den Herd drängten.

Bip hatte Mottyl einfach aufgehoben – wie er es bei einem anderen Lemuren tun würde – und sie in die Kombüse getragen, wo sie jetzt unterm Herd lag, halb schlief und arg keuchte, während Ringer zu dem geheimen Nest zurückkehrte und die übrigen Kätzchen holte, damit sie aus einer Schüssel mit dünner, verwässerter Ziegenmilch gefüttert werden konnten.

Die Wombats und Nachtschwalben saßen oben und versuchten den Rauch vom Herd zu vermeiden, und die Schlangen krochen in die Ecke, möglichst weit weg von der Hitze. Krähe hockte auf der Wäscheleine, die Mrs Noyes in glücklicheren Zeiten gespannt hatte – und auf der in Erwartung von Emmas Rückkehr ihre bunten Geschirrtücher und Spülbürsten hingen.

Lange Zeit herrschte Stille – nur verschiedene Essgeräusche waren zu hören: Breischüsseln und Löffel – Teebecher – und das Schlecken von Milch. In Krähes Fall wurde das Geräusch vom Picken in rohem Maisgrieß verursacht, den Ham und Mrs Noyes ihr handvollweise hinhielten. Die Nachtschwalben und die Wombats fraßen Fliegen, während die Schlangen sich

damit zufrieden gaben, vor sich hin zu dösen und – wie Mottyl – nur vom Essen zu träumen.

Luci war in Trance gefallen – ihr Ohr war gegen die Bienenkörbe gedrückt, ihr Breilöffel hing herab und drohte aus ihren Fingern zu gleiten, und ihre Schüssel kippte bedrohlich. Ham, der sich gerade von Krähe abgewandt hatte und sich wieder setzen wollte, um den eigenen Brei zu essen, sah zu seiner Frau und nahm ihr die Schüssel sanft aus der Hand. Den Löffel wollte sie jedoch nicht hergeben – sie hielt ihn fest, als er danach griff, sagte aber nichts, sah ihn auch nicht an. Ham setzte sich wieder auf seinen Stuhl, und während er aß, ließ er den Blick nicht von ihr ab.

Luci schwitzte, und je mehr Schweiß auf ihre Stirn trat und ihr Gesicht herunterströmte – er tropfte schon von Kinn und Nase –, desto heftiger weigerte sie sich, ihren Stuhl vom Herd wegzurücken, auch als ihre Kleidung schon zu rauchen und zu dampfen begann. Mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund lauschte sie den Bienenstöcken – und von Zeit zu Zeit bewegten sich Wörter wie Wellen und Zuckungen über ihre Lippen und ihren Kiefer.

Mrs Noyes fragte: »Hörst du den Bienen zu?«

Luci antwortete nicht, aber Ham sagte: »Es ist nicht das erste Mal, dass so etwas passiert. Es fing an, als sie die anderen Insekten fütterte. Eines Tages ging ich hin, um zu sehen, was los war, weil sie noch nicht zu den Futtertonnen zurückgekommen war; sie war schon über eine Stunde weg. Da war sie – genau so; sie hockte neben den Bienenstöcken und ich dachte, sie wäre eingeschlafen. Ich habe sie angesprochen – genau wie du jetzt –, und es kam keine Antwort. Ich habe sie noch einmal angesprochen, wieder keine Reaktion. Da habe ich mich vor sie hingestellt und sie *gerufen* – und ich habe gesehen, dass ihre Augen offen waren und sie ganz wach war. Nur, sie befand sich in einer Art Trance...«

»Das erinnert mich an Mottyl«, sagte Mrs Noyes. »An eine Katzentranze. Du weißt, wie sie manchmal starrt? Genauso, die Augen weit aufgerissen – als ob sie etwas fixiert, das ich nicht sehen kann, oder etwas hört, was ich nicht hören kann. Aber ich habe so etwas noch nie bei einem Menschen erlebt. Jedenfalls nicht bis jetzt, bis Luci...«

Sowohl Mrs Noyes als auch Ham hatten geflüstert, ihre Stimmen summten in der geheizten Kombüse, zischten wie brodelnde Töpfe.

»Sie ist so reglos«, sagte Ham. »Gerade das hat mich das erste Mal so beunruhigt. Selbst als ich ihren Namen rief, war es, als wäre sie nicht da. Und als ich ihn dann nochmals gerufen habe – hat sie einfach durch mich hindurchgeschaut, aber nichts gesagt, außer ›Warte‹. ›Es ist noch nicht vorbei...‹ Und später – als es offensichtlich vorbei war – habe ich sie gefragt, was sie mit ›es‹ gemeint hatte, und sie hat nur gesagt: ›Die Stimmen.‹«

»Die *Stimmen*?«, fragte Mrs Noyes. »Meinst du die Bienenstimmen?«

»Ich glaube nicht«, sagte Ham. Er sah zu Luci, die jetzt vor Anspannung klatschnass war. Und der Dampf, der von ihrer Kleidung hochstieg, war mehr Rauch als Dampf – die Art von Rauch, den brennender Weihrauch ergibt – ganze Schwaden stiegen zur Decke empor...

Und als Luci sprach – was sie jetzt tat –, war es nicht ihre eigene Stimme, sondern eine andere – tiefer als die eigene.

»Krähe«, sagte sie. »*Krähe wird uns retten.*«

Und dann – wieder mit der eigenen Stimme, aber noch immer in Trance – sagte sie: »Wie?«

»*Krähe hat die Lemuren befreit*«, sagte die andere Stimme aus Lucis Mund. »*Krähe hat all die anderen aus ihren Käfigen befreit, um uns bei der Suche nach Silber zu helfen.*«

»Ja«, sagte die Luci-Stimme. »Weiter!«

»Was wir brauchen, ist noch eine Krähe auf den oberen Decks. Eine Krähe, die uns befreit. Eine Krähe, die die Schlösser aufmacht, die uns hier in unseren Käfigen festhalten...«

»Ja?«

Aber die Stimme hatte aufgehört. Luci, noch immer in Trance, war verstummt – doch jetzt kehrte sie sich von den Bienenstöcken ab und begann, mit ihrem Löffel gegen den Stuhl zu klopfen. Sie tat es nicht bewusst – es war nur ein Reflex – als könne sie ihr erschöpftes Hirn durch Klopfen schärfen – es durch Trommeln zur Tat bewegen, wie Armeen durch Trommeln bewegt werden. Und durch Trompeten.

All ihre Aufstände waren fehlgeschlagen. Das Paradies lag für immer hinter ihr. Ihre Zuflucht im Morgenstern und später im Kormoran hatte nur bewiesen, dass sie sich allein in der ihr gegebenen Form erfüllen konnte. Ihr Aufenthalt im Obstgarten hatte nur bewiesen, dass dieser – wie sie schon lange vermutet hatte – bis auf eine unbegründete Angst vor Schönheit und die Tyrannei der Äpfel völlig leer war. Ihr einziger Erfolg war ihre Ehe mit Ham gewesen, die ihr Überleben an Bord der Arche gesichert hatte, doch am Ende war auch dies gescheitert. Sie wurde in diesem Kerker gefangen gehalten – wieder einmal den Tiefen übergeben – und es war ihr nicht gelungen, das Einhorn wiederzubeleben – es war ihr nicht gelungen, das elektrische Licht zu erfinden – es war ihr nicht gelungen, die Dämonen zu retten – es war ihr nicht gelungen, die Oberhand über die Mächte des Bösen zu gewinnen, die am oberen Deck unter dem Schutz von Japeth Noyes herrschten, genauso, wie es ihr nicht gelungen war, die Oberhand im Himmel zu gewinnen, wo die Mächte des Bösen unter dem Schutz von Michael Archangelis eine absolute Herrschaft ausübten. Es war hoffnungslos. Und all ihre Fähigkeiten versiegten, eine nach der anderen. Sie war nicht fähig gewesen das Kastell

abzubrennen. Sie hatte es nur geschafft, ihre Seile durchzubrennen und Japeth mit einem unbedeutenden Fluch zu zeichnen.

Sie fühlte sich erbärmlich.

Ihr Löffel klopfte weiter – und sie hatte immer noch nicht aufgehört, als Mrs Noyes aufstand und die Breiteller und den Breitopf und die Teebecher und die Milchschaüssel für die Kätzchen einsammelte und eines nach dem andern ins Spülbecken fallen ließ...

Das Spülbecken.

Klopf, klopf.

Das Spülbecken.

Emma.

Plötzlich stand Luci auf, warf dabei ihren Stuhl um und sprach mit der anderen Stimme: »*Emma*«, sagte sie. »*Emma wird unsere Krähe sein!*«

Ein Abflussrohr wurde abmontiert, und das schaffte genug Platz, damit Krähe durchkriechen und nach außen gelangen konnte. Sie hatte sehr genaue Anweisungen erhalten: Emma ausfindig machen und sie sofort zu den Türen bringen, die zum oberen Deck führten, um sie zu entriegeln.

Diesmal würden sie nicht – konnten sie einfach nicht – scheitern.

Ohne Licht – ohne Waffen – ihre Kräfte aufgezehrt und ihre Siegeschancen lächerlich gering, hatten sie jetzt nichts, womit sie siegen konnten, außer dem Willen zu siegen. Und der Notwendigkeit.

In der Kapelle hatte Noah das silberne Kätzchen auf den Altar gelegt.

Schwester Hannah kniete nieder und zog ihre Tücher fester um sich.

Abraham und Sarah lauerten an der Tür.

Noah dankte Jahwe für das Geschenk dieses Wunders – und er zog das Messer durch das leblose Fleisch. Er drückte die kläglichen Blutstropfen auf seine Finger, hielt sie Schwester Hannah hin und befahl ihr zu trinken.

Als sie getrunken hatte und seine Finger von ihren Lippen löste, benetzte er sie noch einmal mit Blut – und trank selber davon.

Dann warf er sich hin – ausgestreckt –, drückte sein Gesicht auf den Boden und begann, vom Heulen des Windes begleitet, alle Opfer- und Erlösungsgebete aufzusagen.

Hannah ihrerseits fing auch an zu beten – gab es aber bald auf, weil sie plötzlich von Schmerzen geradezu überwältigt wurde.

»Mir ist nicht gut«, flüsterte sie. »Mir ist nicht gut. Helfen Sie mir!«

Aber Noah betete zu seinem Gott und schenkte ihr kein Gehör.

Emma zu finden war ziemlich einfach.

Krähe, die so lange in der Pagode gelebt hatte, kannte sich recht gut mit der Anordnung aller Kajüten im Kastell aus und auch mit allen Eingängen, sowohl den geheimen als auch den allgemein bekannten. Den heiklen Riegel an der Salontür kannte sie so gut wie Abraham.

Japeth, der sich was Barrikaden anging, zu sicher fühlte und nicht nur an Nesselsucht – eine Folge von Lucis Fluch –, sondern auch an all seinen unverheilten Wunden furchtbar litt, versuchte verzweifelt im Arsenal Schlaf zu finden. Sem war nirgends zu sehen. Als sie in den Gang jenseits des Salons

schlüpfte, entdeckte Krähe Doktor Noyes und Hannah beim Gebet und – ach! – auf dem Altar erkannte sie auch den Gegenstand ihrer Anbetung: Mottyls silbernen Sohn – ihren Schatz. Doch sie hatte keine Zeit zum Trauern – nicht einmal Zeit, um ihren Zorn zu empfinden –, sie flog weiter zum hinteren Teil des Kastells, wo sich neben den Latrinen Emmas Kajüte befand.

Krähe schlug mit ihren Flügeln gegen die Tür.

»Geh weg!«, sagte Emma.

Krähe schlug weiter; sie wollte nicht sprechen, aus Angst, Sem könnte in der Nähe sein und sie hören.

»Geh doch endlich *weg!*«, sagte Emma.

Krähe hörte auf. Was konnte sie machen?

Wenn sie nicht sprechen konnte, musste sie etwas anderes versuchen.

Sie flog auf den Boden und betrachtete die Tür. Unten war ein Spalt, der gut zwei Zentimeter breit sein mochte. Krähe dachte nach und dachte nach und kam zu keiner Lösung – außer der nun allzu deutlichen Gewissheit, dass gut zwei Zentimeter nicht genug waren, um ihr den Durchgang zu ermöglichen.

In der Kapelle leierte Noahs Stimme endlose Gebete herunter – und Krähe versuchte, den Gedanken an das, was auf dem Altar lag, zu verscheuchen. Der Geruch des Weihrauchs rief andere bittere Gedanken wach – zum Beispiel, wie sie aus ihrem Versteck über dem Kamin vertrieben wurde und...

Aus ihrem Versteck über dem Kamin vertrieben.

Weihrauch.

Rauch.

Krähe flog durch den Gang zurück – suchte eine brennende Kerze oder eine sonstige Feuerquelle und wurde in der Kombüse fündig.

Als Emma den Rauch unter ihrer Tür hochkringeln sah, versuchte sie sofort durch das Bullauge zu entkommen.

»Oh, oh, oh!«, sagte sie – ganz leise –, ihr Grauen vor Feuer versetzte sie in eine gnädigerweise fast stimmlose Panik. »Oh, oh, oh...« Und sie machte sich an der Türklinke zu schaffen.

Als die Tür endlich nachgab, hatte sie schon eine Decke über den Kopf geworfen, um gegen das Inferno, das sie vorzufinden erwartete, gewappnet zu sein. Doch als sie keine Flammen sah – kein Geräusch hörte und keine Hitze spürte –, zog Emma die Decke langsam wieder zurück und spähte in den Gang hinaus.

»Was machst *du* denn hier?«, fragte sie. Krähe hatte keine Zeit für Erklärungen. Sie hatte nur Zeit zu winken: »*Folge mir!*«

Der Schnee war in die Ecken geweht, wo sich eine Eisschicht bildete, die eine Landschaft von heimtückischen Rutschen und Kurven schuf. Vögel froren an der Reling fest. Das Deck war eine Achterbahn aus Eis und der Himmel darüber bildete eine düstere Masse formloser pechschwarzer Wolken. Was jetzt herunterkam, war weniger Schnee als Eisregen und der Wind, der ihn trieb, war erbarmungslos.

Krähe musste Stellen weit draußen über dem Wasser anpeilen, um ihre Flugbahn über der Arche beizubehalten – und Emma, die schreckliche Angst vor jeder Art von plötzlichem Tod hatte, klammerte sich mit beiden Händen an den Seilen fest, schloss die Augen und *ging* einfach los.

Wie ein Skifahrer an einem Berghang fegte sie über die Länge des Decks, ohne jemals das Seil loszulassen, ohne überhaupt die Stellung ihrer Füße zu verändern. Auf halbem Weg zu ihrem Ziel machte sie die Augen auf, und während sie sich dem Schutz des Portikus über den verbarrikadierten Türen näherte, brüllte sie an gegen die tobende Stimme des Sturmes:

»Achtung! Achtung! Ich komme!« Als würde die Barrikade sich erheben und zur Seite weichen.

Aber die Fahrt über das Eis hatte auch etwas Berauschendes – und als sie sich aufrichtete, hoffte Emma, dass es irgendwann Gelegenheit gäbe, das noch einmal zu erleben.

Angesichts dessen, was sie nun zu tun hatte, war ihre Hoffnung darauf allerdings gering.

Krähe hatte einen Platz im entferntesten Winkel des Portikus ergattert, wo es mehr oder weniger windgeschützt war. Zitternd saß sie da und drängte Emma: »*Schnell! Schnell!*«

Emma betrachtete das Durcheinander von Brettern und Stangen und Ketten und hatte keinerlei Ahnung, wie sie das alles beseitigen sollte. Als sie sich Rat suchend an Krähe wandte, erhielt sie als Antwort nur: *Schnell, schnell* – und das half ihr nicht weiter.

Auch der Wind war ihr keine große Hilfe, denn er peitschte ihr die Decke über den Kopf, wodurch sie nichts sehen konnte, und hob ihre Röcke hoch, so dass sie an den Beinen fror. Schließlich wurde die kostbare Decke, die sie doch warm halten sollte, so unangenehm für ihre Augen, dass sie sie von den Schultern riss. Gerade als sie die Decke beiseite legen wollte, bemerkte sie, dass ihre vom Wind gepeitschten Enden zerfetzt waren. Ihr fiel ein, dass sie diese Fetzen abreißen und sich um die Hände wickeln könnte, damit wenigstens ein Teil ihrer Extremitäten warm bliebe.

Der Stoff der Decke – vor langer Zeit hatte Schwester Hannah sie in den sonnengetränkten Höfen auf dem Berg gewebt – war fest und für einen einfachen Sterblichen nur mit Mühe zu zerreißen – der Wind hatte allerdings keine Probleme damit. Die Stärke der Fetzen brachte Emma auf eine andere Idee – oder vielmehr erinnerte sie an eine alte Vorrichtung, auf die ihre Mutter zurückgriff, wenn sie schwere Gegenstände tragen musste, die entweder zu unhandlich waren, um von

menschlichen Händen getragen zu werden – oder zu scharf. Man fertigte zu diesem Zweck Tragriemen und Emma hatte gelernt, wie man Steine und Eimer voll kochend heißem Wasser, deren Tragbügel in ihre Kinderfinger geschnitten hätten, mit den Tragriemen befördert.

Emma sah sich die Bretter an, welche die äußere Fassade der Barrikade bildeten. Sie wählte eine Stelle aus, ganz in der Nähe des Punktes, wo sie angenagelt waren, zog die Reste der Decke durch und um das oberste Brett und begann zu ziehen, wobei sie die Füße gegen die Tür stemmte.

Zuerst gaben die Bretter nicht nach. Aber Emma war stark. Sie hatte sich all die Jahre hindurch als Holzfäller versucht und den großen blonden Brüdern nachgeeffert. Immer wieder stemmte sie sich gegen die Tür – jedes Mal setzte sie ihr ganzes Körpergewicht und jedes Quäntchen Kraft in Armen, Schultern und Beinen ein, bis – endlich – ein Nagel nachgab und dann noch einer und noch einer. Das erste Brett war an einem Ende frei – und bald hatte sie es auch am anderen Ende geschafft.

Als sie das erste Brett abgenommen hatte, ging es mit dem zweiten leichter, weil sie nicht nur die Decke zum Ziehen hatte, sondern ihr das Brett auch als Hebel diente.

Zwei Bretter waren geschafft und nun galt es, noch der Ketten und Stangen Herr zu werden.

Im Laderaum kauerten Mrs Noyes, Luci und Ham auf der obersten Treppenstufe, bereit zu schieben, sobald sie den Befehl dazu von der anderen Seite vernahmen. Die ganze Zeit über riefen sie Emma ermutigende Worte zu und Emma rief zurück, sie würde es »versuchen«.

Mottyl, Bip, Ringer und die anderen saßen auf einer Stufe weiter unten und warteten auf ihre Befreiung. Es war ihnen im

Moment noch gleichgültig, ob sie – falls dieser Aufstand so enden sollte wie der erste, nämlich als Niederlage – über Bord geworfen würden, so wie die Dämonen. Und auch Mottyl war es mittlerweile ziemlich egal, ob sie versteckt wurde – oder ob ihre Kätzchen versteckt wurden. *Du kannst dich nicht ewig verstecken*, beschloss sie. Doktor Noyes und Japeth würden dort hinter diesen Türen auftauchen, ganz gleich, wer sie öffnete – und dieser Tatsache konnte man ebenso gut jetzt wie später ins Gesicht sehen.

Bip und Ringer waren schon seit Beginn der Fahrt nicht mehr frei gewesen und sie empfanden es zuerst als etwas einschüchternd. Die enorme Größe der Arche überwältigte sie. »Hier drinnen könnten wir fast Bäume pflanzen«, bemerkte Bip. »Wir könnten fast einen neuen Wald gründen – hier an Bord.«

»Ich hätte lieber einen echten Wald, danke«, antwortete Ringer. »Ich würde lieber die Sonne sehen.«

Jetzt hatte Emma nur noch Ketten zu bewältigen. Sie benutzte eine der Eisenstangen als eine Art Winde, steckte sie durch die Ketten, drehte sie Hand über Hand, bis die Ketten so stark angezogen waren, dass sie einen Ruck in den riesigen Nägeln fühlen konnte, mit denen sie an beiden Enden befestigt waren.

»Ich hab's! Ich hab's!«, rief sie durch die Türen. »Sie lösen sich! Sie lösen sich!«

Doch genau in diesem Augenblick – als sie dem Sieg so nahe war, dass sie im Geist sehen konnte, wie die Ketten weit hinaus über das Wasser geschleudert wurden – schlug das Schicksal grausam zu.

Japeth, der das dringende Bedürfnis zu urinieren verspürte und sich von seinem blutbefleckten, juckenden Bett erhoben hatte, war in den Sturm hinausgetrampelt, nur mit seiner dreckigen Tunika bekleidet. Er hob schon den Rock und

begann den Wind zu besprengen, als er Emma erblickte und mit einem großen *Wuuumm* über das Deck schlitterte – barfuss auf dem Eis Schlittschuh lief.

Er hatte keine Waffen zur Verfügung außer seinen Händen – aber diese hätten normalerweise für Emma genügt. Angesichts der Umstände – Sturm, Eisregen, Eis am Boden und seine fast völlige Nacktheit – befand er sich allerdings stark im Nachteil.

Trotzdem versuchte er sich auf sie zu stürzen und sie wegzuziehen – mit ihr von den Türen wegzurutschen. Aber er verfehlte sie – und rutschte bis zur Reling gegenüber, wo er fast über Bord ging. Seine von Wunden übersäten Beine und von der Nesselsucht bedeckten Arme und sein Rücken ließen ihn vor Schmerz aufschreien, als er gegen die Reling und die Seile prallte.

Es kostete ihn furchtbare Überwindung, sich zum nächsten Angriff auf Emma bereitzumachen – aber er fand eins der weggeworfenen Bretter und schaffte es damit, wieder auf die Füße zu kommen und zu einer Stelle hinter ihr zu gelangen, von wo aus er mit dem Brett auf ihre Schultern einschlagen konnte.

In diesem Augenblick flog Krähe nieder, direkt auf Japeths Augen zu; sie schlug mit den Flügeln, legte sich in der Luft etwas auf die Seite und hob die Füße an, damit sie ihn sowohl mit den Krallen als auch mit dem Schnabel angreifen konnte. Doch der Wind arbeitete gegen sie und so wurde sie zu Emma zurückgetrieben.

Japeth griff an – hob das Brett noch einmal – nicht über den Kopf, sondern seitlich, so wie Emmas Brüder eine Axt geführt hätten – und das gab Krähe wieder Gelegenheit, auf sein Gesicht zuzusteuern, das sich ihr jetzt ganz darbot. Japeth brüllte noch immer – vor Schmerz und Wut – wie wahnsinnig.

Dieses Mal flog Krähe direkt über ihn und ließ sich dann wie ein großer schwarzer Stein fallen, wobei sie die Flügel anlegte und ihre gelben Krallen ausstreckte.

Bamm!

Das Brett traf sie mit voller Wucht.

Krähe.

Emma schrie – und schwang die gerade frei gewordene Kette mit den Händen über ihrem Kopf, schleuderte sie mit einem breiten Schwung nach unten, der Japeth auf der linken Seite traf und ihn mit einem lauten Knall zu Boden warf, wo er wiederum auf die offene Reling zuschlitterte. »*HILFE!*«, brüllte er.

Emma rutschte zu den Türen zurück und riss sie auf; sie wusste nicht einmal, dass sie heulte; sie wusste nicht einmal, dass sie aus Wunden blutete, an deren Entstehung beim Kampf gegen die Barrikade sie sich nicht erinnern konnte. Ihr war nur bewusst, dass sie wieder in Sicherheit war, mit den einzigen Leuten auf der Welt, die sie liebte.

Ham und Luci gelang es, Japeth vor dem Ertrinken zu retten; sie sperren ihn mitsamt seinen Schmerzen und Waffen in das Arsenal. Dann gingen sie zu Mrs Noyes, die Krähe im Arm hielt, die Flügel der großen Vogeldame faltete, ihre gelben Füße an den Körper zog und ihre Augen schloss.

»Lasst mich sie zu Mottyl hinuntertragen«, sagte sie. »Bitte.«

Luci warf einen Blick aufs Kastell und sah, dass es dort keine Anzeichen irgendeiner Reaktion gab. Sie nickte Mrs Noyes zu, sagte aber: »Mach schnell. Wir dürfen unseren Vorteil nicht aufs Spiel setzen.«

Während Luci und Ham sich an den Seilen zum Kastell vorarbeiteten, gingen Mrs Noyes und Emma in den Laderaum hinunter und setzten sich auf die unterste Stufe; Mrs Noyes hielt Krähe immer noch im Arm.

»Ist sie tot?« Mottyls Stimme war so trostlos wie die Worte, die sie sprach.

»Ja«, sagte Mrs Noyes. »Sie ist tot.«

»Dürfen wir sie dann haben?«

»Ja.«

Mrs Noyes stand auf und ging mit Krähe in den Stall, wo es einigermaßen ruhig und warm war.

»Es tut mir Leid«, sagte sie. »Ich kann nicht bei euch bleiben und trauern, aber – was auch geschieht – irgendwie komme ich wieder, Motty. Wir kommen alle wieder.«

Sie kniete sich hin und legte Krähe auf das spärliche Stroh bei den Kühen, in der Annahme, sie würden sie warm halten – auf die seltsame, irrationelle Art der Menschen: Sie stellten sich die Toten nicht tot, sondern irgendwie wärme- und zärtlichkeitsbedürftig vor.

Mottyl kam an, von Bip geführt, Ringer und die Wombats im Schlepptau, und sie setzte sich vor Krähe hin, die – mit aufgerichtetem Schwanz zum Zeichen, dass sie da war – aussah, als liege sie in ihrem Nest. Mrs Noyes strich Mottyl zärtlich über den Kopf und wollte gehen.

»Welche Nachricht gibt es von meinem Sohn?«, fragte Mottyl mit monotoner Stimme.

Mrs Noyes sagte: »Keine.«

»Bring ihn bitte zurück!« Mottyl schloss die Augen.

»Ja«, sagte Mrs Noyes. »Ich werde ihn zurückbringen.« Und eilte davon, um sich den anderen anzuschließen.

»Kommst du mit mir?«, fragte sie Emma. »Oder willst du hier warten?«

»Ich will hier warten«, sagte Emma. »Aber ich werde mit dir mitgehen.«

Mottyl wünschte inbrünstig, dass sie ihre Freundin wenigstens einen Augenblick sehen könnte. Aber vor ihren Augen – ganz gleich, ob offen oder geschlossen – war nichts: nur das Schwarz ihrer Blindheit.

»Ist sie da, Bip?«

»Ja.«

»Ist sie wirklich tot?«

»Ja.«

»Hat man ihr sehr wehgetan?«

»Da ist eine Schramme, die sich über ihren ganzen Kopf zieht.«

Mottyl dachte darüber nach.

»Sind ihre Flügel noch in Ordnung?«

»Oh, ja.«

»Ist ihr Schwanz noch da? Ist er nach oben gerichtet?«

»Ja. Ja.«

»Sind ihre Augen noch im Kopf?«

»Ja, das auch.«

»Und ihr Schnabel? Ist er beschädigt?«

»Nein.«

Mottyl kauerte jetzt in Trancehaltung, das Gesicht ihrer toten Freundin zugewandt.

»Es ist viel gestorben worden«, intonierte sie. »Nicht wahr?«

»Ja«, sagte Bip leise.

»Glaubst du, dass mein Kind tot ist?«

»Das kann ich nicht sagen. Ich weiß es nicht.«

»Ich glaube, dass es tot ist.«

»Es tut mir Leid.«

»Lass es dir nicht Leid tun«, sagte Mottyl zu ihrem Freund.

»Das ist hier unser Los. Schließlich – sind wir nur Tiere.«

Dann verfiel sie in Trance und trauerte, ihr Körper und ihr Geist waren nicht mehr erreichbar.

Im Kastell wurde die Große Revolution der Unteren Schichten in einem einzigen Handstreich gewonnen.

Luci – die zuerst hineinging – entdeckte, dass Noah und Hannah noch in der Kapelle waren, zusammen mit Jahwes Katzen.

Sie brauchte nur die Tür zuzumachen und sie zu verriegeln.

Sem dagegen war – soweit man sehen konnte – verschwunden.

Wachen wurden aufgestellt.

Ham übernahm die erste, er bezog im Salon Position, im Lichtschein wohlthuender Kerzen, und mit einem doppelt gestrickten wollenen Umhang aus der Sammlung seines Vaters.

»Wirst du auch nicht einschlafen?«, fragte Luci. »Das kommt mir alles viel zu bequem vor.«

»Ich schwöre es«, sagte Ham. »Ich will nur all dieses Licht genießen. Ich würde nicht im Traum daran denken, die Augen zu schließen.«

Luci sagte es Mrs Noyes und Mrs Noyes gab es an Mottyl weiter. Der kleine silberne Kater war tot.

Mottyl hatte nur einen Gedanken: *Noch ein Experiment, danke...* und sah Doktor Noyes' Hand vor sich, die sich in ihr Nest vortastete – in all ihre Nester, für immer und ewig –, dieses herausnahm und jenes – dieses Auge und jenes Auge – diese Ohren und jenen Schwanz – das Hirn von diesem und die

Hoden von jenem – den Kopf von diesem, den Darm von jenem – diese Farbe, jene Farbe, weiß und rot, silbern und dreifarbig... niemals, niemals, niemals, niemals...

Niemals würde es aufhören.

Mottyl stand auf – langsam – schmerz erfüllt – wie jemand, der zu lange geschlafen hatte.

»Wo gehst du hin?«, fragte Mrs Noyes – ganz leise und ängstlich, nicht forschend.

Mottyl zögerte – ziemlich verwirrt –, die Fremdheit des sie umgebenden Raums überwältigte sie plötzlich.

Wo war die Veranda? Wo war der Hof? Das Feld? Der Wald?

Wir haben soeben Krähe in ihrem Nest zurückgelassen. Wo sind wir?

Nichts.

Sagt mir – wo sind wir, *Flüsterstimmen*? Sind wir nicht im Wald?

Nichts.

»*FLÜSTERSTIMMEN*?«, schrie Mottyl.
»*FLÜSTERSTIMMEN!*« Nichts. Keine einzige Reaktion. Sie waren weg.

»Mottyl?«, sagte Mrs Noyes. »Motty?« Sie war mehr als nur beunruhigt. Sie war in Panik.

Bip ging an der Frau vorbei und setzte sich auf den Hinterbeinen neben die Katze.

»Bist du es, Bip?«

»Ja.«

»Ich versuche aus dem Wald heraus- und den Berg wieder hinaufzukommen. Dort habe ich meine Kätzchen.«

»Ja. Das merke ich. Du fütterst sie.«

»Welchen Weg muss ich nehmen? Ich hab's eilig. Schnell!«

»Ich kann dich führen«, sagte Bip zu ihr. »Komm! Ich zeig dir den Weg.«

Er trat vor sie hin und hob den Schwanz ganz hoch – ganz gerade nach oben –, damit Mottyl seinem Geruch folgen konnte.

Als sie ging, hielt Mrs Noyes die Laterne, die sie aus dem Salon gestohlen hatte, höher und sah, dass der Stall ringsum mit schweigenden Tieren gefüllt war; alle schauten zu ihr hin.

Mottyl war in ihrem Nest. Ihre Kätzchen schliefen. Bip und Ringer saßen da und warteten. Ringer flüsterte: »Meinst du, sie wird sterben?«

»Möglich.«

Ringer überlegte: »Sollten wir sie nicht allein lassen, wenn sie sterben wird?«

»Nein. Wir müssen bei ihr wachen – weil sie blind ist. Und ich glaube, sie weiß nicht, wo sie sich befindet.«

Mottyl konnte das Gespräch hören, aber es kümmerte sie kaum noch, was da geredet wurde. Sie ließ sich treiben – wie alle Tiere, die dem Tode nahe sind – wenn der Tod nicht durch Gewalt herbeigeführt wird – wenn Raum, durch den man sich treiben lassen kann, da ist – und Zeit.

Mottyl lag in der Sphinxhaltung da: die Pfoten nach vorne gestreckt – den Kopf leicht angehoben – die blinden Augen offen und starr. Den Schwanz hatte sie fest an ihre Seite gelegt und ihr Körper war so angespannt, dass jeder Nerv und jede Bahn, durch die sich ihre *Flüsterstimmen* bewegt hatten, zu spüren waren. Sie wartete auf die *Flüsterstimmen*. Vergeblich.

Stattdessen ereignete sich, während Mottyl sich so treiben ließ, ein Zusammenspiel von weißem Rauschen und Zittern. Bip konnte sehen, wie es unter Mottyls Haut zu zucken anfang – einige Zuckungen waren regelrechte Spasmen – andere lang

gezogene, sanfte Botschaften, die durch das ganze Netz der Nervenbahnen, von einem Ende von Mottyls Körper zum anderen gesendet wurden. Und dann – ganz plötzlich, nach einem letzten Zucken ihrer Rückenmuskeln, das aussah, als wolle sie ein lästiges Insekt loswerden – wurde sie ganz ruhig und begann zu singen.

Der Gesang war kehlig und voll und das Lied hatte eine Melodie und viele Noten. Nie zuvor hatten Bip und Ringer einen solchen Gesang vernommen, dennoch erkannten sie, was er bedeutete, denn fast jedes Tier hat ein Lied, das es in der Stunde des Todes singt – oder vielmehr Lieder, die *an den* Tod gerichtet sind.

Der Inhalt von Mottyls Lied war nur ihr selbst bekannt. Ihre Kinder, ihre Krähe und ihre *Flüsterstimmen* waren alle vor ihr gestorben. Und jetzt würde die Welt sterben. Ihr Lied war eine Beschreibung dieser Welt – die Welt, in die Mottyl geboren wurde und in der sie gelebt hatte. Es beschrieb auch all ihre Kätzchen und die verschiedenen Geburten im Laufe der Zeit und die Farben und Markierungen ihrer Jungen. Es beschrieb Mottyls Mutter und Mottyls eigene Geburt und Mrs Noyes und die Veranda, wo sie an Sommerabenden gesessen hatten. Es beschrieb den Schaukelstuhl, seine Größe, seinen Geruch, sein Alter und das Geräusch, das er von sich gab. Es beschrieb die Stelle, an der Mottyl die meisten Abende im Schatten der Trompetenwinde gelegen hatte, und es beschrieb die Gerüche, die sie dort umgaben – den Geruch des Staubs – den Geruch des Gins und den Geruch der Blumen und Kräuter. Es erzählte von allen Mäusen, die sie getötet und gefressen hatte. Es erzählte von der Milch, die sie getrunken hatte – und von Brühe und von Wasser. Es erzählte vom Wald und von der Stelle, wo die Katzenminze hoch über die Kamillen wuchs, und es erzählte von kaputten und von heilen Zaunbrettern – von Stellen, die man vermeiden sollte, und von Pfaden, von

denen aus man den Wald betreten und verlassen konnte. Es erzählte von Krähe. Es erzählte von Pfeifer. Es erzählte von der Füchsin und vom Stachelschwein. Es erzählte von Japeths Wölfen an ihrem Tor. Es erzählte von Dämonen, Drachen und anderen Gefahren und es erzählte von der allergrößten Gefahr überhaupt: Von Doktor Noyes.

Die Welt, deren Lobes- und Leidenslitanei der Gegenstand ihres Liedes war, war auch die Welt, die sie jenseits ihrer Blindheit im Geiste wahrnahm. Es war die voll hellem Licht und dichten Schatten gezeichnete Welt voll grünen und gelben Lebens, die sie vom Tag ihrer Geburt an gesehen hatte. Sie war voll von staubigen Höfen und hohen grünen Feldern und anderen Feldern, die gemäht und gelb waren. Sie war weiß, droben am Himmel, und all die Stellen im Wald waren silberfarben und blau und braun. Sie wimmelte von Leben – war voller Energie – immer in Bewegung – und alles rief ihr zu:

War es nicht herrlich hier!

Ade. Ade.

Das hohe Gras teilte sich – und was da vor ihr lag, war der gemeinsame Nenner von allem: Lebendiges. Niemand würde jemals erfahren, was sie gesehen hatte – dass sie die letzten Dinge der vergangenen Welt gesehen hatte: der Welt, wie man sie nie wieder würde sehen können. Im Geist der blinden Mottyl erstand die letzte vollständige Vision der Welt, bevor sie ertrank.

Verschwand, jetzt.

Unterging.

Für immer.

»Mottyl?«

Es war Luci.

»Mottyl?«

Bip und Ringer kauerten im Schatten und warteten.

Luci streckte ihre Hand ins Nest und berührte Mottyl an der Seite.

»Wach auf!«

Da rührte sich etwas.

»Hühnerbrühe, Mottyl. Da.«

Mottyl murmelte: »*Hallo*.«

Bip setzte sich wieder auf.

»Gut«, meinte er. »Es gibt sie noch.«

Ringer rollte sich zusammen – und schlief.

Mottyl senkte ihr Kinn, ganz langsam, zur Schüssel hin und trank.

Es war gut.

Als der Sturm abflaute, hinterließ er einen Rest treibender Winde und dicker gelber Wolken, die sich in der Richtung davonschlichen, wo zu anderen Zeiten die Berge Aleph, Beth und Gimel einen erkennbaren Horizont gebildet hatten. Jetzt gab es – auf allen Seiten – nur noch eine dünne schmutzige Linie, die sich wellenförmig zwischen Wasser und Himmel bewegte, als würde der Horizont selbst eine Definition suchen.

Unter Deck waren die Laternen, die seit so vielen Tagen nicht angezündet worden waren, wieder an den Decken aufgehängt, und Luci ging mit einer Kerze von Lampe zu Lampe und schuf Staubaureolen inmitten der Finsternis.

Mrs Noyes, die gewartet hatte, bis Emma ihre Geschichte erzählt hatte und eingeschlafen war, schloss die Tür zur winzigen Zelle hinter sich und stand jetzt im schmalen Gang, eine Hand an jede Wand gestützt, im Versuch, ihr Gleichgewicht zu wahren. Die Euphorie des Sieges wich schnell der altbekannten Erschöpfung und Mrs Noyes sehnte

sich danach, sich an Ort und Stelle fallen zu lassen – auf dem Boden zusammenzusacken und mit dem Rücken gegen die Wand eine Woche zu schlafen. Aber das konnte nicht sein. Sie wusste, dass sie auf den Füßen und wachsam bleiben musste. Sem hatte man noch nicht ausfindig gemacht, und solange er auf freiem Fuß blieb, war die Gefahr für sie noch nicht vorüber, obwohl sie sich fragen musste, was sie vom Ochsen zu fürchten haben sollten: Er war so fügsam geworden.

Trotzdem: *Sicherheit geht vor.*

Was auch immer »*Sicherheit*« bedeutete.

Nun – wir können zumindest die Lampen anzünden, dachte sie, während sie Luci zuschaute. Und wir können zumindest wieder frisches Wasser trinken und wieder frei atmen – herumgehen, in aufrechter Haltung, auf den oberen Decks spazieren und in normaler Lautstärke miteinander sprechen.

Und Mottyl... Sie brauchen wir jetzt nicht mehr zu verstecken. Obwohl sie selber inzwischen angefangen hatte, sich in ein Versteck zurückzuziehen. Wir müssen ein Auge auf sie haben, beschloss Mrs Noyes. Sie darf nicht aus Trauer denselben Weg gehen wie die Dame.

Mrs Noyes tappte den Gang entlang, ging unter den Lampen hindurch und streckte die Hand aus, um aus reinem Vergnügen jede Einzelne zu berühren. »Hallo! Hallo! Hallo!«, sagte sie.

Zu den Lampen. Zu dem Licht.

Die Dunkelheit des unteren Decks war schrecklich, wie immer, und als Mrs Noyes an den verschiedenen Verschlägen und Boxen vorbeiging, legte sie die Hand an das Gitter der Käfige, damit die Tiere sie riechen konnten, damit sie wüssten, wer vorbeiging. »Ich bin's nur«, sagte sie mit möglichst heller Stimme. »Ich bin's nur...«

Selbst mit ihrer Laterne konnte sie kaum etwas erkennen, aber das war eigentlich unwichtig. Sie kannte sie alle auch so, hatte so viel Zeit bei ihnen verbracht und sie so oft besucht –

so viele Stunden, die mit Füttern und Beruhigen und Geschichtenerzählen und mit dem Anhören von Kummer und Sorgen ausgefüllt waren.

»Luci kommt – sie bringt Licht für alle mit«, sagte sie, als sie die Gesichter, die sich um die Gitter drängten, berührte und den Atem von Affen am Handgelenk spürte. »Dann wird es eine besondere Fütterung geben; jeder von euch wird frische Erdnüsse und Heu bekommen. Und wir werden die Vorratslager öffnen und Vollkornhafer und Mais und Sonnenblumenkerne haben...«

Als sie die letzte Ecke umrundete, verlangsamte sie ihre Schritte, bevor sie Mottyls Nest erreichte.

»Bist du da oben?«, fragte sie und sie kletterte auf die Kisten und versuchte in das Nest hineinzuschauen.

»Jaaaaaa...«

»Bist du sehr müde?«

»Jaaaaaa...«

»Ich dachte, du hättest es vielleicht gern, wenn ich dich mit aufs Deck hinaufnehme. Wirkliche Luft atmen; eine richtige Brise fühlen. Es beruhigt sich jetzt ganz schön.«

Mottyl kauerte – setzte sich dann in Sphinxhaltung hin – ihre blinden Augen starrten und ihre Lippen waren zurückgezogen.

»Tut mir Leid«, sagte Mrs Noyes. »Ich weiß, du willst wahrscheinlich allein sein – aber es ist nicht gut für dich, hier unten im Finstern zu bleiben. Verstehst du?«

»Jaaaaaa...«

Doch Mottyl regte sich nicht.

Mrs Noyes streckte die Hand aus und glättete mit ihrer Handfläche die Flanken des Tieres.

Mottyl quälte sich hoch – machte einen Katzenbuckel und strapazierte all ihre schmerzenden Knochen und Muskeln.

»Da«, sagte Mrs Noyes. »Ich mache dir eine Schlinge und binde dich mir um den Hals, so dass du dich nicht einmal festhalten musst.«

Mottyl schwieg. Sie ließ zu, dass Mrs Noyes sie herunterhob und in die Schlinge ihres Tuches legte – und dann ruhte sie an der Brust, an der sie ihr ganzes Leben schon geruht hatte. Sie atmete so mühsam, dass Mrs Noyes sich sehr beherrschen musste, um den Gedanken an den Tod fern zu halten.

Als sie das obere Deck erreichten, war das Meer so ruhig wie ein Gartenteich. Überdies klärte sich der Himmel auf und ließ einen Stern erkennen: der erste Stern, den sie sahen, seit sie die Erde verlassen hatten.

»Stern, Mottyl...«

Mrs Noyes konnte es kaum glauben.

Mehr Wolken zogen vorbei – und dort oben, fast genau über ihren Köpfen, war der Mond.

Ganz langsam, kaum fähig, sich zu bewegen, hob Mottyl den Kopf über die wollenen Ränder der Schlinge und beschnupperte die Luft.

»Mond, Mottyl. Der Mond...«

Mrs Noyes hielt sie hoch.

»Jaaaaa...« Mottyl konnte ihn fühlen.

Sie standen da, solange die Dunkelheit anhielt. Bis zum Tagesanbruch.

Der Mond und die Sterne waren in keiner Nacht auf See zu erkennen gewesen. Und während der Mond sich neigte und die Sterne im Westen erloschen, stieg der Wolfstern an der Stelle empor, wo sich die Sonne zeigen würde.

Der Wolfstern war rot.

Mrs Noyes erinnerte sich, wie aufgeregt Ham war, vor unzähligen Jahren, als er die Nacht in den Zedern über der Sonnenblumenterrasse verbracht hatte und im frühen Morgenlicht angelaufen kam – seine ganzen Papierstückchen auf den Küchentisch warf –, herumsprang und sich kaum beherrschen konnte.

»Ich habe ihn jetzt eine Woche lang jeden Tag beobachtet, Mama; und seit einer Woche ist es jeden Tag das Gleiche! Rot! Rot! Rot! Schöner als alles, was du je gesehen hast. Und jeden Tag – jeden Morgen –, just wenn er im Osten aufleuchtet – fangen Japeths Wölfe an zu singen! Also nenne ich ihn den Wolfsstern.«

»Ach, singen sie deswegen?«, hatte Mrs Noyes ihn geneckt, amüsiert über diese gewaltige neue Begeisterung, die die gewaltige neue Begeisterung der Vorwoche abgelöst hatte. Damals hatte Ham endlich entschieden, dass der Mond *Phasen* habe – und dass diese Phasen berechnet werden können. Die Woche darauf... würde die Sonne zweifellos im Süden aufgehen. Oder etwas ähnlich Hanebüchenes. Trotzdem konnte man die Begeisterung des Jungen nicht einfach ignorieren, konnte man nicht umhin, sich anstecken zu lassen: vom Wunder des Universums – vom Wunder eines jeden Dings – und vom Wunder seiner Verwunderung. Von jedem Blatt, das herunterfiel, und von jedem Ei, das er von irgendwoher anschleppte und zärtlich auf den Küchentisch legte (»Bitte – *nicht anfassen! Es muss wieder dorthin zurück, wo ich es gefunden habe!*«) – musste die ganze Geschichte erzählt, berichtet werden, wie er es gefunden hatte. *Alles* wurde erzählt. Die ganze Welt – *erzählt* – und aufgeschrieben.

Und dort – eben jetzt –, genauso wie er es erzählt hatte – genauso wie er es niedergeschrieben hatte – neigte sich der Mond – und der Wolfsstern ging auf.

»Wolfsstern, Mottyl. Rot...«

Aber Mottyl schlief.

Und dann – die Sonne.

Die Sonne – so schien es – musste gar nicht aufgehen.

Stattdessen wich das Wasser zurück – und aus seinen Tiefen stieg die Sonne empor – wie die Toten, die aus dem Grab zu neuem Leben erweckt werden.

Mottyl wachte auf.

Und Mrs Noyes sagte: »Ja. Sie ist zurückgekommen.«

Als Luci die Lampen alle angezündet hatte, ging sie wieder die Treppe hinauf und schaute über das Deck. Dort sah sie Mrs Noyes, die kleinste Frau, der Luci je begegnet war. Sie stand an der Reling und hatte Mottyl in einer Wiege um den Hals geschlungen, und immer wieder bewegten sich ihre Lippen und deutete sie auf den Himmel.

Sonne, Mond und Sterne, dachte Luci. *Schau mal an! Es beginnt alles wieder von vorn.*

Dann kehrte sie um und ging durch den Gang zu ihrer Kajüte. Sie sperrte die Tür hinter sich zu und setzte sich auf die Koje. Von der anderen Seite drang Emmas Schnarchen zu ihr.

Luci sah sich im Raum um – lustlos zuerst, dann mit zärtlich schimmerndem Blick. Hier hatte sie mit Ham geschlafen. Einem Mann. Einem menschlichen Wesen. Dort an der Wand hingen seine Tuniken – zerrissen und abgetragen, richtig einsam sahen sie aus. Kleidungsstücke hatten immer etwas Einsames, wenn der Mensch, dem sie gehörten, sie nicht trug, dachte Luci. Nur im Himmel nicht, erinnerte sie sich. Im Himmel waren sämtliche Kleidungsstücke immer in der Reinigung. *Beim Ausbessern*. Sie lächelte. Oder aber *die Person*, der sie gehörten, war in der Reinigung, um sich zu bessern...

Ham war ein ganz netter Junge. Unreif – begeisterungsfähig – brillant. Mozart hätte ihn gemocht, dachte sie; wegen der Spiele, die sie hätten spielen können. Shelley hätte ihn wegen

seiner Taschen voller Bücher gemocht. Whitman hätte ihn wegen der Spaziergänge gemocht, die sie zusammen hätten unternehmen können. Einstein hätte ihn heiß und innig geliebt – was für ein Schüler! Seine Antworten hießen immer nur *ja* und *nein* – und bei seinen Fragen fasste er sich nicht weniger kurz: *Warum?*, lauteten sie – und *wozu?*

Das war alles.

Hier ist er mein »*Ehemann*« gewesen. Die Spiele; die Taschen voller Bücher; die Spaziergänge; die Antworten und die Fragen gehörten eine Zeit lang... mir.

Und jetzt?

Wozu – die Menschheit?

Und *warum*?

Ich habe ein Gerücht gehört – du auch? – eine andere Welt...

Wo?, fragte sie sich. Wann? Wann? *Wann?*

Ham hörte Geräusche in der Kapelle.

Sein Vater und Schwester Hannah waren schon seit vielen Stunden da drin – und es fiel ihm ein, dass Leute essen müssen. Sie müssen Wasser trinken – die Latrine aufsuchen – andere Luft atmen als die, die sie schon seit sechs Stunden und länger geatmet haben.

Aber er musste vorsichtig sein. Durfte keine Fehler machen – keine voreilig geöffneten Türen, die den Gefangenen die Chance gaben zu entkommen. Wenn sie die Latrine benutzen wollten, würden sie es unter seiner Aufsicht tun müssen. Wenn sie Nahrung wollten, würde er ihnen in Maßen zu essen geben. Wenn sie frische Luft wollten, würde er sich etwas überlegen müssen...

»Oh!«, sagte Hannah – ihre Stimme war lauter geworden. Vielleicht wegen der Schmerzen.

Und wenn sie gerade ihr Kind bekommt?, dachte Ham. Man durfte nicht riskieren, dass es tot zur Welt kam, nur weil man Hannah ohne weibliche Hilfe allein ließ.

Er hatte den Sessel seines Vaters mit den Schaffellkissen und den Wolldecken bereits verlassen und lief durch den Gang, vorbei an der Kombüse, an der Kabine und am Arbeitszimmer seines Vaters.

Als er vor der Tür zur Kapelle stand, hörte er Hannah ganz deutlich stöhnen.

Er klopfte an.

Sofort wurde es still.

»Geht es euch gut?«, fragte er.

»Ja«, sagte sein Vater. »Ja.«

Dann wurde geflüstert – geflüstert und wieder geflüstert, bis er endlich Hannahs Stimme hörte und auch sie sagte: »**Ja.**«

»Müsst ihr zu den Latrinen?«

»Noch nicht«, sagte Noah. »Nein.«

»Wollt ihr etwas essen?«

»Nein.«

»Wasser?«

»Nein.«

»Also nichts?«

»Nein. Nein. Nichts.«

Alle Antworten kamen von Noah. Schwester Hannah sagte kein Wort.

Ham ging weiter und suchte selbst die Latrine auf. Als er wieder durch den Gang kam, drückte er sein Ohr – vergeblich – an die Kapellentür und lief zur Kombüse, wo er sich ein Roggenbrot mit Käse belegte.

Hannah lag auf dem Boden. Die Fruchtblase war geplatzt und unter ihr und zwischen ihren Beinen war alles nass.

Das silberne Kätzchen lag noch auf dem Altar aufgebahrt – es schrumpfte allmählich zusammen – verschwand immer mehr in der konzentrierten Hitze der Weihrauchtäfelchen, die Noah zu Ehren seines wundersamen Erscheinens rundherum aufgestellt hatte.

Die Altarlichter – zum Teil rot, zum Teil goldfarben – waren heruntergebrannt und würden bald neue Kerzen brauchen.

Noah befand sich genau zwischen dem Altar und der Frau auf dem Boden; er saß auf der samtenen Kopfstütze eines prunkvollen Betstuhls – ritt darauf wie im Damensattel, ein Bein um das Ende der Kopfstütze geschlungen.

Hannah schwitzte – war schweißgebadet – und klammerte sich mit nach hinten über den Kopf ausgebreiteten Armen an den Beinen eines Stuhls fest.

»Ich brauche Hilfe«, sagte sie. »Ich brauche Hilfe. Das kann ich nicht allein.«

»Ich werde um Hilfe rufen, sobald das Kind geboren ist«, sagte Noah.

»Aber das Kind ist tot. Es ist tot. Und ich werde es nicht allein los...«

»Mrs Noyes hat ein Dutzend tote Kinder auf die Welt gebracht, Tochter. Ich weiß, dass es geht. Du musst es nur *tun*.«

»Aber – ich will jemand bei mir haben.«

»Du hast jemand bei dir.«

»Ich habe Angst...«

»Alle Frauen haben Angst.«

»Aber wenn es tot ist, warum kann ich dann keine *Hilfe* haben?«

»Weil wir das Kind sehen müssen.«

»Ich verstehe nicht...«

»Es ist ganz einfach. Wir müssen das Kind erst sehen, bevor wir Hilfe zulassen können.«

Hannah fand sich damit ab. Der alte Mann war unnachgiebig. Es würde keine Hilfe für sie geben. Auch wenn sie sterben sollte, würde es keine Hilfe geben. Sie musste das allein tun – ihm die Leiche überreichen – und, falls sie dann noch leben sollte, ihre Freiheit wiedererlangen.

Noah sagte: »Ich werde jetzt für dich beten – und du wirst das Kind gebären.«

Er sprach mit einer solch eisigen Ruhe – und legte in seinem Verhalten eine solch entsetzliche Grausamkeit an den Tag. Dabei wusste Hannah genau, dass er ebenso viel Angst hatte wie sie. Aber sie wusste nicht warum. Es sei denn, auf dem Kind wäre ein Zeichen, das er fürchtete – etwas, das auf seine Abstammung hinweisen würde – etwas, das beweisen würde, dass es sein Kind war.

Sie presste.

Noah betete.

Da er wie sie vom gleichen inbrünstigen Verlangen beseelt war, hatte das Pressen und das Beten schließlich Erfolg.

Und als Hannah endlich ihr Kind erblickte, schrie sie auf – aber nicht, weil es tot war. Dass es tot war, war ihr schon lange bekannt – und ihre Trauer hatte sich im Laufe der Zeit schon abgeschwächt. Doch nichts hatte sie auf den Schock vorbereitet, den sie fühlte, als sie sah, was sie diese ganzen Monate hindurch getragen hatte – nichts hatte sie auf das Entsetzen vorbereitet, das sie empfand, als sie erkannte, in was sie all ihren Ehrgeiz und ihre ganze heimliche Liebe investiert hatte.

Noah war, natürlich, fest entschlossen, ihr allein die Schuld an der Missbildung des Kindes zuzuweisen. Als er mit dem Altarmesser die Nabelschnur durchtrennte, sagte er: »Ich habe es befürchtet. Obwohl ich bei jedem Gebet, das ich sprach, darum flehte, dass es nicht so sein sollte – dass du nicht, wie all die anderen, von diesem Fluch verseucht sein solltest...«

Er packte das Kind mit einem Altartuch und begann seine Gliedmaßen einzuwickeln, sie vor seinen Augen zu verbergen. Eins – und dann noch eins – dann noch ein Altartuch –, aber es gelang ihm offensichtlich nicht, das Ding vollständig zu bedecken – seine grässliche Gestalt zu verstecken.

Hannah war gerade dabei, wieder zu Kräften zu kommen, und sich in Sitzposition zu ziehen, als die Tür aufflog und Ham hereinstürzte, in der Hand ein Messer.

»Ich habe dich schreien hören«, sagte er. »Aber bevor ich kam, musste ich zuerst eine Waffe finden...«

Er hielt mitten im Satz inne, starrte seinen Vater an, sah nur allzu deutlich, was da in den Altartüchern halb versteckt – halb eingewickelt – in den Armen seines Vaters lag.

Noah stand wie angewurzelt.

Hannah zog sich mit Hilfe des Stuhls auf die Knie und dann auf die Füße. Ihre sonst makellosen Roben waren mit Staub und Blut beschmutzt – und das Kind war aus ihrem Bauch verschwunden.

Sie ließ sich auf den Stuhl nieder und sagte zu Noah: »Geben Sie es mir! Ich werde es ins Leichentuch wickeln...«

Ham war sprachlos.

Und plötzlich fiel er hin.

Sem hatte es schließlich doch gewagt, sein Versteck in der Speisekammer seines Vaters zu verlassen. Doch das Kind, das nicht sein Kind war, nahm er nicht wahr. Er war zu sehr damit beschäftigt, auf Ham einzuschlagen – zu sehr damit beschäftigt, Noah mitzuteilen: »Sie sind jetzt frei, Vater.«

Noahs Augen flackerten kurz auf – suchten das, was da auf Hannahs Schoß lag.

Er lächelte.

Es stimmte.

Er war frei.

Der kleine Affe war für immer unter seinem Leichentuch verschwunden.

»Lasst uns beten!«, sagte Noah.

Hannah jedoch betete nicht.

Trotz ihrer Schwäche – und trotz ihrer Wut – schaffte sie es, vom Stuhl aufzustehen, ihr Kind zu nehmen und zu gehen.

Mrs Noyes stand noch immer allein an der Reling und blickte aufs Meer hinaus – »Meer« war das einzige Wort, das ihr als Bezeichnung einfiel. Nicht dass sie das Meer je gesehen hatte, alles, was sie vom Ozean bisher wahrgenommen hatte, war das Rauschen, das man hören konnte, wenn man eine Muschel ans Ohr hielt. Und das hier, was sie als »Meer« bezeichnete, klang anders als ein Ozean. Vielleicht war ja für dieses Wasser unter ihr noch kein Wort erfunden worden – aber vorerst genügte »Meer«.

Endlich war die Arche in eine Flaute geraten – die einzige Bewegung kam von der gewaltigen grünen Dünung, die sie von Zeit zu Zeit wie aus dem Schlund der Erde nach oben schob.

Mrs Noyes schaute hinunter.

Da unter ihr befand sich die ganze Welt: Täler, Berge und Wälder, wie sie sie im Traum nicht für möglich gehalten hätte. Nicht einmal Vögel hätten die Welt so wie sie jetzt schauen können – alles war vollkommen bewegungslos, und alle Konturen traten überdeutlich und ohne Schatten zu werfen hervor: Alle Bäume – jeder einzelne – strebten durch die grünen Tiefen nach oben – und alle Berge, auch die, die am weitesten entfernt waren, waren frei von Wolken und Nebel – alles war gleich – Täler und Berge in derselben grünen Tiefe versunken – in der großen Jadenflasche mit diesem Wasser, auf dessen Boden Noah den Pfennig der Welt hatte sinken lassen

und dabei Jahwe den Kopf mit dem Wunder seines »mirakulösen« Verschwindens verdreht hatte.

Da waren die Bauernhöfe – und all die weißen Steingebäude – all die sich windenden Bänder der Kuhpfadgeographie, die den Ort, an dem sie ihr Leben verbrachte, definiert hatten. Da waren die terrassenförmig angelegten Felder und die weißen Steinmauern und die eingestürzten Zäune, über die hinweg all die ertrunkenen Rinder und all die ertrunkenen Ziegen endlich ihren Weg gefunden hatten – und die Weiden an den Berghängen, wo die Schafe das Singen erlernt hatten, und die heiligen Obstgärten, in denen die Ältesten und die Rabbiner und die auserwählten Frauen nie mehr umhergehen und ihre heiligen Träume träumen würden. Da waren die gefährlichen Untiefen, wo immer wieder jemand ertrank, diese und die harmlosen Teiche waren jetzt eins geworden – und die Brücken, die jetzt bedeutungslose Flussbetten überspannten. Da waren Straßen, die zu Städten und Dörfern und zu den Häusern führten, wo all die Leute gelebt hatten und die jetzt still und ohne eine Menschenseele vor ihr lagen – nur Fische schafften es, zum Klatsch, der sich hinter den Mauern verbarg, vorzudringen.

Und da waren die Altäre – für immer nutzlos geworden.

»Keine Feuer mehr«, flüsterte sie. Keine blutbesudelten Lämmer mehr.

Es war die Welt, von der sie immer geträumt hatte.

Und sie war Wirklichkeit.

Als die Stille sich über alle sichtbaren Horizonte hinweg ausdehnte, verschwanden sämtliche Wolken und am Himmel blieb nur noch die Sonne übrig. Zwei Tage zuvor hatte es geschneit – und alle Vögel waren an der Reling festgefroren. Heute zogen sie in Schwindel erregenden Kreisen ihre Bahn um die Arche – sie riefen und schrien und kreischten mit unzähligen jubelnden Stimmen. Einige hatten sich auf dem

Wasser niedergelassen – ließen sich in vollkommener Zufriedenheit treiben – ohne Angst, ihren Platz auf der Arche zu verlieren, da sie weder Kielwasser noch Bugwelle aufwies.

Am Eingang zum Laderaum ertönte ein zunächst nicht identifizierbares Geräusch. Etwas – oder jemand – summte, und das Geräusch befand sich im Treppenhaus und wurde nach oben immer lauter.

Langsam kam eine große, hagere Frau in einer Robe aus dicht gefältelter ungebleichter Baumwolle zum Vorschein – über die Schulter blickte sie in den Schacht wie eine Schauspielerin, die durch eine Falltür die Bühne betritt und rückwärts ins Rampenlicht emporsteigt.

Das summende Geräusch, das den Auftritt der Frau begleitete, wurde immer lauter – und als die Frau zwei große, geflochtene Bienenkörbe auf das Deck hob und sie in die Sonne stellte, war jedem klar, um was für ein Geräusch es sich handelte. Die Frau warf einen suchenden Blick um sich, um zu sehen, ob ein anderer Platz für ihre Bienenkörbe vielleicht geeigneter sei, doch schließlich schob sie die Körbe nur etwas von der Tür weg und trat zurück, um sie bewundern zu können.

Dass diese Frau Luci war, konnte zunächst niemand erkennen. Nur ihre riesige Gestalt erinnerte an ihre anderen Verkörperungen. Jetzt waren ihre Haare weder schwarz noch rot – sondern honigfarben – und sie waren weder eingerollt und auf dem Kopf hoch getürmt noch kurz geschoren oder gewellt. Dieses Mal war ihr Haar lang und glatt und reichte hinten bis zu den Schulterblättern. Ihr Gesicht war diesmal weder rund noch kantig, sondern breit und flach, mit seltsamen Augen von einer fast goldenen Farbe: Tieraugen, wild und zärtlich. Die Augen eines Propheten, dessen Worte, genauso wenig befolgt würden wie die Warnschreie eines Tieres.

Als sie die Bienenstöcke endlich gerichtet und auch für sich einen geeigneten Platz gefunden hatte, nahm Luci die geflochtenen Deckel ab. Sie ließ die Bienen entweichen, dann ging sie weg und setzte sich hoch oben auf den Portikus über der Treppe, die zum Laderaum führte. In dieser Position diente sie den Bienen als eine Art Leuchtf Feuer; sie bildeten sofort eine Säule um sie und schienen sie völlig zu umzingeln. Doch bald flogen sie höher und formten eine Wolke, um Luci vor der Sonne zu schützen.

Zur etwa gleichen Zeit, als Luci sich auf dem Portikus niederließ, zeigte sich eine weitere Gestalt, ebenfalls weiß – doch blutbefleckt; sie kam aus dem Kastell und stellte sich an die eine Seite der Arche, etwa zehn Schritte von der Stelle entfernt, wo Luci saß.

Keiner sprach ein Wort. Luci bekundete weder Wut noch Überraschung darüber, dass eine ihrer Gefangenen hier frei herumlief, und Hannah gab kein Anzeichen dafür zu erkennen, dass die Anwesenheit so vieler Bienen sie beunruhigte. Keine der beiden Frauen grüßte die andere – beide verhielten sich genauso kühl, wie sie es immer getan hatten. Ob jede von ihnen die Anwesenheit der jeweils anderen überhaupt zur Kenntnis nahm, war nicht deutlich, so diskret waren ihre Reaktionen – eine leichte Neigung des Kopfes – ein Innehalten vor einer Bewegung: mehr nicht.

Hannah, die genug Tränen vergossen hatte, trug ihr Kind in seinem Leichentuch. Ihre Haltung drückte so viel Strenges – so viel Förmlichkeit aus –, dass es sich ebenso gut um ein gewöhnliches Paket hätte handeln können, was sie trug – einen Gegenstand nur –, nichts, das lebendig war oder auf irgendeine Weise Leben in sich geborgen hatte. Doch Hannah musste der Tatsache ins Auge sehen, dass sie das Gefäß dieses Kindes gewesen war. Ob bewusst oder nicht – ob zu Recht oder nicht –, es gehörte ihr. Also erwies sie ihm die Ehre, die ihm

zustand: Sie hielt es, ganz kurz, an ihre Brust, küsste es auf den Kopf und streichelte seinen Rücken, als wäre es ein Mensch – dann warf sie es ins Wasser – wo es eine ganze Weile obenauf schwamm und irgendwann ziemlich weit von der Arche weggetrieben wurde, bis es außer Sicht war, vermutlich war es schon unter der Wasseroberfläche verschwunden – obwohl Luci einen Augenblick dachte, es vielleicht später doch noch einmal flüchtig gesehen zu haben. Vielleicht war es auch nur ein Seevogel gewesen, denn draußen auf dem Wasser hatten mehrere Vögel die Richtung des Kindes genommen.

Hannah ging ganz langsam zum Kastell zurück – warf nicht einen Blick über ihre Schulter –, zögerte nicht einmal eine Sekunde, bevor sie unter dem Vordach hineinging; sie lief einfach geradeaus und verschwand aus Lucis Blickfeld.

Wenn Luci die Bienen an Deck bringen konnte, warum dann nicht auch andere Tiere?

Mrs Noyes hatte die Idee, ihre Schafe hinaufzubringen, wo sie den Himmel sehen und frische Luft atmen und vielleicht ein Lied singen konnten.

So stolperten der Widder und all seine Mutterschafe und Lämmer die Treppe hinauf, geblendet vom Glanz der Sonne und überwältigt von der Weite des Himmels – die sie inzwischen vergessen hatten. Einige der Lämmer hatten die Welt noch nie gesehen, denn sie waren an Bord der Arche, im abgedunkelten Stall, geboren.

Das alles war wie eine Offenbarung für sie – die Luft und das Wasser – das große breite Deck –, und die Schafe und Lämmer taten nichts anderes als schauen.

Mrs Noyes hob das allerkleinste, allerjüngste Lamm auf und sie sprach zu seinen Eltern und zu allen Schafen, deren Anzahl an Bord der Arche von sieben auf zwanzig gestiegen war –

obwohl so viele Lämmer als Opfer und Futter für den Löwen aus dem Schacht geholt worden waren.

»Es ist höchste Zeit, dass dieser Kleine das Singen erlernt«, sagte Mrs Noyes. »Und welches Lied würde sich besser für den Anfang eignen als *Lamm Gottes*}...«

Kaum hatte sie sie ausgesprochen, bereute Mrs Noyes ihre Worte auch schon. *Lamm Gottes* hatte eine so furchtbare Bedeutung erhalten, seitdem sie es vor Jahwes Ankunft einstudiert hatten. »Nein«, sagte sie. »Wir singen nicht *Lamm Gottes*, Wir singen ein anderes, fröhlicheres Lied. Ich weiß! Wir singen *Lang, lang ists her*. Das haben wir früher alle zusammen gesungen...« Und sie stimmte das Lied selber an – und sah dabei das Lamm in ihren Armen an.

Sag mir das Wort, dem so gern ich gelauscht, lang, lang ists her, lang, lang ist's her. Sing mir das Lied, das...

Sie hielt inne. »Das ist komisch«, sagte sie. »Ich habe den Text vergessen!«

»Määäh...«, machte eins der Schafe zu ihren Füßen.

»Wie?«, fragte Mrs Noyes.

»Määäh...«, sagte das Schaf.

Mrs Noyes lachte. »Was für ein eigenartiger Laut«, sagte sie, »Määäh.«

»Määäh...«, machte das Schaf wieder.

»Ich weiß«, sagte Mrs Noyes. »Viel, viel besser! Wir singen *Wiegende Wellen auf wogender See*. Einverstanden?« Und sie stimmte an:

*Wiegende Wellen auf wogender See,
wallende Fluten der Gezeiten...*

»Was ist? Singt mit!«

*schaukelnd hernieder und wieder zur Höh,
trägst du mein Boot im frohen Spiel...*

»Wollt ihr nicht mit mir singen?«, fragte sie.

»Määäh...«

Mrs Noyes wandte sich dem Widder zu.

»Du kennst doch dieses Lied. Früher haben wir es im Duett gesungen. Los...«

*Ein frischer Wind weht uns geschwind
in blaue, unbegrenzte Weiten,
weht immer, immer zu, ihr Winde, mein Kanu...*

»Määäh!«

»Määäh!«

»Määäh!«

»Machten alle. Jedes einzelne Schaf – der Widder, die Mutterschafe, die Lämmer...«

»Määäh!«

Und kein Einziges von ihnen sang.

Mrs Noyes nahm das Lamm von ihrem Arm und setzte es aufs Deck. Sie kniete sich hin.

»Bitte singt!«, sagte sie. »Bitte.«

Sie kniete direkt vor dem allerältesten Schaf, es hieß Daisy. Zu Hause auf den Weiden, wo die Lämmer geboren wurden, hatte Daisy ihr immer beim Gesangsunterricht geholfen. In Mrs Noyes' ganzem Repertoire gab es kein einziges Lied, das Daisy nicht konnte.

»Also, Daisy. Du und ich zusammen. Los geht's:

Gischtende Brandung am tückischen Riff,

»Määäh...«

strudelnde Wasser mich umlauern...

»Määäh.«

Allen Gefahren trotzet mein Schiff...«

Mrs Noyes hob das Lamm auf und drückte es an ihre Brust. Sie weinte.

»Bitte«, sagte sie. »Hei, wie wir fliegen... durch die... Flut.«
Stille.

Kein Wort.

Mrs Noyes setzte sich aufs Deck. Tränen strömten über ihre Wangen.

»Ach«, sagte sie. »Ach – nein«, sagte sie. »Ach bitte – bitte singt!...«

»Määäh.«

Mrs Noyes schaute sie nur an – und sie schniefte, benutzte ihre Schürze als Taschentuch. Das Lamm wollte von ihrem Schoß – und sie ließ es gehen. Es gesellte sich wieder zu seinesgleichen.

Mrs Noyes saß da und schaute sie an – alle Schafe und Lämmer – wie sie sich aneinander kauerten – und Mrs Noyes ausschlossen. Ihr Mund stand weit offen. Keine Lieder mehr, kein Gesang...

»Määäh.«

Nur määäh.

Nie wieder würden die Schafe singen.

Ham brauchte eine Weile, um sich von dem Schlag, den Sem ihm verpasst hatte, zu erholen – nicht nur, weil Sem so kräftig war, sondern auch wegen des dazu benutzten Geräts, des Tellers, von dem Sem gerade gegessen hatte.

Technisch gesehen hätte man die Situation zwischen den beiden Lagern als ein Patt bezeichnen können. Da Japeth noch

im Arsenal eingesperrt war und nur Ham wusste, wie man ihn befreien konnte (eine geniale Serie von Knoten), war niemand da, der zu kämpfen bereit war. Und ohne Kampf keinen Sieg.

Niederlagen gab es jedoch auf beiden Seiten. Ham war überwältigt worden – und hatte die Kontrolle über seine Gefangenen verloren. Sem, Hannah und Doktor Noyes waren frei. Doch auch Ham war frei, und seine Mutter und Luci und Emma ebenfalls.

Noah hegte finsternen (und berechtigten) Verdacht gegen Ham – er war sicher, dass sein Sohn das Affen-Kind nicht nur gesehen hatte, sondern auch die richtige Schlussfolgerung hinsichtlich dessen Erzeugers gezogen hatte. Nichts davon wurde erwähnt, die Tatsache, dass es so war, hing jedoch wie ein Damoklesschwert über den beiden.

Um die Oberhand zu gewinnen, verkündete Noah erneut die unverrückbare Wahrheit des Edikts.

Jahwe hatte verfügt.

Paarweise waren sie an Bord gekommen.

Paarweise hatten sie die Fahrt bis jetzt überlebt, und offensichtlich lag der schlimmste Teil der Fahrt – wenn man den jetzt blauen Himmel und die Wiederkehr der Sonne in Betracht zog – hinter ihnen.

Paarweise mussten sie durchhalten. Wenn nicht, wäre alles verloren: für alle. Ohne Ham und Luci und Mrs Noyes und Emma könnten die Arche und die Tiere nicht überleben – und Mrs Noyes und Emma und Luci und Ham könnten ohne Doktor Noyes und Schwester Hannah nicht überleben, deren Gebete und deren Verstand und Vertrautheit mit den Geboten Jahwes das Überleben aller an Bord garantiert hatten. (Merkwürdigerweise wurden in dieser Litanei weder Sem noch Japeth mit einem Wort erwähnt.)

Nachdem er das alles im Beisein von Sem und Hannah angehört hatte, ging Ham hinaus und setzte sich in den

Schatten des Portikus, hinter die Bienenstöcke und unterhalb von seiner Frau. Sie fragte ihn, was geschehen war – und er berichtete. Von dem Affen-Kind erzählte er allerdings nichts – er sagte nur, dass Hannahs Kind geboren und tot war.

»Ja«, sagte Luci. »Und sie hat es über Bord geworfen. Genauso wie sie weiterhin alle Affen und alle Dämonen und alle Einhörner über Bord werfen werden, solange diese Fahrt noch andauert...«

Ham kniff die Augen zusammen und schaute nach oben, doch er konnte von seiner Frau nur die Füße mit den Schwimmhäuten und den Saum ihres Kleides sehen – und den Oberbalken, auf dem es von Bienen wimmelte.

»Was du sagst, klingt, als würde die Fahrt ewig dauern«, sagte er.

»Vielleicht wird es so sein«, sagte Luci.

Ham schwieg einen Moment. Dann konnte er sich nicht mehr zurückhalten, die Frage drängte aus ihm heraus: »Warum hast du gesagt, sie würden weiterhin alle Affen über Bord werfen, nicht nur die Einhörner und Dämonen?«

»Weil sie es tun werden.«

»Aber – warum Affen?«

»Was Hannah unter meinen Augen ins Wasser geworfen hat, war doch ein Affe.«

»Woher hast du gewusst, dass es ein Affe war?«

»Ich wusste von dem Augenblick an, als es gezeugt wurde, dass es ein Affe sein würde.«

Ham hielt es für das Beste, nichts mehr über den Affen zu fragen, sonst könnte Luci ihn dazu bringen, etwas auszusprechen, was er nicht sagen wollte.

»Liebst du deinen Vater?«

(Sie wusste es!)

»Ich achte ihn. Das ist meine Pflicht.«

In das Summen der Bienen hinein sagte Luci: »Ich wünschte, ich könnte dir beibringen, mehr Angst zu haben.«

»Du hast keine Angst«, sagte Ham.

»Doch«, sagte Luci.

»Wirklich?«

»Ja. Mit ganzem Herzen.«

Da kam Mrs Noyes durch den Portikus und ging suchend um Ham herum.

»Wo ist dein Vater?«, fragte sie.

»Ich glaube, er ist zum Beten gegangen.«

Mrs Noyes schwieg, ging aber weiter und setzte sich auf die Treppe, die zum Afterdeck führte. Dort zog sie ihre Schürze über den Kopf als Schutz vor der Sonne.

Als Nächstes kam Emma, die sich – wortlos – auf die oberste Stufe der Treppe setzte, die in den Laderaum führte. Sie hatte eine große weiße Taube dabei.

Niemand sagte etwas.

Jeder von ihnen beobachtete das Kastell: spekulierte – und wartete.

Was würde Jahwe zu Noah sagen?

Was würde Noah zu ihnen sagen?

In der Kapelle schloss Noah die Tür und war jetzt völlig allein.

Das silberne Kätzchen lag noch immer auf dem Altar.

Ein Wunder – Unsinn!

Es war die ganze Zeit nur Mrs Noyes' verfluchte Katze gewesen!

Er stierte die Ikonen an; stierte den Altar an; stierte die Großen Roten Schatullen der Weisheit an.

»Wo seid Ihr?«, fragte er. »WO SEID IHR?«

Die Ikonen – der Altar – die Schatullen schwiegen. Nur der Weihrauch bemühte sich um eine Antwort, fiel leise in sich zusammen und hörte zu rauchen auf.

»Alle anderen sind tot«, flüsterte Noah. »Warum nicht auch Jahwe?«

Er schaute die Ikonen an.

Da.

Nun gut. Wenn er dorthin gegangen war – würde er dort bleiben. Bärtig; alt und rubinäugig. Mit goldener Haut und schwarzen Roben würde er nach zerkrümeltem Weihrauch riechen. Nach Glocken und Gebeten klingen. Seine Freunde im Stich lassen – sie verderben lassen – allein...

Noah setzte sich und wickelte sich in seine Roben.

Er wartete eine halbe Stunde.

Dann stand er auf.

Er ging zur Ikone, die ihm am nächsten war – einer Ikone, die Jahwe zornig und mit weit geöffneten Augen darstellte. Noah trug ihn zum Altar, schob das silberfarbene Kätzchen beiseite und legte die Ikone an seine Stelle.

Dann zog er noch mehr Weihrauch heraus, zündete ihn an, streute chinesisches Pulver auf die Ikone, zündete es ebenfalls an und begann die Glocke zu läuten.

Dann ging er hinaus, um seinen Leuten mitzuteilen, was Jahwe gesagt hatte.

Alle waren auf Deck in der Sonne versammelt.

Noah stand da, einen Raben auf dem Arm, und er erzählte ihnen vom Bund zwischen Noah und Jahwe: vom Versprechen, dass es nie mehr eine Sintflut geben würde; vom Dekret, dass alle die Arche verlassen und sich auf Erden mehren sollten; und dass alles, was lebte und atmete und sich bewegte, in ihre Hände gegeben wurde – *für immer*. Und er

wies auf das Symbol des Bundes und sagte zum Raben: »Geh, sei frei! Komm zurück, wenn du gefunden hast, was wir suchen!«

Und jeder schaute und jeder lauschte und manche hatten Zweifel und manche glaubten.

Und Japeth hämmerte an seine Tür.

Noah befreite ihn.

Emma sagte: »Ich fand den Regenbogen wunderschön, du nicht?«

Luci sagte: »Ja. Er war schön wie ein Papierwal.«

Der Rabe kam nicht zurück.

Sie warteten.

Eine ganze Woche.

Er kam nicht.

Noah schickte eine Taube hinaus.

Und sie warteten.

Es war Emmas Taube.

Wieder warteten sie eine ganze Woche.

Und sie kam nicht zurück.

Also schickte Noah eine weitere Taube hinaus. Und noch eine. Und noch eine.

Und keine kam zurück.

Eine Woche – zwei Wochen – drei Wochen.

Schließlich schickte er eine eigene Taube hinaus – sie war besser dressiert als die anderen.

Und diese Taube kam zurück. Mit einem Ölzweig im Schnabel.

Und Noah sagte: »Seht ihr?«

»Ja«, sagte Luci. »Wir sehen.«

Mrs Noyes holte Mottyl aufs Deck der Arche und eines Nachts saßen sie zusammen im Mondlicht. Ganz still lag die alte Katze auf dem Schoß der alten Frau. Siebenhunderteinundzwanzig Jahre zusammen.

Mrs Noyes musste an Noahs Regenbogen denken, der aus Papier war – an seinen Bund mit Gott und an den Ölzweig, der früher einmal der Ölzweig war, auf dem die Taube in ihrem Käfig saß, durch den Emma sie fütterte. Und sie dachte: Es wird nie aufhören. Die Fahrt wird nie, nie zu Ende sein. Und wenn doch...

Sie legte die Hand auf Mottyls Kopf. Hier war die Katze, deren Augenlicht Doktor Noyes zerstört hatte, und dort unter ihnen war die Welt, die von Noah (mit Hilfe seines erlauchten Freundes) zerstört worden war, und alles, was von dieser Welt übrig blieb, war nicht mehr als das, was diese alte blinde Katze und sie selber gesehen hatten – als sie vor langer Zeit im Schaukelstuhl auf ihrer Veranda über dem Tal saßen. Und jetzt wollte Noah wieder eine Welt und wieder Katzen, die er blenden konnte. Nein – verdammt, nein, dachte sie.

»Nein!«, sagte sie.

Mottyl hörte es – und regte sich.

Mrs Noyes sagte: »Ich wollte dich nicht wecken. Tut mir Leid. Leid – aber auch nicht Leid. Halte mit mir Wache, Motty – du blind und ich sehend, hier im Mondlicht. Wir sind hier, Liebes. Trotz allem – wir sind hier. Und – verdammt noch mal – ich nehme an, hier werden wir bleiben.«

Mrs Noyes suchte den Himmel ab.

Keine einzige Wolke.

Sie betete. Doch nicht zum abwesenden Gott. Nie, nie wieder würde sie zu einem Gott beten, der abwesend war. Zu den abwesenden Wolken betete sie. Und zum leeren Himmel.

Sie betete um Regen.

DANKSAGUNG

Neben vielen anderen Menschen danke ich besonders David Staines, dessen Sachkenntnis und Hilfe mir beim Schreiben dieses Buches unentbehrlich waren; auch Phyllis Webb, deren Gedicht *Leaning* den ersten Anstoß für dieses Buch gab und die, ebenso wie E. D. Blodgett, meinen Geschichten über Katzen und Einhörner sehr geduldig zugehört hat. Mein Dank gilt auch Keith und Catherine Griffin, die mir ihre Scheune als Arche und ihre Tiere als deren Bewohner zur Verfügung stellten. Wie immer bin ich auch Stanley und Nancy Colbert zu großem Dank verpflichtet, und ganz besonders William Whitehead. Dem Canada Council danke ich für die Unterstützung während der Arbeit an diesem Werk.